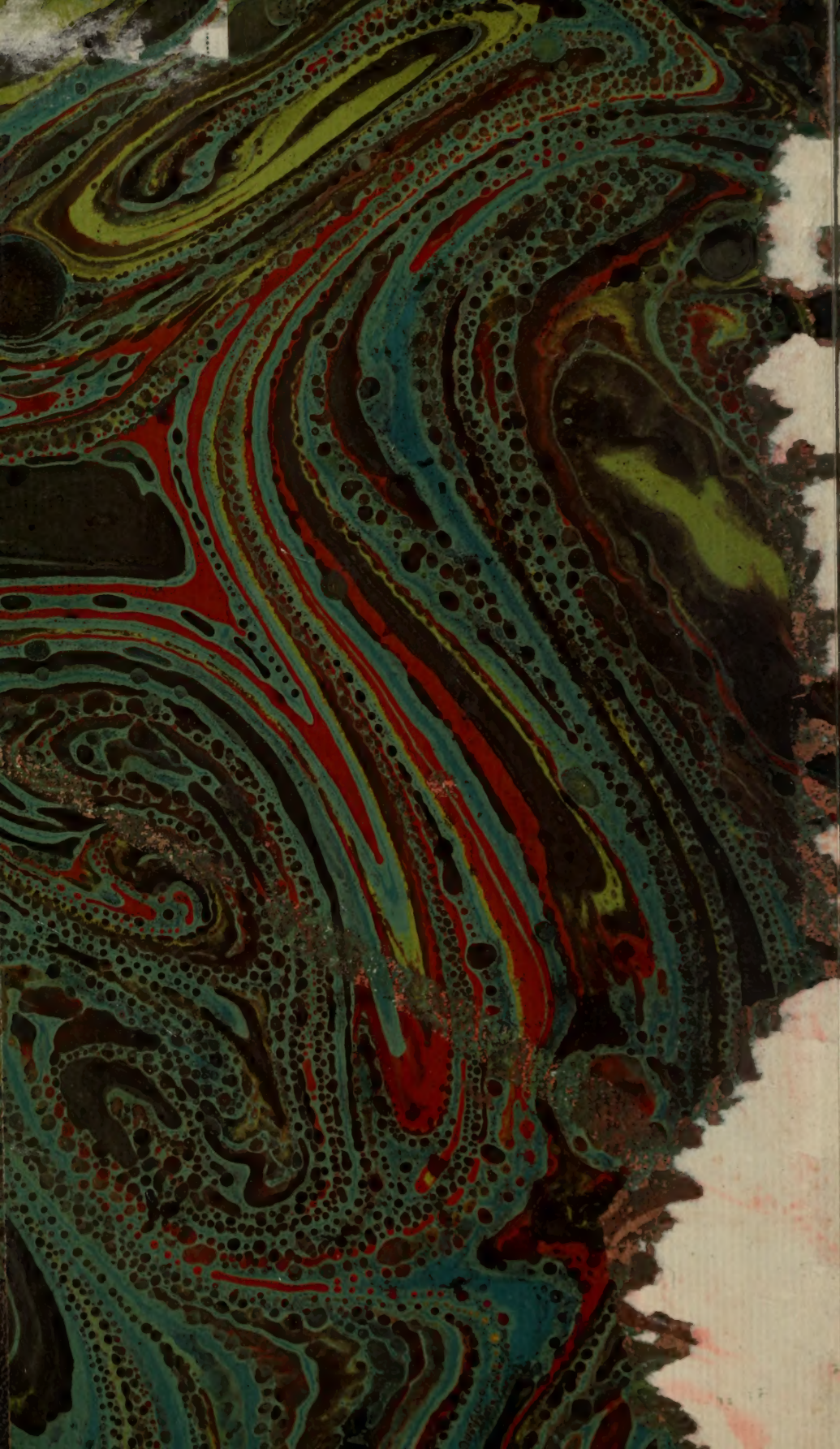

Die Briefe

von

Abälard und Heloiſe

Herausgegeben und
eingeleitet von
W. Fred

1911

Erſchienen im Inſel-Verlag zu Leipzig

THE INSTITUTE OF MEDIAEVAL STUDIES
ST. MICHAEL'S COLLEGE
LIBRARY

Feb
~~JAN~~ 4 1938

10534

EINLEITUNG

WAS Menschen über sich selbst in gesprochenen Worten oder schriftlichen Aufzeichnungen mitteilen, ist nie wahr. Der eine kokettiert mit Verlogenheit und Verderbtheit, der andere prahlt mit Einfalt und Charakter. Aber was sie über sich sagen, ist, um ein griechisches Philosophenwort zu gebrauchen, „auch wahr". Deshalb lesen wir Selbstbekenntnisse und lassen uns Beichten unserer Freundinnen und Freunde gefallen; es ist nur nötig, das Aufgeschriebene, Brief oder Autobiographie, Monolog, Träne und Ironie, sich dann zu übersetzen. Reue kann lustreiche Erinnerung heißen und zornige Trauer, daß die Freude vorbei ist und nicht wiederkehrt. Stolz, Resignation, Atheismus mag der Schrei des Ängstlichen im Walde sein; und die Prahlerei, alle Kniffe des lieben Gottes erkannt und ihm ordentlich in die Küche geschaut zu haben, heißt auf gut Deutsch: Beschränktheit. Man muß diese „persönliche Literatur" also lesen können. Nun ist das Lesen schließlich wie alle Funktion der Existenz, alles Leben eine Beziehung. Das Schreiben und Reden natürlich auch. (Ebenso Liebe und Haß, Wärme und Kälte, Radioaktivität und Ackerbau.) Unser Sein beginnt erst, wo, im Bilde gesagt, die Wellen unserer Sinnlichkeit anderen Wellen begegnen; die sich vereinigen, zurückstoßen oder durcheinanderwirbeln. Darum ist ein Brief erst ein Brief, wenn ihn der andere bekommen hat; dem Dritten ist er so recht auch gar kein Brief mehr,

es sei denn, wir wissen auch was von den Dingen, die ihm zur Geburt verhalfen, und von der lauten oder stummen Antwort, die ihm wurde. Irgendwie vollenden sich alle Kreise, alles wird zum Ringelreih. Und gelegentlich fährt es dem Zuschauer in die Beine, und er möchte mittanzen.

Daran wird erinnert, weil hier die berühmtesten Liebesbriefe in die Hände von Kindern einer Zeit gegeben werden, die manchmal sich und uns vorlügen, sie seien schon so kultiviert und industrialisiert und sozialisiert, daß sie selbst gar keine rechten Liebesbriefe mehr schreiben. Nur noch Rohrpostkarten, „Cables" und Telephongespräche gäbe es in ihrer reichen Existenz. Kinder, Kinder, in meinen Zimmern steht da eine Truhe, und in der liegen nun eingesargt viele, viele Blätter; und manchmal kommt zwischen den Eisenbändern der Truhe der Atem früherer Tage hervor und ein Duft von Zärtlichkeit und — Lüge; an anderem Orte decken sentimentale Bilder geheime Schränkchen, auch in ihnen . . . Ihr alle habt dergleichen, so modern ihr seid. Und tröstet euch, alle meine und eure Liebesbriefe sind gerade so aufrichtig und gerade so verlogen, und gerade so kokett und gerade so geschwätzig, gerade so eindeutig und gerade so vielgestaltig, so bunt und so blaß, so theoretisch und so wirklich wie jene Episteln Abälards und Heloises, die wir alle tausendmal zitiert und nie gelesen haben.

BQ
6302
.E663

Sehen wir sie uns mit den Augen und den Gefühlen dieses Frühlings 1911 an. Das 12. Jahrhundert hat sie werden lassen, romantische oder zynische Naturen anderer Tage haben ihnen entnommen, was ihrem Sinn, ihren Wünschen und Posen gerecht war. Zierliche gallische Abbés haben sich in dem Abt Abaelardus zu spiegeln gesucht und ihre Intrigen oder Illusionen an seinen gemessen. Allerhand echte und scheinheilige, ganze und halbe Jungfräulein probierten das Kostüm der frommen Nonne Heloise und erschauerten ein wenig, als sie ihre Glut und ihr erotisches Talent von dem Pariser Kinde des 12. Säkulums übertroffen spürten. Es rauschte in Wäldern, Gärten, Bibliotheken und Druckereien, man paraphrasierte, travestierte, ironisierte und erforschte das Verhältnis des Abtes von St. Gildas und der kleinen Nichte des Kanonikus Fulbert aus der Rue de Chantres in der Cité von Paris. Sie waren rührend, die beiden; die, grausam getrennt, dennoch nie voneinander ließen und, erst nach dem Tode in einem Grabe vereint, auf die himmlische Auferstehung und Vereinigung warteten, die ihrer Treue nach aller Unbill der bösen Welt dort ja werden mußte. Und man nannte ihn und sie Märtyrer und Heroen und wahre Christen, weil sie sündigte, solange er konnte, und sie im Kloster sentimental war, als er nicht mehr konnte. Man fand ihn lästerlich und sie ein Bild der verfolgten Unschuld und dennoch Getreuen. Man ridikü-

sierte den Herrn, der, ein betrogener Betrüger, von einem tölpelhaft scheinenden Onkel (war, fragte man, etwa der Onkel selbst . . . ?) zum Eunuchen gemacht wurde. Und man pries die Kunst ihres edlen Briefstils, ihre Gelahrtheit, als hätte das süße und begehrliche Kind mit ihren Briefen anderes wollen als alle Mädchen und Frauen, die gerade nicht küssen dürfen und die unruhigen Nerven ein wenig besänftigen durch die heitere Erinnerung an allerlei unheilige, aber recht wohltuende Körperübungen. Kurz: man las diese Korrespondenz und nannte sie „galant" oder „empfindsam" oder „ein Muster früher Literatur". Man las, erhitzte oder erheiterte sich, entrüstete sich oder — übersetzte, und so gibt es allmählich nicht mehr ein Bündel Briefe, sondern mehr als ein Schock, wie eben jede Zeit ihren Abälard und ihre Heloise brauchte.

Natürlich hat es immer gottlob auch ernsthafte Menschen gegeben, denen es um Urkunden und wissenschaftliche Treue zu tun war und die es fertig brachten, sich und anderen vorzulügen: ihr Abälard und ihre Heloise seien die wirklichen, die einzig historischen gewesen. Man durchstöberte die Bibliothèque Nationale, als sie noch eine Bibliothèque Royale war, das Archiv von Troyes und die stillen Räume des Vatikans — da kam auch sehr viel Schönes, Lehrreiches und gar nicht zu Bezweifelndes zutage, und wahrhaftig, in diesen Frühlingstagen jetzt, da in meiner

Wohnung sich lateinische Codices und französische Quellenschriften und ganz schändliche englische Verballhornungen und der Roman de la Rose und zierlich-lüsterne Reime, Jesuitenübersetzungen und tolerante Objektivitäten begegneten, in allen aber stand von Abälard, der Heloise liebte, sie aber liebte ihn, und beide hatten ein so entsetzliches Malheur, — da roch es manchmal ganz sonderlich nach romanischer Philologie, Sexualpathologie, Kirchengeschichte, Fußnoten und dem ewigen Abenteuer großer Liebe und Lüge.

Unveröffentlicht, ein erster, allererster Druck, „Primeur" sind also, so leid's mir auch tut, diese Briefe nicht. Auch gibts schon deutsche Übersetzungen. Immerhin, und wie schon gesagt, wir wollen sie im Lichte unserer Tage lesen. Nur dieser Versuch wird hier gemacht. Weder ich, der Herausgeber, noch meine Leser dürfen prunken mit der Entdeckung des Traktats „de calamitate", in dem Abälard die ganze Geschichte ausführlich selbst offenbart, und der sieben Briefe, die zwischen Abälard und Heloise hin und her gingen. Nur für uns wollen wir sie neu finden; und in ihnen zwei ewige Gestalten des Schachspiels der Geschlechter und einige Anmerkungen zur Naturgeschichte der Liebe und zur Psychologie ihrer Spiegelung in den halb bewußt, halb naiven Krankheitsgeschichten der Liebe, dieser ewigen humorvollen menschlichen mal'aise, die man pathetisch, tragisch, komisch,

ironisch, kühl, exhibitionistisch, überlegen, kritisch, sogar natürlich — wie jeder eben gerade will — nehmen kann. Und nehmen muß. Denn dazu sind wir hier auf Erden.

Nun erwartet irgendwer vergeblich die Aufzählung aller Ausgaben der Briefe und Werke des Abälard. Dazu eine kritische Bibliographie, Lesarten, die Geschichte dieser Geschichte also. Ich will mich aber nicht damit quälen, meinen Zettelkasten auszuräumen und Bibliothekskataloge abzuschreiben. Andere habens getan, ich bewundere sie, aber wir haben gelegentlich Amüsanteres zu tun. Nur ein wenig blättern, das ist liebe Gewohnheit, die man nicht mehr recht lassen kann, und den Hintergrund unordentlich und aufs Geratewohl ein wenig mit Farben versehen, damit dann die beiden Menschen, die uns hier angehn, besser im Raume stehen.

Also zwölftes Jahrhundert. Es hat daher noch keine Druckerpressen gegeben. Aber in den Klöstern saßen fleißige Mönche, die, wenn die schönen Tage aktiver Erotik vorbei waren, den Blick fromm zu Gott gewendet, Pergamente beschrieben. So war man längst nicht mehr zu naiv, um Briefe, die man der Geliebten oder einem sogenannten Freunde schrieb, für allergeheimste Menschlichkeiten zu halten. Und der Gedanke, daß andere — nicht nur eine oder einer — die lieben Zeilen lesen werden, schaffte den ewigen Reiz, dem wir das Entstehen aller wertvollen autobiographischen Literatur danken. Zur Vorstel-

lung, wie wird er sich freuen, sie sich schämen, seine Begierde wach, ihr Blut heiß werden, wenn der Brief ankommt, war schon die andere getreten: und so tue ich mein Teil, um der Welt jetzt und immerdar so zu erscheinen, wie ich gerne möchte. Pose? Natürlich. Pose ist sozusagen das Differenzierungsmittel zwischen gleichgültigem Bericht und wirklichem Brief. Oder: Pose ist Stil. Die Pose als Kulturmittel — schreibt doch dieses Kapitel! Man ist noch nicht ganz so, wie man weiß, daß man sein könnte oder sollte. So will mans doch scheinen und färbt in diesem Sinne, wenn man Talent genug hat, Gespräch, Brief, Tagebuch, hilft dem Geschick ein wenig, pointiert das Leben. Schleift die Wirklichkeit, bis sie schön oder doch sonderlich glänzt. Unser Abälard hats gut verstanden. Und Heloise war seine brave Schülerin.

Sie hatten sich geliebt. Reichlich und begabt. Ihre Beziehung war nüanciert, und sie freuten sich an ihr, heute naiv und morgen das Abenteuer als Abenteuer genießend. Man wirds ja lesen. Dann wars vorbei. Abälard wird kastriert; Heloisens Onkel, Fulbert, hat das beste Mittel gewählt, damit die Sache, die ihm nicht paßt, ein Ende hat. Es ist fürchterlich, aber in jener Zeit nichts so Absurdes, als man jetzt glauben mag. Ehebrechern geschah derlei nach Gesetz und Anstand. Schließlich, ob ein Schöffengericht den Geliebten ins Gefängnis setzt oder ein Onkel ihn entmannen läßt, das gleiche Ethos,

das die Frau als Besitz faßt und den, der ihr tut, was sie will und wofür sie dankbar ist, straft, ist wirksam. Abälard geht ins Kloster und lehrt Weltweisheit und Dogmatik, seine Heloise hat er schon vorher zur Nonne gemacht, und die Jahre ziehen ins Land. Zwölf Jahre sind vergangen, bevor die Wege der beiden Menschen wieder einander kreuzen. Was hätte der arme Herr Abälard auch sonst . . . ? Nun geschieht, was auch in moderner Leute erotischer Existenz vorgeht: es ist allmählich soweit, daß man statt einer Wirklichkeit, die doch nichts Rechtes mehr sein kann, intellektuelle Erotik treibt. Der Mann, der früher tüchtig hatte lieben können und das weise und höchst moderne Axiom aufgestellt hat: alle Varianten der Liebeshandlung, mögen sie an sich noch so fern der Lust scheinen, werden süße Entzückung, wenn die zwei Menschen verliebt und für diese Tätigkeit talentiert sind, genießt nun schreibend seine Vergangenheit, holt Reize aus der Spiegelung seiner Natur und seiner Schicksale in bewußter geistiger Umformung des Gewesenen, kurz, er verfaßt eine Autobiographie: den Traktat „de calamitate".

Literarisch ausgedrückt: er sucht für seine Apologie den Rahmen eines Briefes an einen leidenden Freund, dem zum Troste er aufschreibt, wie böse die Welt gegen ihn war und ist. 1134 scheint dieser fingierte Brief entstanden zu sein, der die Korrespondenz des Liebespaares eröffnet

und zu diesem neuerlichen, ach nur literarischen Verhältnis Anlaß gibt; denn er wird Heloise in die Hand gespielt, und es kommt, was kommen muß und soll: die junge Frau erinnert sich, wie schön es war; trotz allem Wissen, daß die süßen Stunden nicht wiederkommen können, schreibt sie dem enthaltsam und heilig gewordenen Manne einen recht heißen Brief, und er antwortet ihr, daß alles nichts hilft. So sagt ers natürlich nicht; er ermahnt sie, Gott, ihrem himmlischen Bräutigam, demütig zu dienen, für ihn zu beten, nicht mehr an sinnliche Lust zu denken, zu bereuen, lügt ein wenig, ist geistreich, gelehrt, zynisch, spielt mit ihrer Sentimentalität, klagt über die schlechten, sittenlosen, gehässigen Menschen — man übersetzt seine Philosophie und Theologie ins Menschliche: Liebes Kind, dein Onkel hat mich leider Gottes unfähig gemacht, noch weiter zu sündigen. Er war nämlich ein Werkzeug des Herrn, um unsere Seelen zu retten. Warum soll mans nicht auch so sagen? Und Heloise will die Briefe nicht missen, die zu Illusionen, Träumen und Nervenerregung dienen, sie paßt sich also seinem Tone an, gelehrig wie ehedem, als er sie anderes zu tun und freudig geschehen zu lassen hieß. Briefe kommen und gehen, geistliche Dinge bieten die Gelegenheit, bis der sehr fromm und allmählich auch ein wenig eintönig gewordene Abälard stirbt. Und ein hoher geistlicher Herr ist so nett, künftiger Romantik zu dienen, indem er bei Nacht und Ne-

bel den Leichnam zu Heloise ins Kloster bringt, ein funebres Geschenk.

Der Traktat und die Briefe, zuerst im klösterlichen Spätlatein geschrieben, werden eine beliebte Lektüre der Kenner und, nachdem schon im 13. und 14. Jahrhundert viel über sie geschrieben worden ist, übersetzt sie Jean de Menng ins Französische. Es beginnt die Rettung Abälards, seine Umwandlung in einen mißhandelten Heiligen, die Erhöhung Heloises zur ewig unschuldsvoll, in und über den Tod Getreuen. Die Legende hat früh zu arbeiten begonnen, bis schließlich die beiden fast Romanfiguren scheinen. Man hat ja den Abälard auch zum Verfasser des Roman de la Rose machen wollen. Und da der berühmte Traktat „de calamitate", der die Lebens- und Liebesgeschichte in einem Tone, der aufs entzückendste vom Naiven ins Höchstbewußte, von der zerebralen Sinnlichkeit ins Zerknirschte spielt, ja recht bald als fingierter Brief an einen Freund deutlich wird (erst ein später Übersetzer Bussy-Rabutin hat den Namen dieses Freundes, eines Herrn Philinte — das klingt schon nach der Sevigné — entdeckt), so braucht man sich nicht weiter zu verwundern, daß jede neue Übersetzung sich weiter vom Tone des Originals entfernt, das in einem 1616 von Franciscus Amboesius edierten lateinischen Kodex[1], der auch die übrigen Werke Abälards,

[1] Petri Abaelardi, Filosofi et theologi Abbatis Ruyensis, et Heloisae coniugis eius, primae paracletensis

allerhand Schriften für ihn, theologischen Kleinkram enthält, zuerst jener Öffentlichkeit gegeben wurde, die seit Jahrhunderten allerlei Arabesken um Schicksal und Briefe Abälards und Heloisens gezogen hatte. Petrarca hat dann viel für den Ruhm dieser Korrespondenz getan, die Klassiker stritten um das Seelenheil der beiden, die Romantik führt Intrigenfiguren im Geschmacke der verschiedensten Kulturen ein, es wird lustig gefälscht, travestiert und wieder gereinigt, die Benediktiner wollen ihren Helden so, die Jesuiten anders, Engländer machen Heloise zu einer schmachtenden Engelsgleichen und Rokokoleute zu einer portugiesischen Klostererotikerin, holländische Bücher in Prosa und Vers verbreiten das Malheur dieser Aventüre, von der schon die Minnesänger auch nicht allzu zimperlich, aber doch ohne Betonung des Abenteuerlich-Amüsierlichen gesungen hatten. Der wirklich vielseitige Abälard selbst, wenn auch nicht der erste trouvère, so doch einer der frühesten, hatte ja auch schon zur Ehre seiner Geliebten manchen Vers gemacht, der übers Land zog und auf den sie noch in ihrer Zelle dann stolzer

---

Abbatissae Opera nunc primum edita ex Mms. Codd. et illust. Francisci Amboesi, Equitis, Regis in sanctioro consistorio consiliary baronis Chartrae & c. Cum eiusdem praefatione apologetica et censure doctorum Parisiensum. Parisis. Sumptibus Nicolai Buon, via Jacobaea sub signis sancti Claudy & Hominis Siluestris. M. DXVI.

war als auf die eigene, auch von Autoritäten beglaubigte Gelahrtheit.
Bayle in seinem berühmten und oft so unterhaltlichen Dictionaire historique et critique kann schon viele Seiten über die Tatsachen dieser Schicksale, das Authentische, den Tratsch, die Symbolik, die Meinung des einen und anderen Kommentators schreiben. 1720 erscheint die verdienstliche und nicht allzu kleine Biographie des Dom Gervaise, ein hohes Lied des Abälard — allerdings sagt Saint Simon, daß dieser Ehrenretter selbst auch mit einer Nonne eine amour hatte und darum Grund, für seinen Abälard einzutreten. Nun häufen sich die Bücher für und wider. Die Verliebten hatten wirklich keine Ruhe in ihrer gemeinschaftlichen Gruft. Die Theologen waren schon früh am Platze gewesen. Kein Wunder; man wird ja hören, daß Abälard ihnen schon bei Lebzeiten genug zu schaffen gemacht hat, gewissermaßen der Schutzpatron der Scholastiker und theologischen Sophistik ist. Da man ihn aber auch den ersten modernen Rationalisten nennen kann, ist es nur gerecht, daß seine Autobiographie als ein Präludium zu Rousseaus „Confessions" genommen wird, besonders weil beide, Abälard wie Rousseau, etwas fürs Schlagen übrig hatten. Fürs Schlagen als Erotik natürlich, der eine mehr aktiv, der andere mehr passiv, aber beide recht klar und sehr im Sinne neuer Sexualpsychologie und -pathologie sich dessen bewußt, daß Rute

und Peitsche, ein nackter und schöner Frauenleib und derlei züchtigende Berührung nicht rohe Gewalttätigkeit, sondern süßeste Zärtlichkeit, Reiz für beide ist. Die Stilkritiker machen auch, wenn man Jahrhunderte Zeit hat, so ihre Anmerkungen, der eine hat dieses Manuskript gesehen, der andere jenen Kodex nicht unbemerkt gelassen, und so gäbe es noch manche Notiz. Im 18. und bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts haben Abälard und Heloise ganz absonderliche Gesichter.

Ein Engländer ist vor allem schuld daran, daß ihre Gesichter ins Sentimentalische verzerrt wurden: Alexander Pope, wozu Colardeau ein übriges tut. Und deutsche Seelen sind gern bereit, aus dem vergnügt-sinnlichen Sophisten, der erst aufhört, seine kleine Heloise sanft (aber zur Abwechslung gelegentlich auch mit starker Hand) zu liebkosen, als kein Gott ihm mehr helfen kann, sich und sie zu befriedigen, einen Schwärmer zu machen und aus ihrer Verzweiflung, daß heißem Blut kein Genüge im Hymnensingen zu finden ist, eine mystische Veranlagung. In Berlin und Potsdam erscheint bei Christian Friedrich Voß (aber natürlich auch vielfach anderswo) eine Übertragung nach Pope und Colardeau, überschrieben „Die Geschichte und Briefe des Abälard und der Eloise", in welcher ihr Unglück, die verdrießlichen Folgen ihrer Liebe beschrieben sind, nebst einem Gedichte Eloisens und Abälards. (Na-

türlich für sie, nicht von ihnen gedichtet.) Ein Beispiel, wie damals die Leute sie sahen. Pope singt:

Canst thou forget that sad, that solemn day
When victims at your altars foot we lay?

Eine deutsche Übersetzung des würdigen Korrektors Wilh. Jul. Wiedemann in Neuhaldensleben übersetzt „Schlachtopfer" und läßt „Halt, halt" und „Barbar" schreien. Selbst in seiner Zerknirschung sind Abälards Erinnerungen an die Altäre, die ihn mit Eloisen vereinigt sahen, weniger trostlos und feierlich. Sie hatten gerade kein anderes Kämmerlein für ihre Liebe und kein Bett, als Abälard einmal die Heloise im Kloster von Argenteuil, ebendort wo jetzt die besten Pariser Spargel wachsen, besuchte, und da mußte die heilige Jungfrau ihren Altar herleihen. Arges Tun für einen christlichen Weisen; gewiß. Heloise, daran gemahnt, gesteht noch zwölf Jahre später: Wenn ich daran denke, zuckt mein Körper unwillkürlich, und im Schlafe geschehen mir dann sonderbare, aber immerhin faute de mieux genußreiche Dinge. Was der gute Pope „dear ideas" nennt, die „der Getreuen stets gewärtig" sind und unser Wiedemann als die „lieben Bilder" vergangener Liebe anspricht. Während nun gerührte Seelen sich Abälard und Heloise vorstellen, wie sie zärtlich Hand in Hand durch blühende Klostergärten wandern oder die Verlassene in der Zelle eine einsame Träne auf das fromme Brevier vergießt, fingieren ko-

kette und spitzfindige Erotiker, an allerlei badinages ihre Freude habend, Intrigen, machen aus den, wie man leider sehen wird, im Original nur zu selten durch sinnliche Anspielungen unterbrochenen dogmatischen Auseinandersetzungen eine Schule der Liebeskunst. Die Lektionen, die Abälard der Heloise einmal gegeben hat und die ja wirklich nur sehr von ferne an Gottesgelahrtheit mahnen, geben Gelegenheit zu Verslein, halb rimes, halb Knittel. In seiner Histoire des amours d'Abélard et d'Heloise (Cologne 1724) sagt Herr Armand auch recht offenherzig:

Je chante de Pierre Abailard
Et non pas de Colin Maillard,

und als Grabschrift läßt er den reuigen Sünder statt jener verzeihenden Worte, die nachher die milde Kirche für ihren Sohn fand, die lästerliche Eindeutigkeit haben:

Ci git l'homme à qui l'on coupa
Rasibus ce qui fit papa.

Ein anderer Witzling Pierre Marteau findet für die infortunes dieser wahrhaftig Unseligen „vers Satiri-comi-burlesques", und wenn in Amsterdam 1706 ein Recueil de lettres galantes et amoureuses d'Heloise et d'Abailard, d'une religieuse Portugaise au Chevalier *** et celle de Cléante et de Bélise et leurs réponses avec l'histoire de la matrone d'Ephêse publiziert wird, so weiß man bald, was los ist. Immerhin, diese galant-koketten Paraphrasen kommen innerlich

dem Wesen und der Erotik der beiden doch näher als eine fünfaktige Tragödie, die in Osnabrück bei Friedrich Rackhorst erschien, und wie eines berühmteren deutschen Poeten, dessen Namen ich lieber übergehen will, schöne redselige Empfindsamkeit aus dem stärksten Typus rationalistisch-handgreiflicher Männlichkeit vorher und brutal enthaltsamen Eunuchentums nachher eine verfolgte Unschuld macht; und aus einer prachtvoll wachen und aufrichtig alle Süße der Liebe preisenden und immer wieder begehrenden Frau einen Schmachtfetzen. Gar zu Unrecht berühmt aber ist ein Büchlein, das, wie das so oft geschieht, von dem berühmten Namen des Verfassers Ludwig Feuerbach getragen, immer wieder zitiert worden ist, aber selten gelesen. Sonst wüßte man, daß diese philosophischen, humoristischen „Aphorismen" nur altmodische, ironisch-sentimentale, ein wenig metaphysisch-mystizierende (oder soll ich sagen: mythisierende) Gedankensplitter sind, mit denen wir heute gar nichts anzufangen wissen.

Die Übersetzung der Briefe, die man hier findet, geht zurück auf den schon erwähnten Kodex des Amboesius, auf die 1840 von dem berühmten Bibliophilen Jacob einer „hohen Dame" gewidmete französische Übersetzung des „latin obscur et mystique", deren Einleitung von Villenave[1] mit dem großen Werke Ch. de Remusats

[1] Villenave M., Lettres d'Abélard et d'Heloise, traduction littérale par le bibliophile Jacob, précédée

(Paris 1845) zu den besten Arbeiten über die Liebesschicksale und auch die Bedeutung Abälards als Dogmatiker und Philosoph — denn er war schon, auch abgesehen von seiner Erotik, etwas! — gehört. Ich muß nun alle, die das Urkundliche und Kirchengeschichtliche interessiert, verweisen: auf das Werk von F. C. Turlot „Abailard et Heloise avec un aperçu du 12ième siècle comparé sous tous les rapports avec le siècle actuel et une vue de Paris tel qu'il était alors" (Paris 1822), auf Victor M. Cousins „Ouvrages inédits d'Abélard pour servir à l'histoire de la Philosophie scolastique en France" (Paris 1846), und die ihrer Gegenüberstellung des lateinischen Textes mit einer korrekten, wenn auch nicht sehr nuancierten französischen Übersetzung wegen wertvolle Ausgabe von M. Gréard (Paris, Garnier). Die deutsche Übersetzung von Schlosser ist nicht leicht zugänglich, die Weißsche (Pforzheim 1843) charakterisiert der Autor selbst genügend durch die Angabe: „nach dem Französischen poetisch bearbeitet". Meine Übersetzung war bemüht, das Menschliche zu geben, den Ton Abälards und der Heloise zu treffen. Wer sich um das Scholastische mehr bekümmern will, wird gut tun, die in dieser Beziehung vortreffliche Baumgärtnersche Ausgabe (Reclam) zu nehmen, wie ich es auch tat, was Leute, denen Geduld nicht fehlt, leicht erkennen werden. Mir

d'une notice littéraire, historique et bibliographique. Seule édition complète. Paris 1840.

ist es nämlich töricht erschienen, um jeden Preis anders übersetzen zu wollen als er, wenn es sich um Dinge gehandelt hat, die jeder gleich begreift: um Bibel- und Kirchenväterzitate.
Es sei schließlich, nicht etwa als Rechtfertigung, gesagt, daß in einer Hinsicht meine Übersetzung unvollständig ist. Sie unterdrückt den größten Teil des 8. Briefes und gibt nur seine Einleitung. Ich hätte gerne noch mehr von den dogmatischen Auseinandersetzungen weggelassen, aber manchmal ist der Ton, das Raisonnement doch zu nett. So ist um einiger bald unfreiwillig die beiden Personen beleuchtenden, bald auch bewußt doppelsinnigen Wendungen willen bis zu diesem 8. Briefe alles gegeben worden; dieser letzte Brief aber ist nur mehr die Ausarbeitung einer Ordensregel für Angehörige benediktinischer Frauenklöster. Sie wird eingeleitet von ein paar persönlichen Zeilen, die sind also noch mitgedruckt. Der Rest — wer wirklich diese Literatur kennt oder kennen will, weiß, wie oft noch anderswo, italienisch und französisch, auch deutsch natürlich, derlei existiert.
Es braucht nicht erklärt zu werden, warum auf Textkritik, Lesarten, die überflüssigen Inhaltsangaben vor den Briefen verzichtet worden ist, oder auf die Mitteilung, wo die ein wenig reichlichen Zitate her sind. Die angedeutete Geschichte der Korrespondenz, ihre Abstammung aus Klosterarchiven, ihre Wanderung mußte es mit sich bringen, daß viel zu den Briefen dazu-

geschwätzt, dazukommentiert, oder wie es im Metier heißt, „interpoliert" worden ist. Ich habe, so gut es ging, das erste Original zur Grundlage genommen und es, wie gesagt, beim Theologischen teils mit Jacobs, teils mit Baumgärtners Autorität gut sein lassen.

Da man nun die Briefe selbst lesen und etwas dabei spüren soll, gibt diese Einleitung statt einer neuerlichen Biographie Abälards und Heloises, die ja nur wiederholen könnte, was schon im Traktat und den Briefen steht, den Versuch, die erotischen Charakter der beiden in Silhouetten festzuhalten.

Wer von den Briefen Abälards und Heloises so gehört hat, denkt, das sind Liebesbriefe, und erwartet den ewig anders geformten Ausdruck dieser ewigen Beziehung, deren Erscheinung öfter wechselt als das Licht und der Schatten, und buntere Flächen, krausere Konturen hat, als irgendeiner zu kombinieren vermag. Aber diese Briefe sind nicht Liebesbriefe; so wenig die drei Schreiben der Heloise an Abälard als die drei oder vier Briefe des Abälard an Heloise oder gar die merkwürdigen und schicksalsschweren Blätter, die unter dem Namen tractatum de calamitate oder historia calamitatum als „erster Brief an einen Freund" gelten. Damals, als Abälard für Heloise glühte, wieder einmal einem Mann und einer Frau in einer höchsten Spannung und ihrer immer neu gestalteten, immer wunderbaren, seltsamen, erschütternden,

befreienden, ungeheuer merkwürdigen und dann wieder froh-einfachen Lösung alle Wichtigkeit der Existenz und aller Sinn ihres Lebens beschlossen zu sein schien — damals schrieben sie sich keine der Nachwelt bestimmten Briefe. Die Zettel, die damals zwischen ihnen hin und her gingen, sind verflattert in die süße, weiße Pariser Luft, wie das sein soll; ein paar dumme zärtliche Klänge, die den rechten und vollen Ton nur für sie und ihn hatten, werden sich die beiden aus dem 12. Jahrhundert ja sicherlich auch geschrieben haben, aber wir kennen sie so wenig wie die gewiß wunderschönen Verse, in denen Abälard sein Mädchen als die schönste ausrief, die durch weite Lande zogen, an vieler Frauen und Männer Herz rührten und in den einen neidische Gefühle weckten, daß so ein Mann so eine liebe und warme Frau hat, die so gut küssen kann, und so ein Weib solch einen Herrn, der berühmt ist und Bücher voll Gelehrsamkeit schreiben kann und jung an Jahren, reich an Ehren nur sie liebt und die Liebe so gut versteht. Die Lieder waren da, aber wir haben sie nicht. Man hat ja da und dort Dokumente theologischer Struktur und Fraktur noch immer wieder gefunden, die kundige Männer als Handschrift Abälards erkennen, und im Vatikan sind auch Gedichte aufgestöbert worden, die, sozusagen christliche Mythologien, anmuten, als wären sie ein Bodensatz verdunsteter Leidenschaft. Aber die wirklichen Liebeslieder sind es nicht, so wenig wie die Briefe

wirkliche Liebesbriefe sind. Natürlich tut uns das ein wenig leid; es wäre doch auch hübsch gewesen, den Widerschein des heißen Feuers zu sehen, das da aufgezüngelt ist. Den gibt unsere Korrespondenz nicht. Wir müssen vielmehr ihren eigenartigen Reiz darin suchen, daß sie mehr als ein Jahrzehnt entstanden ist, nachdem zum letzten Male Abälard die Heloise belehrte, was Liebe ist, wie in ihrem Kreise törichte Worte und stumme Liebkosung, aufregende Schläge, heftige Umarmungen, überschwengliche Reden und Laute ohne anderen Sinn als den der Verzückung eingeschlossen sind. Gerade dieses Moment, daß jedes Wort der beiden, das wir hier lesen, ein Spiegel des „Nachher" ist, und zwar jenes „Nachher", das ohne Hoffnung auf ein „Noch einmal" ist, gibt den ganz besonderen Ton. Naiv sind diese Briefe nicht. In keinem Sinne. Nicht, weil sie Briefe sind, und zwar gut überlegte Briefe. Nicht, weil diese Federn gelenkt worden sind von Wünschen, deren Unerfüllbarkeit den Schreibern schon zu gut bewußt war. Es ist Erotik, aber, wenn je, so eine sublimisierte, in Worte und Geistigkeit, ins Illusionäre umgesetzte. Sie konnten ja nicht anders, die Armen, denn Abälard war kein Mann mehr, und Heloise ist die Frau deren Sinnlichkeit, an einem, dem ersten aufs letzte aufgeregt, in keinem anderen mehr Erfüllung findet, ja diese Möglichkeit gar nicht in der Natur, in ihrer Natur erkennt. Von dieser Art ist seine Keuschheit, ist ihre Treue, als sie, zwölf

Jahre nach dem Abschied, sich wieder Briefe zu schreiben anfangen.
Abälard war sehr jung gewesen, als er nach Paris kam. Sein Wesen ist beherrscht von Ehrgeiz. Das Glück der Wirklichkeit hat er noch nicht entdeckt. Ein Schüler des Aristoteles, Dialektiker, Sophist, später Rationalist der Theologie, sind ihm Erkenntnis, Vernunft, Deduktion, Systematisierung der Welt die Probleme; Bücher, Diskussionen, scharfe Fassung der Begriffe, intellektueller Sport ist seine Sphäre. Und sein Lebensreiz ist: von seiner Welt der Geistigen geschätzt zu werden. Der erste Philosoph der Zeit zu sein, ebenbürtig denen, die er zählt: den Kirchenvätern, den Peripatetikern, auch Ovid, kurz, Menschen, die in der Spiegelung des Lebens das Leben lieben. Daß es Frauen gibt, weiß er noch nicht zu dieser Zeit, da sein Ruhm schon groß ist. Er hat keine Zeit für sie, seine Zeit hat ihm die Rechte auch noch nicht ins Wirkungsgebiet seiner durch Reden, Lernen, Lehren, wissenschaftlichen Zank und Ehrgeiz erfüllten Natur gebracht. Die Kokotten der Cité Paris, die damals noch begrenzt war in der Sphäre von Notre Dame, den hohen Schulen, Frauen von geringer Lebensführung konnten den nicht reizen, der als erste menschliche Eigenschaft Anteilnahme an seiner Geistigkeit verlangen mußte, bevor er sich der Gewalt des Geschlechts hingeben konnte. Als er dann die Frau gefunden hatte, bei der ihn weder Geistiges noch

Soziales hemmte, die selbst in den Dingen Bescheid wußte, nach denen seine Art begehrte, mit der er, banal gesagt, reden konnte und auf die er stolz sein durfte — denn auch Heloise genoß den Ruf einer in der Gelahrtheit exzellierenden Person —, glühte seine Männlichkeit auf, erfüllte ihn die Erotik so sehr, daß alle anderen Quellen seines Wesens versiegten, alle anderen Begierden schwiegen, bis ein Schnitt des Messers seinen Trieben die alte Richtung zurückgab; aber die Wundmale sind auch in seiner geistigen Betätigung dann stark. Die erotische Psyche des Kastrierten, nicht des Kastraten, spricht aus seiner Schilderung des eigenen Lebens, aus allem, was er tat und ließ, nachdem er entmannt wurde, aus der Gegensätzlichkeit seiner Beziehung zu seiner Heloise, während er sie geliebt hat, und später, als er weder sie noch irgendeine andere, noch auch das Leben selbst mehr lieben konnte.

Was Abälard tat, bevor ihm seine Geschlechtskraft genommen wurde, ist ein Bild aus einer Zeit, durch sie nuanciert, aber schließlich in allem typisch: der aufs Geistige innerlich gestellte, auf äußere Stellung bedachte Mann gibt dem Liebesleben keinen Raum in seiner Existenz, bis ein Anlaß kommt, wo alles gegen einen mächtigen Ansturm der Erotik in ihm Hemmende fehlt, spürt dann die Wesentlichkeit dieses Triebes, ergießt alle Energie, die vordem anders gefesselt war, in diese ihm neue Be-

ziehung. Sein Gewissen ist das der Zeit. Kleriker mit strengeren Gelübden als er haben Frauen, Geliebte, Kinder. Menschen, die sich mit göttlichen und kirchlichen Dingen aus frommem Gemüte, nicht wie er aus gelehrtem Metier beschäftigen, sehen keinen Widerspruch sinnlich-freier Lebensführung mit theologischem Tun oder gar Amt. Klostersitten, der Ton der biblischen Liebeslieder, die Versenkung ins Evangelium und in Ovids „Ars Amandi" verschwimmen. Die Geschlechtsmoral der Zeit, eine Konvention im 12. Jahrhundert wie in jedem vorher und nachher, nuanciert und differenziert die Reize, scheidet zwischen Dingen, die man tut und geheimhält, weil sie den persönlichen oder meinetwegen ethischen Zielen des Kreises, dem man sich zugehörig fühlt, Eintrag tun, und solchen, die man zu lassen bestrebt ist, wenn nicht der Trieb, die Stärke der erwarteten Lust — und alle Hemmung erhöht die Versprechung der Lust — zu groß wird; aber nur gering ist die Zahl dessen, was man sich versagt; und man ist sich schon recht klar über die Möglichkeit und Berechtigung, seiner Persönlichkeit viel freies Spiel zu gestatten, wenn nur der Schein gewahrt bleibt. Anders, ethisch gesagt: wenn die großen Ziele, an die der einzelne Mensch oder seine Gruppe glaubt, nicht gefährdet werden. Und solcher Sinnesrichtung entspricht eine philosophisch-religiöse Sophistik, für die Abälard ein prachtvolles Beispiel in seinem Traktat und sei-

nen Briefen gibt. Was man gemeinhin Jesuitenmoral nennt, hier ist es auf die Erotik bezogen und aufs Wesentlichste konzentriert.

Alles, was Abälard nach den zwölf Jahren Pause über seine Liebe zu Heloise schreibt, ist, wo es ehrlich ist, nur zu begreifen, wenn man sich seine durch die Entmannung, modern ausgedrückt, sterilisierte Seele als Quelle für Anspielungen, unterdrückte Wut, verletztes Eigengefühl, vergebliche Versuche, ein nie mehr mögliches Gleichgewicht zu erreichen, vorstellt; wo es bewußte für die Welt aufgeschriebene Dinge sind, ist es nur zu nehmen als der Ausdruck einer jüdisch-christlichen Welt, die durchsetzt ist mit dialektisch-sophistischer Intellektualität. Wie Abälard aber zu Heloise wirklich gewesen ist, erscheint, wenn man es aus den vielen Worten herausschält, als die einfache, geradezu typische erotische Handlung des ganz amoralischen Mannes, dem sonderbares Geschick, eine durch soziale Hemmungen nicht allzu beschwerte Zeit und eine starke, aber durchaus nicht komplizierte Natur es gegeben hat, alle Abwandlungen des Geschlechtsspieles in, mit und durch eine Frau zu erleben. Eine einzige ist ihm Anlaß, sehr vielfältige Erotik zu tun. In der Gestaltenreihe weltgeschichtlich berühmter Liebesrepräsentanten ist er das vollkommene Gegenstück zu Don Juan, zu Casanova. Diese beiden, der eine, wie ihn dichterischer Willen schuf, der andere, wie ihn die Memoiren zei-

gen, sind die Männer, die an unzähligen, immer anderen Frauen das gleiche Schicksal immer wieder erleben. Sie verbrauchten tausend Weiber, um die eigene eine erotische Möglichkeit immer wieder bestätigt zu bekommen. Abälard hat nur die eine geliebt, vielleicht sogar nur die eine je besessen; denn selbst die gelegentlich behaupteten Beziehungen zu Kurtisanen haben gewiß nicht vor seiner Aventure mit Heloise bestanden, und wenn sie überhaupt gewesen sind, so waren es unwesentliche Momente in einer kurzen Zeit vor seiner Entmannung, ohne jede Einwirkung auf sein Wesen. Als er aber in der Wirklichkeit seine Liebeswünsche nicht mehr befriedigen konnte, rankte sich seine beschnittene Sexualität in Geistigkeit und Illusion, Keuschheitsekstasen und Spiel mit der noch zu ihm hinstrebenden Geliebten früherer Tage wieder um die Natur der Heloise. In diesem Sinne kehrte er zu ihr zurück, war auch er ihr treu. Als er sie begehrt, kommt ihm nie der Gedanke, daß dies ein vergeblicher Wunsch sein könne. Das ist nicht nur das stolze Gefühl des berühmten Mannes, das ist — man lese daraufhin seine Erzählung, wie er sie sich gewann — die Sicherheit des Menschen, der so stark für einen anderen fühlt, daß er die Erfüllung nur von äußeren, man möchte sagen technischen Hindernissen aufgehalten sieht, aber nie auch nur die Möglichkeit spürt, sie könne sein Gefühl nicht auch ebenso heiß und ebenso

nur als rein persönliche, ihm geltende Leidenschaft erwidern. Vergebliche Sehnsucht gibt es darum bei ihm so wenig, wie wir etwas von jenem jungfräulichen Widerstand gegen die Hingabe bei Heloise sehen, der nichts mit Moral und Konvention zu tun hat, sondern das typische Vorbereitungsstadium der Frau vor ihrem letzten lustreichen Aufgeben aller Persönlichkeit im Manne ist. Diese Erscheinung des Schicksals der beiden darf man nicht als Folge einer noch in der Liebeswahl nach Persönlichkeiten indifferenzierten Zeit betrachten. Im Gegenteil, so lästerlich an „Sittlichkeit" gemessen die Epoche war, sie umrahmte mehr als die folgenden Zeiten, wie sie in Rabelais, Brantôme, Sade, den Précieuses, den Rokokoleuten sich bunt genug ausdrücken wird,alle sozusagen „glückliche" Liebe mit Sehnsucht, wahrem oder gespieltem Kampf, Verzagtheit, Werbung vorher und mit Enttäuschung, Schwanken, treulosem Wechsel aller Gefühle nachher. Es ist wahr, daß man trotz aller geistlichen Würden in den Lebenskreisen Abälards nicht zart und sentimental war. Was wir von den Klostersitten wissen, ebensogut wie die Art der sinnlichen Ausschmückung biblischer, heiliger Stoffe[1]

[1] Ich verweise auf Haupt, Biblische Liebeslieder, (Leipzig 1907), eine jener guten philologischen Arbeiten, die viel Aufschlüsse nach allen Richtungen und ein treues Bild hebräisch-orientalischer Liebespoesie geben, wie sie damals noch natürlich und ungeschminkt von den frömmsten Leuten gefühlt wurde.

zeigt, daß die Reize, denen die Menschen nachgingen, schon den des avant und après einschlossen. So ist es die besondere persönliche Erotik Abälards, geradezu seinen Weg zu Heloise und von ihr zu gehen. Er sieht sie und wirbt nicht viel, beseitigt nur, wie man lesen wird, alle Widerstände äußerlicher Natur. Als er gewiß ist, mit ihr zusammen sein zu können, ist er auch gewiß, was geschehen wird. Er erzählt darum auch nicht viel, wie er sie, ihr Wesen, ihre Liebe gewann. Denn wenn er ausmalt, wie er nicht nur durch sanftes Fühlen sie sich geneigt machte, sondern auch die Gelegenheit sie zu schlagen, die ihm der gute Onkel, der ihn als Erzieher des jungen Fräuleins mit allen Vollmachten ausstattete, nützte, so ist das nur von bitter-süßer Erinnerung begleitete Ausmalung der sinnlichen Vorgänge zwischen beiden. Und wenn Heloise sich erinnert, wie seine schönen Worte und zärtlichen Lieder ihre Glut zündeten, so ist das jener Liebesdienst, den sie ihm auch nach seinem Unglück noch erweisen kann: Hingabe an die Eitelkeit seiner Natur. An solchen Schilderungen ist die Korrespondenz ja reich; und diese gar nicht zimperlichen Mitteilungen oder verblümten Mahnungen haben zum Rufe der Briefe nicht wenig beigetragen. Es ist ja bekannt, daß Abälard und Heloise zu Taufpaten des Sadismus und Masochismus gemacht werden oder der erotischen Algolagnie, um mich modern-wissenschaftlich und

zugleich auch umfassender auszudrücken; denn klarer als dann bei Sade selbst wird von Abälard gesagt, daß beide aus den gegebenen und empfangenen Schlägen Lust nahmen. Das wird übrigens den nicht allzu erstaunen, der jene graphischen Blätter aus dem Mönchs- und Nonnenleben kennt, die viele Male die von Abälard geschilderte Situation, daß eine Nonne von einem Mönch geprügelt wird, so darstellen, daß man beider Vergnügen an dieser „Variante" in Stellung, Geste, Nebenbei erkennt. Und wenn man Abälards Reflexionen über diese und andere Bereicherungen seiner erotischen Tätigkeit mit der ebenfalls sehr begabten Heloise liest, erhält man nur eine Bestätigung der überall sicheren Tatsache, daß die Meinung, aller Reizwechsel ohne Rücksicht auf das Begebnis an sich sei eben lustreich, in der Wirklichkeit, triebmäßig, schon allen Menschen, die begabte Naturen waren, im Blute lebte.

Alles Talent hilft aber diesen unseligen Liebesleuten nicht viel. Als Abälard merkt, daß sein Abenteuer der Erfüllung seiner ehrgeizigen Wünsche Schaden bringt, nimmt er keine Rücksicht auf Heloise. Er denkt ja nicht daran, aus Gottesfurcht oder anderer Rücksicht die Beziehung zu beenden, er sucht nur das Mittel, seine Lust ohne zu arge Kränkung seiner Stellung zu befriedigen. Er schickt sie ins Kloster, schließlich macht auch dort Not erfinderisch, und hier liest man die durch keinerlei zerknirschtes Tun dann

zu verdeckende Geschichte, wie ein Altar zum Bett, ein Refektorium zum Absteigequartier wird. Die gleiche Natur bezeugt Abälard, als Heloise ein Kind bekommt. Er steckt sie in die Kutte (sie gehörte ja dem geistlichen Stande nur recht lose durch die nicht ganz aufgeklärte Beziehung zum Onkel Fulbert, bei dem sie lebte, an) und verschickt sie. Dann schließt er eine Ehe mit ihr, weil er den Onkel fürchtet, bedingt sich aber aus, daß sie geheim bleibt, und denkt nicht an eheliches Leben, trotzdem das seine noch niedrigen Weihen damals gestattet hätten. Und als Krönung: als aller Liebeslust die Kastration ein Ende gesetzt hat, zwingt er Heloise für immer ins Kloster, kümmert sich aber weiter nicht um sie. Zwölf Jahre kaum ein Wort, kein Brief, bis die neue Phase anders geformter literarischer Geschlechtlichkeit anhebt. Aber sie soll keinem anderen gehören; kann er sie so wenig wie eine andere haben, so will er doch das Gefühl ihrer Liebe und Trostlosigkeit. Und als sie sich dann Briefe schreiben, genießt er ihre Keuschheit und ihre vergebliche Begehrlichkeit, wenn er auch über solche Sündhaftigkeit grollt, genießt ihre treue Anhänglichkeit an seine Person, ihre wirklich unglückliche Liebe, wenn er sich auch so lange weiter keine Sorgen um sie gemacht hat und selbst keine Möglichkeit, solche Treue zu genießen, mehr hat. Halb ist es Berauschtheit an dem nun sündenfreien Leben, halb anders pulsendes Blut und anders

wirkende Nerven, wenn er jetzt wieder zu dem Lebensinhalt zurückgreift, der ihn vorher ausgefüllt hat: theologisch-philosophische Bemühung und eitel-streitsüchtige Zänkerei mit den tausend Feinden, die er sich immer wieder zu machen weiß und deren Anschläge gegen ihn er wehmütig, mit sich selbst weinerlich-(wahrhaftig ein wenig eunuchenhaft-) mitleidig immer und immer schildert. So sehe ich ihn im Spiegel seiner eigenen Aufschreibungen; ohne Moral ist dieser Schattenriß hingeworfen, aber auch ohne Sympathie für den stark sinnlich veranlagten Mann, der, als dieser Reiz nicht mehr Erfüllung finden kann, in der Unmöglichkeit dieser Erfüllung wieder einen Reiz genießt.

Näher steht meinem Herzen sie. Auch Heloise mag ich nicht sentimentalisch nehmen. Sie ist empfindlich für Erotik, nicht empfindsam (wie man eine Kantsche Reflexion über die Anteilnahme des Weibes am Geschlechtsleben variieren könnte). Sie nennt, darin eben Kind ihrer Zeit, die Dinge beim Namen, und wenn auch nur ihr erster Brief ganz aufrichtig ausspricht, wie sehr sie die körperliche Froheit geschlechtlicher Befriedigung vermißt — nicht nur die „Nähe des Geliebten", sein Gefühl, seine Zärtlichkeit, sondern offen und plastisch gesagt: die tausend Lüste nuancierter Erotik, — auch die ferneren Briefe, in denen sie, zitternd ihn zu verlieren, sich seinem Wunsch und Befehl, davon zu

schweigen, fügt, sind voll von Erinnerungen durchaus nicht platonischer, ja nicht einmal mit seelischen Entschuldigungen verbrämter Wünsche, die keine Vernunft und keine erzwungene Keuschheit zu unterdrücken vermag. Heloise ist eine christliche Frau, wie es die Orientalinnen der biblischen Erotik sind. Ihre Keuschheit, ihre Tugend heißt Monogamie, Liebe nur für den einen, der ihr Herz erweckt und sie den Sinn ihrer Natur und ihres Lebens kennen gelehrt hat. Ihm sich je zu versagen, ist ihr so fern, wie ihrer Natürlichkeit trotz aller Beschäftigung mit geistlicher Literatur die Vorstellung fern ist, daß ihre Hingabe eine Sünde sein könnte, oder die vom Schicksal ihr aufgezwungene Enthaltsamkeit des Nonnenstandes in irgendeinem Sinne etwas Besseres als die uneingeschränkte Hingabe an alle Wünsche dieses einen Mannes. Bei ihr ist es nicht Phrase, wenn sie den in Kultursphären bedenklich klingenden Satz spricht und später in Briefen wiederholt: Mir ists lieber, Deine Geliebte zu sein als Deine Gattin, süßer klingt mir das Wort Deine Buhle ins Ohr als legitimierte Ehefrau. Als er sie heiraten will, bringt sie nicht nur vor, was sozialer Grund dagegen ist oder sie aus Rücksicht für ihn als besser erkannt hat: das freie Verhältnis. Die Regelung ihrer Beziehung, ihrer Leidenschaft spürt sie als etwas Hinderndes; denn ihre Art empfindet in der vollen, bedingungslosen und von keiner gesellschaftlichen Form erlaubten

oder begrenzten Hingabe die höchste Lust. Er hat sie „erkannt", um auch hier das biblische Wort einzuführen, sie aber hat in ihm, in seiner Leidenschaft das Gesetz ihres Tuns erkannt. Das ist so, als sie sich angehören konnten, bleibt so, als er sie brutal verläßt, als er sie später anders haben will, als sie natürlich ist. Die Tragik seiner Entmannung erklärt sie offenherzig genug als sinnliche Entbehrung. Kein Gott und kein Gedanke an Gott kann ihr da helfen. Als sie sich lieben, kann er mit ihr tun, was er mag, immer ist es ihr Wonne. Sie ist das Weib, die Lust spendend, seis auf welche Art immer, schon darin Lust hat. Er schlägt sie und hat seine Freude dran, das läßt sie sich nicht etwa nur gefallen, wie die Kaprice des Mannes, dem man eben seine animalische Art nachsehen muß, wie sonderlich sie sich auch gebärdet; nein, das ist ihr ebenso Glück und Reiz wie alle anderen Reflexe seines Wesens. Man darf nicht als christliche Demut nehmen, was vollste weibliche Geschlechtlichkeit ist. Und man sieht sie ein wenig überlegen und recht sehr traurig lächeln, als der bekehrte Sünder später diese absonderlich-angenehmen Dinge als Gewalttat und Zwang, den er ihrer schwachen Natur angetan hat, nicht sehr ehrlich hinstellt. Wie ihr Körper jedem seiner Wünsche früher gefügig und froh gelehrig war, so sucht sie dann ihre Seele seinem Willen gehorsam zu machen. Die Natur aber ist stärker, und an dem Bilde dieser Frau und

ihren Bekenntnissen mag man sehen, wieviel Torheit in der Behauptung steckt, daß die aktive Sinnlichkeit und Begehrlichkeit der Frau selten oder krankhaft ist. Denn Heloise wird man doch wohl nicht zur pathologischen, hysterischen Figur machen wollen. Nur ein wenig zum Exhibitionismus geneigt, wie das bei aller unbefriedigten Geschlechtlichkeit und gar beim Briefeschreiben nicht anders möglich ist, muß sie von den Erlebnissen ihrer einsamen, „weißen" Nächte, den lustreichen Erschütterungen ihres Leibes, wenn sie ans Gewesene denkt, erzählen. Was hilfts? Er schickt sie beten, und um nur diese letzte Freude seiner Briefe, die Andauer ihrer Beziehung nicht zu verlieren, schickt sie sich in seinen Ton, korrespondiert über Ordensregeln und ist eine gelehrte und musterhafte Äbtin. Im stillen Kämmerlein aber . . . .

Diese volle Frau und vollkommene Geliebte hatte ein Kind von ihm. Das ist ein wenig klarer Punkt der Geschichte. Sie hat sich gefreut, als sie es bekam. Er war, soviel wir wissen, weder glücklich noch verzweifelt darüber, schickte sie in seine Heimat, dort kam der Knabe Astralabius zur Welt, und er lebte länger als sein Vater. Denn es gibt einen Brief Heloises an einen kirchlichen Würdenträger, der ihr befreundet war, in dem sie bittet, sich des Sohnes anzunehmen, ihm eine Pfründe zu verschaffen. Sonst weiß man nichts von ihrem Mutterschicksal. Romantische Seelen mögen hierzu ein Frage-

zeichen machen. Aber es war weder im Sinne dieser Zeit, daß ein Vater, wenn er auch den Stand Abälards hatte, sich Sorgen und Skrupel wegen eines unehelichen Kindes macht, noch im Bereiche der Natur Heloises, die Lösung ihrer Tragik in der Mütterlichkeit zu finden. Ihr Schicksal war, Abälards Geliebte zu sein. Damit fing ihr waches Leben an; die Perspektive der Unsterblichkeit im Kinde kannte weder die Erotik ihrer Natur noch die Kultur ihrer Zeit. Er starb; sie wartete, bis sie sich in die Gruft zu ihm legen konnte. Die Welt nahm die Blätter, die von ihrer Liebe und ihrem Unglück sprachen, und manche Träne fiel auf sie, indes hier und da ein böser Mensch lächelte, wenn er ein wenig Verzerrung im sanften Bilde der beiden entdeckte. Die Geschichte ist rührend und heiter, bunt und — simpel; denn schließlich, sie hatten ja alle beide, Abälard und Heloise, Heloise und Abälard, nichts weiter getan als erlebt, was in ihnen war: die erotische Kraft ihrer Naturen auf ihre Art ausströmen lassen.

W. FRED

ABÄLARD UND HELOISE

ERSTER BRIEF

ABÄLARD AN EINEN FREUND

Die Geschichte des Unglücks, das dem Abälard zugestoßen ist.

MEHR als alle Worte es vermöchten, rührt das Herz die Erzählung dessen, was das Leben wirklich geschehen läßt. Aber solche Berichte können auch wiederum Ruhe bringen, und darum gehe ich daran, für Dich aufzuzeichnen, was mir angetan worden ist. Die Geschichte des Unglücks, das mir zugestoßen ist, soll Dir Trost bringen. Schon bei Deinem letzten Besuche hier suchte ich gute Worte für Dich zu finden; nun mag Dir dieser Brief das Gefühl geben, wie wenig Dein Schicksal an meinem gemessen das Wort „Unglück" verdient. Was Du so nennst, das ist nur ein geringer Schmerz. Lerne ihn gefaßt ertragen.

Ich wurde in Palais geboren. Das ist eine Stadt an der Grenze der Bretagne, etwa acht Stunden östlich von Nantes. Meine Heimat gab mir als Mitgift ein leidenschaftliches Temperament, empfänglichen Sinn für alle Wissenschaft. Vielleicht war es auch das Blut, das ich ererbt habe, das mir solche Natur schenkte. . . Mein Vater hatte sich auch schon um gelehrte Dinge gekümmert, ehe er sich dem Waffenhandwerk hingab, und in seinen Altersjahren schätzte er das Studium so hoch, daß er seine Söhne zuerst in den Wissenschaften unterweisen ließ, bevor

er sie lehrte, die Waffen zu gebrauchen. So tat er auch mit mir. Ich war sein erstes Kind, und da er mich darum um so herzlicher liebte, war auch der Unterricht, den ich bekam, sehr sorgfältig. Ich lernte leicht, machte Fortschritte, und das stachelte meinen Ehrgeiz, und schließlich widmete ich mich dem Lernen gelehrter Dinge mit solcher Hingabe, daß ich mein Erbe, meine Erstgeburt, allen Ritterglanz dahingab, den Mars verließ und die Minerva meine Muse nannte.
Die Philosophie mit allen ihren Systemen ließ ich, um mich der Kunst der Dialektik zu widmen; die Waffen stellte ich in die Ecke, und nur mit dem Geist wollte ich kämpfen und Beute machen. Ich wanderte durch die Welt, wurde so, was die Alten einen Peripatetiker nannten. Du weißt, das waren Männer, die die dialektische Kunst ins letzte ausbildeten.
Mein Weg führte mich denn auch nach Paris. Dort blühte diese Wissenschaft am schönsten. Wilhelm von Champeaux, dessen Ruf groß war, wurde mein Lehrer. Ich ging in seine Schule; und anfangs liebte er mich sehr. Dann aber trat ich ihm manchmal entgegen, es gelang mir, einige seiner Behauptungen mit sachlichen Argumenten anzufechten, es zeigte sich, daß ich ihm in der Diskussion überlegen war, und da mochte er mich nicht mehr. Aber auch diejenigen meiner Mitschüler, die geistig hervorragten, wandten sich da gegen mich, besonders da ich der Jüngste war und erst kurze Zeit studierte. Damit fing

mein Unglück an, das noch immer nicht an sein letztes Ende gelebt ist.

Je berühmter ich wurde, je mehr man von meiner Gelahrtheit sprach, desto mehr beneideten sie mich, desto heftiger wurde ihre Feindschaft. Ich traute meiner Jugend und meinem Geist zu viel zu und versuchte, selbst noch ein Jüngling, eine eigene Schule zu gründen. Als Platz meiner Tätigkeit hatte ich Melun gewählt, eine Stadt, die damals, da der König dort residierte, einiges Ansehen genoß. Aber mein Lehrer merkte, wo ich hinaus wollte. Und damit meine Schule der seinen nicht zu nahe sei und nicht zu viel Schaden anrichte, tat er, während ich noch bei ihm war, alles was er konnte, um meine Schule in der Entwicklung zu hindern oder mir die Stadt, die ich mir ausgesucht hatte, zu verschließen. Aber es gab dort einige vielvermögende Herren, mit denen er nicht gut stand; an die wandte ich mich, und dadurch gelang meine Absicht, und gerade, weil er mich so stark anfeindete, vertrauten mir die meisten Leute dort. Ich machte also einige Versuche, selbst zu unterrichten, und schon der erste Beginn schaffte mir den Ruhm, ein Meister der Dialektik zu sein. Bald schwand so das Ansehen meiner Mitschüler, ja sogar das meines Lehrers dahin. Ich wurde dadurch immer stolzer, traute mir selbst immer mehr zu, scheute keine Arbeit, gab keine Ruhe, bis ich schließlich dahin kam, meine Schule nach Corbeil zu verlegen, also

näher nach Paris hin, damit ich bessere Gelegenheit habe, mich in dialektischen Kämpfen zu versuchen. Aber mein Glück währte nicht lange. Ich hatte mich zu sehr überanstrengt. Ich wurde krank und mußte in meine Heimat zurück. Das war für mich wie eine Verbannung aus Frankreich; die dauerte einige Jahre, und wer immer um das Studium der Dialektik sich damals bemühte, mißte mich. Als aber einige Jahre vorbei waren, ich wieder gesundet, da gab Wilhelm von Champeaux, mein hochangesehener Lehrer, damals Archidiakon von Paris, sein bisheriges Leben auf und trat in den Orden der regulierten Chorherren ein. Es heißt, daß er damit die Absicht verfolgt hat, frommer zu scheinen, als er war, und so eine noch höhere Stellung zu erlangen. Wenn er das gewollt hat, so gelang es ihm in einer unglaublich kurzen Zeit. Man machte ihn zum Bischof von Châlons. Aber das hinderte ihn nicht, in Paris zu bleiben und wie früher sich vor allem mit philosophischen Dingen zu beschäftigen. Ja, selbst in dem Kloster, in das er angeblich aus Frömmigkeit gegangen war, setzte er seine Vorlesungen für alle Welt fort. Ich bin damals wieder zu ihm gegangen, um Rhetorik bei ihm zu hören. Abgesehen von einer Reihe anderer wissenschaftlicher Diskussionen, die wir miteinander abhielten, gelang es mir durch die unüberwindliche Kraft meiner Argumentation, ihn von seiner alten Lehre der Universalien abzubringen oder wenigstens zu

Änderungen seiner Lehrsätze zu veranlassen. Das Wesentliche seines Systems war die Hypothese gewesen, alle Dinge hätten im Grunde das gleiche Wesen und seien deshalb auch wesentlich nicht verschieden. Die scheinbare Mannigfaltigkeit der Dinge in der Welt rühre nur von Zufälligkeiten her. Durch meine Gegengründe bestimmt, änderte er dann seine Lehre dahin, daß er nicht mehr eine Einheit und Gleichheit der wesentlichen Beschaffenheit aller Dinge annahm, sondern die „Indifferenz". Von allem Anfang an war dieser Punkt für alle Dialektiker der wesentlichste, das zeigt ja schon eine Stelle in den „Isagogen" des Porphyrius. Dort will er gar nicht sich entscheiden, ob das mit den Universalien so oder anders ist; er sagt nur: „dies ist ein sehr heikler Punkt". Durch die Änderung, die Wilhelm von Champeaux in seiner Lehre eintreten ließ, besser würde ich sagen, dadurch, daß ich ihn zwang, seine Lehre aufzugeben, verloren seine Vorlesungen ihren guten Ruf. Man wollte ihm eigentlich gar nicht mehr erlauben, noch Dialektik zu lesen, als wäre diese ganze Wissenschaft nur die Frage von den Universalien. Meine eigene Schule aber bekam durch diesen wissenschaftlichen Kampf ein ungeheures Ansehen. Gerade die Leute, die früher am festesten zu Wilhelm von Champeaux gehalten hatten und mich leidenschaftlich bekämpft, wurden nun meine Schüler. Der Mann, der in Paris der Nachfolger Wilhelms auf der

Schule geworden war, bot mir an, seinen Katheder zu übernehmen. Er wollte selbst zu meinen Füßen sitzen, in demselben Raume, in dem wir zusammen Schüler eines Lehrers gewesen waren. Ich war also nach ganz kurzer Zeit der Meister der Dialektik geworden. Niemand stand gegen mich auf, und es ist nicht zu wundern, daß das meinen früheren Lehrer geschmerzt hat und daß er anfing neidisch zu werden. Er war nicht groß genug, solches Schicksal zu tragen, und nun wollte er sich mit kleinlichen, häßlichen Mitteln helfen und mich wieder beiseite schieben. Offen konnte er gegen mich nichts ausrichten, und darum beschuldigte er den braven Mann, der mir seinen Lehrstuhl gelassen hatte, unehrenhafte Dinge getan zu haben, und verschaffte einem meiner Widersacher dessen Stelle. Ich mußte nach Melun zurück, unterrichtete dort, wie ich ja schon vordem getan hatte, und je schamloser Wilhelm von Champeaux gegen mich hetzte, desto größer wurde mein Ruf. Das Wort des Dichters erwies sich als wahr:

Die Größe macht der Neid zu seinem Ziel,
Am schärfsten weht der Sturmwind auf den Höhn.

Es dauerte nicht lange, so merkte Wilhelm von Champeaux, daß seine meisten Schüler seine Frömmigkeit nicht für aufrichtig hielten, daß man über seine Bekehrung munkelte, weil er in Paris geblieben war, und deshalb zog

er mit seiner Klostergemeinschaft und seiner Schule, soweit sie ihm noch treu geblieben war, in einen Ort, der ziemlich weit ab von Paris lag. Ich aber hoffte nun endlich Frieden vor ihm zu haben und kehrte aus Melun nach Paris zurück. Allein der Lehrstuhl, auf dem ich gesessen war, gehörte nun einem meiner Widersacher, und ich ging deshalb mit meiner Schule aus der Stadt heraus, zog auf den Berg der heiligen Genoveva, was den Anschein hatte, als wolle ich den Mann, der mich verdrängt hatte, von dort aus belagern. Als Wilhelm davon hörte, scheute er sich nicht, flugs nach Paris zurückzukommen; alle seine Schüler, soviel er eben noch hatte, führte er mit sich, seine Klosterbrüder brachte er auch mit, und sie alle siedelten sich nun in seinem früheren Kloster an. Man hatte das Gefühl, er wolle den vereinzelten Posten, den er auf dem Schlachtfelde zurückgelassen hatte, nun von unserem Ansturme befreien. So wollte er ihm Heil bringen, aber er schadete ihm nur. Früher hatte der brave Mann noch ein paar Schüler gehabt, die vor allem wegen seiner Vorlesung über Priscianus, die eine gewisse Bedeutung und einigen Ruf hatte, zu ihm kamen. Als aber der Meister selbst nun wieder kam, gingen auch diese Schüler weg, und es blieb ihm nichts anderes übrig, als einfach aufzuhören zu lesen, selbst dieser Welt Adieu zu sagen und ins Kloster zu gehen. Was sich dann noch begab, wie nach der Wiederkehr Wilhelms

ich und meine Schüler auf dem Schlachtfelde der Wissenschaft mit ihm und seinen Schülern wiederum allerlei Kämpfe ausfochten und daß ich und meine Schüler da Sieger blieben, das hast Du ja selbst mit erlebt. Ich darf wahrhaftig bei aller Bescheidenheit das kühne Wort des Aiax von mir sagen:

Und fragst du nach dem Ende dieses Kampfs,
So sag ich stolz: er hat mich nicht besiegt.

Es würde auch nicht viel Sinn haben, wenn ich nichts davon sagte, die Wirklichkeit redet in lauten Zungen davon; mein Sieg zeugt für mich. Indessen, während all dies geschah, bat meine liebe Mutter Lucia, ich möchte doch nach Hause zurückkommen. Mein Vater Berengar nämlich war ins Kloster gegangen, und meine Mutter wollte das gleiche tun. Als das geschehen war, kam ich wieder nach Frankreich. Meine Absicht war nun, Theologie zu studieren. In diesem Fach, der Theologie nämlich, war Wilhelm von Champeaux in seinem Bistum Châlons hochangesehen. Aber schon seit geraumer Zeit war Anselm von Laon, dessen Schüler er selbst auch war, eine weit größere Autorität in dieser Wissenschaft. So ging ich zu diesem hochangesehenen Mann in die Schule. Aber er dankte, wie ich bald entdeckte, seinen Ruf mehr langjähriger Tätigkeit als einer besonderen geistigen Bedeutung. Wenn einer nicht recht wußte, wie es mit einem theologischen Ding stand, und in sein Haus kam, um belehrt zu werden,

dem ging es sonderbar: er wußte nachher weniger als vorher. Wenn sehr viele Zuhörer da waren, so konnte er ihnen durch gewisse Dinge imponieren. Wenn man aber mit ihm allein sprach, dann tat er einem wahrhaftig leid. Reden konnte er ja sehr gut, aber hinter seinen Worten war am Ende wenig. Man könnte den Vergleich gebrauchen: seine Worte zündeten ein Feuer an, das ein ganzes Haus verrauchen konnte, aber hell wurde es nicht. Oder man könnte sagen: er war wie ein Baum, dessen Blätter aus der Ferne ungeheuer schön aussehen. Kommt man aber ganz nahe und sieht man hin, so sind keine Früchte dran. Ich wollte nun Früchte, und da sah ich: er war wie jener Feigenbaum, den der Herr einst verflucht hat, oder jene große Eiche, mit der Pompejus von dem Dichter Lucanus verglichen worden ist in den Versen:

Von seinem Namen lebt nur noch ein Schatten,
Wie im fruchtbaren Feld der hohe Eichbaum steht.

Ich brauchte einige Zeit, bis ich das herausgefunden hatte, aber als das einmal geschehen war, da wollte ich mich nicht länger müßig im Schatten einer solchen Eiche ausruhen und ging nur noch sehr selten in seine Vorlesung. Das erregte nun wieder den Zorn seiner Lieblingsschüler; die entrüsteten sich darüber, daß ich einen Lehrer wie ihn so wenig schätze und

achte, verleumdeten mich, spannen Ränke, und schließlich gelang es ihnen, ihn gegen mich aufzuhetzen. Einmal, wir hatten gerade diskutiert, sprachen wir noch miteinander, und da wurde ich von einem meiner Mitschüler gefragt, was ich denn über das Lesen der Heiligen Schrift denke. Diese Frage taten sie nur, um mich in eine Falle zu locken. Ich hatte bis dahin mich nur mit profanen Dingen abgegeben und bemerkte, ich glaube nicht, daß man irgend etwas Heilsameres tun könne als die Bibel lesen, denn dieses Buch sagt uns alles Nötige über das Heil unserer Seelen. Aber ich sei doch erstaunt darüber, daß gelehrte Leute außer dem Text der heiligen Schriftsteller und vielleicht den Glossen noch andere Kommentare notwendig hätten. Da wurde nun von allen gelacht, und spöttisch wurde ich gefragt, ob ich es mir eigentlich zutraue, selbst so zu tun. Ich sagte, wenn sie eine Probe machen wollten, so sei ich gerne bereit. Da schrieen sie wieder und lachten und sagten: „Ja gewiß, das wollen wir. Wir werden dir einen nicht allzu bekannten Text geben, einen Erklärer dazu und nun sehen, ob du dein Versprechen hältst." Sie machten nun ab, mir eine sehr schwere Stelle aus dem Propheten Ezechiel zu geben. Ich war einverstanden mit dem Erklärer, den sie mir bestimmten, und lud sie schon Tags darauf zur Vorlesung zu kommen. Sie wollten versuchen mir zu zeigen, daß sie meinen Vorteil besser kennen, als ich selber ihn

kenne, und sagten, eine so bedeutende Angelegenheit dürfe nicht übers Knie gebrochen werden, ich sei im Kommentieren der Heiligen Schrift noch unerfahren und müsse mir deshalb Zeit lassen, meine Auslegung sorgsam auszuarbeiten. Das machte mich böse, ich sagte, es sei nicht meine Gewohnheit von einer langen Zeit etwas zu erwarten, ich verlasse mich auf meine Einsicht, und ich werde die ganze Geschichte sein lassen, wenn sie nicht zu der Zeit, die ich bestimme, zu meiner Disputation kommen wollten. Das erste Mal kamen freilich nicht viele, denn die meisten lachten einfach darüber, daß ein Mensch wie ich, der sich bisher um das Studium der Heiligen Schrift nicht viel gekümmert habe, auf eins, zwei, drei damit anfangen wolle. Die wenigen aber, die zu meiner ersten Disputation kamen, fanden sie ausgezeichnet, wußten sich vor Lob nicht zu fassen und redeten mir heftig zu, ich möchte auf die gleiche Art nur fortfahren zu erklären. Das wurde nun herumgesprochen, da kamen auch die, die früher nicht gekommen waren. Das zweite und das dritte Mal waren viele da, die schrieben nun mit, ja, sie verschafften sich sogar den Text, den ich das erste Mal vorgetragen hatte. Unser alter Lehrer Anselm wurde nun allerdings sehr eifersüchtig. Er mochte mich früher schon nicht, denn man hatte ihm allerlei böse Dinge von mir erzählt, und nun fingen die Anfeindungen erst recht an. Es wiederholte sich

mit meinen theologischen Vorlesungen das gleiche Spiel, das früher bei Wilhelm von Champeaux mit den philosophischen gewesen war.

Die Lieblingsschüler Anselms waren damals Alberich von Reims und Lotulph aus der Lombardei. Diese beiden hielten von sich selber sehr viel, und es war also nur natürlich, daß sie mich nicht mochten. Später wurde bekannt, daß ihre Einflüsterungen der Grund waren, daß Anselm mir einfach verbot, meine Auseinandersetzungen über die Heilige Schrift in seiner Schule weiter vorzutragen. Er nahm für dieses Verbot den Vorwand, daß meine Kenntnisse in dieser Wissenschaft noch zu gering seien und daß deshalb Fehler von mir gemacht werden könnten, die man dann ihm anrechnen würde. Wie das meine Schüler hörten, entrüsteten sie sich natürlich sehr, denn es war ja ganz klar, daß er nur einen Vorwand für seinen Neid gebrauchte. Auf keine Art konnte sich Eifersucht deutlicher zeigen als unter solchem Scheine. Es half aber nichts. Je mehr ich auf die Art verfolgt wurde, desto mehr sprach man von mir, desto berühmter wurde ich.

Kurze Zeit nach diesem Vorfall konnte ich auch nach Paris zurück, und nun saß ich auf dem Lehrstuhl, der mir eigentlich schon längst gehört hatte und den man mir schon einmal angeboten hatte, von dem ich aber durch die Ränke meiner Feinde wieder verjagt worden war. Einige Zeit durfte ich

ruhig lehren, ohne daß irgend jemand mir etwas tun konnte. Von allem Anfang an bemühte ich mich, den Kommentar zu Ezechiel, den ich damals in Laon infolge der mitgeteilten Wette begonnen hatte, fortzusetzen. Meine Hörer lobten meine Methode sehr. Es wurde auch oft schon deutlich ausgesprochen, daß meine Befähigung in theologischen Dingen meiner früheren in philosophischen bewährten Begabung durchaus nicht nachstehe. In beiden Fächern bekam ich immer mehr Schüler, die alle für mich sehr begeistert waren. Du weißt ja selbst, wieviel Ruhm und andern Gewinn mir das einbrachte. Seit jeher ist es aber so, daß das Glück die Toren übermütig macht. Sie fühlen sich sicher. Die Sicherheit aber tut der Seele Abbruch, schwächt sie, und der Geist widersteht den Lockungen des Fleisches nicht mehr. Mit mir war es nicht anders. Ich glaubte, daß ich der einzige und erste Philosoph in der ganzen Welt bin, der nichts mehr zu fürchten hat, und während ich früher keusch und enthaltsam gelebt hatte, gab ich mich nun zügellosen Passionen hin. Meine Philosophie und meine Theologie wurde besser, meine Lebensführung aber stimmte immer weniger mit den Maximen der Philosophen und der Heiligen zusammen. Heute weiß ich, daß die Philosophen und mehr noch als sie natürlich die Heiligen, also jene Männer, die ihr Dasein nach den Vorschriften der Schrift führen, ihren Ruhm nichts so verdanken wie

einer keuschen Lebensweise. Ich aber war angefüllt von krankhaftem Stolz, von sinnlicher Begierde. Gott erst hat mich durch seine Barmherzigkeit von diesen beiden Lastern befreit. Aber er tat es gegen meinen Willen. Zuerst nahm er mir meine sinnlichen Begierden, dann meinen Eigendünkel. Meine sinnlichen Begierden, denn er nahm mir das Mittel, sie zu befriedigen. Meinen Eigendünkel, der gegründet war auf mein Wissen — der Apostel sagt: „Wissen bläht auf" —, indem er es dahin brachte, daß man mein berühmtestes Buch im Feuer verbrannte, und diese Demütigung ließ mich allen Stolz von mir tun.

Man hat Dir, was da geschah, gewiß schon erzählt. Aber ich will, daß Du es genau, Punkt für Punkt wie es geschah, von mir erfährst. Ich hatte nie Vergnügen daran gefunden, mich mit Dirnen abzugeben, es ekelte mich dieser Schmutz; und ich war so den Wissenschaften ergeben, daß ich gar nicht dazu kam, mit anständigen Frauen viel zu verkehren. Dann waren mir die gesellschaftlichen Umgangsformen auch nicht vertraut. Das Schicksal aber fand einen Weg, um mich in die Tiefe zu stürzen von der Höhe, auf der ich war. Es sah so aus, als wollte mir das Geschick nur Gutes, während es alles für meinen jähen Sturz vorbereitete. Doch besser sage ich, daß es göttliche Liebe war, die mich demütigte, um mich zum Rechten zurückzuführen, weil ich in meinem Übermut

Gott in seiner Gnade zu danken unterlassen hatte.

Es lebte damals in Paris eine Jungfrau Heloise. Sie war die Nichte des Kanonikus Fulbert. Der liebte sie so sehr, daß er alles tat, um sie aufs beste unterrichten zu lassen. Schon äußerlich war sie wahrhaftig nicht die letzte ihres Geschlechtes, und nun kam noch ihre Bildung hinzu und machte sie zu der ersten. Frauen wissen nicht oft viel von gelehrten Dingen; wenn es aber einmal der Fall ist wie hier, so erhöht es ihren Reiz gewaltig. Diese Jungfrau nun war weit bekannt durch ihre Bildung. Ich sah in ihr alle jene Reize, die die Liebe eines Mannes wecken können, und ich wünschte nun, daß sie mich liebe und mir gehöre, und keine Sekunde war ich unsicher, ob das mir auch gelingen werde. Denn ich war ja berühmt, war jung, meine Männlichkeit blühte, und ich fürchtete nicht, daß irgendeine Frau nein sagen werde, wenn ich sie nur liebe, wer immer sie auch sei. Heloise aber mußte mir noch um so eher gehören, weil sie selbst in den gelehrten Dingen bewandert war, die Wissenschaft über alles setzte. Mir fiel ein, daß wir uns schöne Briefe würden schreiben können, wenn wir nicht zusammen sind, und daß man ja oft kühne Wünsche dem Pergament anvertraut, die auszusprechen man nicht den Mut hat, daß wir also vielerlei Gelegenheit haben würden, uns süße Dinge zu sagen. Meine Leidenschaft zu ihr war

heiß. Da suchte ich nun natürlich Gelegenheit, Tag um Tag in ihr Haus zu kommen, sie mehr zu sehen, kennen zu lernen und sie zu gewinnen. Die besten Freunde ihres Oheims waren meine Helfer dabei. Durch ihre Unterstützung vereinbarte ich mit ihm, daß ich in seinem Hause, das gerade nahe meiner Schule lag, wohnen sollte und ihm etwas dafür zahlen. Ich log ihm vor, daß ich ein gelehrter zerstreuter Mann sei, daß diese Eigenschaften mir nicht gestatteten, selbst für die körperlichen Bedürfnisse, die doch jeder Mensch hat, zu sorgen, daß mir das auch zu teuer werden würde. Und ich hatte das Glück, daß Fulbert eben sehr geizig war, andererseits aber doch wollte, daß seine Nichte viel lerne. Diese beiden Eigenschaften seiner Person stimmten gut zusammen und bewogen ihn zu tun, was ich wollte. Er wollte mein Geld haben, und er erwartete auch von meinem Wohnen in seinem Hause viel für das Mädchen. Es geschah aber mehr über meine Erwartungen hinaus; er selbst half meiner Liebe, meiner Begierde. Er kam und wünschte, daß ich Heloise völlig erziehe. Er sagte, ich solle doch bei Tag oder bei Nacht, wann immer ich nur Zeit habe, mich um ihre Ausbildung bekümmern. Und wenn sie faul sei oder nicht aufpasse, dann solle ich sie ohne Erbarmen züchtigen. Ich war natürlich nicht wenig verwundert über diese maßlose Naivität, die so das Lamm, das unschuldige, dem hungernden Wolf in die Hände lieferte. Denn er

wollte ja nicht nur, daß ich sie unterrichte, sondern er erlaubte mir sogar, daß ich sie züchtige. Konnte man besser für meine Wünsche sorgen? So konnte ich ja durch Heftigkeit, durch Hiebe erreichen, was vielleicht sanfte, liebevolle, verführerische Worte mir nicht gewannen. Bei alledem machte ihn in seiner Arglosigkeit zweierlei sicher: die Liebe zu seiner Nichte und der Ruf der Keuschheit meiner bisherigen Lebensführung.

Ist es nötig, daß ich da noch viel erzähle? Ein Haus vereinigte uns, und bald waren wir ein Herz und eine Seele. Es sah so aus, als ob wir uns um die Wissenschaften kümmerten, uns ihnen hingaben, wir aber gaben uns unserer Liebe hin. Die Dinge, die wir miteinander tun sollten, schafften uns die Möglichkeit allein zu sein, und das wünschen sich doch Leute, die einander lieben. Da lag dann das Buch meist offen, wir aber sprachen von der Liebe und nicht von gelehrten Dingen, es gab Küsse und nicht gelehrtes Geschwätz. Meine Hand verließ die Bücher und wanderte zu ihrer Brust, und wir sahen weniger in die Bücher als einander in die Augen. Damit niemand argwöhne was geschehe, schlug ich sie auch manchmal, aber es war in Liebe, daß ich ihr diese Prügel aufzählte, nicht in Wut. Es war Lust, nicht Schmerz. Solche Züchtigung war mir und ihr süße Wonne, süßer als alle Köstlichkeit der Welt. Was es immer in der Liebe gibt, haben wir in unserer Leiden-

schaft erlebt. Was die Liebe zu erfinden vermag, wir haben es gehabt. Und weil die Lust für uns beide so neu war, so war sie eben andauernder, wir konnten mehr tun. Unsere Herzen, unsere Körper glühten, und wir kannten kein Maß. Ich wurde einfach ein Diener der Lust, ich kümmerte mich nicht mehr um die Wissenschaft, nicht mehr um die Schule. Es ekelte mich an, meine Schüler auch nur anzusehen, mit ihnen zu sein. Dazu war das Leben, das ich damals führte, auch nicht sehr darnach, meine Kraft zu schonen. In der Nacht liebte ich, am Tag arbeitete ich.

Es war so nicht zu vermeiden, daß meine Vorträge ziemlich mäßig und flau wurden. Wenn ich sprach, funkelte mein Geist nicht mehr, es war nur ein armseliges Gerede; ich sagte immer wieder die Dinge, die mir früher einmal eingefallen waren. Und wenn mich einmal die Lust ankam, ein Gedicht zu machen, dann sang ich von Liebe, nicht von gelehrten Dingen. Ach, sehr viele von diesen Gedichten leben jetzt noch, Du weißt es selbst. Im Volke werden sie gesungen. Die stimmen sie an, die wieder dasselbe Schicksal erleben wie wir in jenen Tagen.

Meine Schüler klagten damals sehr, als sie drauf kamen, daß ich von etwas anderem innerlich so ausgefüllt sei, und Du kannst Dir gar nicht denken, wie weit ihre Unlust darüber ging. Es war ja alles so klar, es konnte darum

kein Geheimnis bleiben. Mir kommt manchmal der Gedanke, nur der eine Mann wußte nichts von dem, was geschah, den es am meisten anging, mit dessen Ehre wir spielten, nämlich ihr Oheim. Man warnte ihn oft, und die verschiedensten Leute taten es, aber er wollte nicht glauben, was man ihm sagte, weil er seine Nichte so ungeheuer liebte, und dann, weil bisher niemand meine keusche Lebensführung hatte anzweifeln können. Und es ist ja wahr, daß man von Menschen, die man liebt, Böses schwer glauben kann. Die wirkliche Liebe läßt sich von Verdacht nicht leicht ergreifen. Das meint auch der heilige Hieronymus, wenn er an Sabinianus schreibt: „Gewöhnlich erfahren wir selbst es zuletzt, wenn in unserem Hause etwas nicht in Ordnung ist, und wissen nichts von den Fehlern unserer Kinder und Frauen, wenn die Nachbarn schon laut davon sprechen." Schließlich einmal kommt aber doch alles ans Licht. Was die ganze Welt weiß, muß schließlich auch zu den Ohren des Einen kommen, und so ging es denn auch nach kurzen Monaten mit unserer Liebe. Das Herz des Oheims brach fast, als er es erfuhr. Aber noch größer war dann die Trauer, die auf uns fiel, denn man trennte uns. Ich schämte mich, wußte nicht aus noch ein, war im Zweifel über das, was das Mädchen selbst zu ertragen hatte. Und dann kränkte ich mich, war tief betrübt, weil mein guter Ruf nun ewig dahin war. Wir beide waren aber nicht um das

bekümmert, was jeden selbst traf. Ich kränkte mich um sie, sie sich um mich. Je weniger wir uns aber sahen, desto näher waren unsere Seelen einander, wir liebten uns nur um so heißer, weil wir unsere Liebe nicht mehr befriedigen konnten. Unsere leidenschaftliche Begierde war ja stärker gewesen als alle Schamhaftigkeit. Nachdem diese Grenze einmal überschritten war, wußten wir nun auch gar nichts mehr von Scham. Und da die sündige Lust, die uns vereinigt hatte, uns immer wieder voller Süße lockte, verging uns jeder Gedanke an Zurückhaltung sehr bald. Unser Schicksal war das gleiche, das von Mars und Venus in den Werken der Dichter erzählt wird, in jenen Versen, die berichten, wie, — wobei sie miteinander erwischt wurden.
Kurz darauf fühlte Heloise, daß sie ein Kind von mir trage. Sie freute sich, sagte es mir, verlangte meinen Rat, was sie tun solle. Wir beraten und kommen schließlich überein, daß ich sie in einer Nacht, in der ihr Oheim nicht zu Hause sein wolle, entführen werde. Ich tue es, geleite sie in meine Heimat, ins Haus meiner Schwester. Und dort blieb sie, bis sie einen Knaben zur Welt brachte, der den Namen Astralabius erhielt. Wie Fulbert nach Hause kam, war er wahnsinnig vor Zorn. Wer das nicht mit angesehen hat, weiß nicht, was ein wirklich wütender Schmerz ist. Er wußte sich gar nicht zu helfen; keine Rache, nichts was er sich ausdenken konnte, um es mir anzutun, war ihm

Strafe genug. Er fürchtete sich, mich zu töten oder mir selbst etwas Körperliches anzutun, denn er dachte immer daran, daß seine Nichte, die er doch sehr liebte, selbst auch dadurch zu Leiden kommen könnte. Es war ihm auch nicht möglich, mich irgendwie mit Gewalt gefangenzunehmen und mich festzusetzen. Was das anbelangt, war ich sehr vorsichtig. Ich wußte, daß er der Mann ist, nicht lange nachzudenken, wenn er gerade etwas wagen kann, woran ihm liegt. Schließlich aber litt er so, daß mein Mitleid wach wurde. Auch regte sich mein Gewissen, weil ich ihn doch betrogen und verraten hatte; allerdings, ich hatte es aus Liebe getan. Ich machte mir also sehr heftige Vorwürfe, und so ging ich denn eines schönen Tages zu ihm hin, bat ihn, mir zu verzeihen, und sagte, ich wolle tun, was er wolle, um es wieder gutzumachen. Ich beschwor ihn: wer je wirklich selbst geliebt hat, der staunt nicht über das, was ich getan habe, der weiß, wie von Anfang aller Welt an selbst die stärksten Männer von den Frauen schändlich zu Fall gebracht worden sind. Und um alles gutzumachen, bot ich ihm an, was er gar nicht erwartet hatte, daß ich nämlich das Mädchen, das ich verführt hatte, wirklich heiraten wolle. Nur verlangte ich eines: unsere Ehe sollte ein Geheimnis bleiben, damit mein Ruf nicht Schaden leide. Damit war Fulbert einverstanden. Er und seine Freunde gaben mir die Hand, daß es so sein solle, wir küßten uns — die Küsse sollten

unsere Versöhnung feierlich bestätigen —, aber alles das war nur ein Mittel, um mich leichter verraten zu können.
Ich fuhr in meine Heimat zurück und holte die Geliebte, die ich nun zu meiner Frau machen wollte. Heloise aber war sehr erregt uud unwillig über das, was geschehen war. Sie sagte, sie wolle nicht mein Weib werden, wurde sehr eifrig und führte vor allem zwei Gründe an: die Gefahr und dann die Schande, die über mich kommen würde. Sie sagte immer wieder, ich solle nur ja nicht glauben, daß irgend etwas genügen könne, um Fulbert mit dem, was einmal geschehen sei, zu versöhnen. Später einmal sah ich ein, wie recht sie hatte. Und dann sagte sie: Wie sollte ich mich freuen, dein zu sein und dich zu haben, wenn dadurch dein Ruf geschädigt wird und so ich mit dir zugleich erniedrigt werde? Sie sagte, sie werde es niemals fertigbringen, den Menschen wieder in die Augen zu schauen, wenn sie ihnen ein solches Licht, wie ich sei, verdunkle. Man werde diese Ehe immer wieder verfluchen, die Kirche also dadurch geschädigt werden, und die Freunde der Wissenschaft würden sich vor Tränen nicht zu fassen wissen. Es werde ein Elend sein, wenn ein Mann wie ich, in die Welt gesetzt, um allen zu gehören, sich von einem Weibe fesseln lasse und nur ihr gehöre. So wollte sie von der Ehe durchaus nichts wissen, sagte immer wieder, daß diese Ehe für

mich ein Hindernis, eine Fessel sein werde. Sie erzählte auch immer wieder Beispiele von der geringen Achtung, die die Welt dem ehelichen Stande entgegenbringe, wieviel Unzuträgliches mit dem Eheleben verbunden sei und daß auch der Apostel sagt: „Bist du los vom Weib, so suche kein Weib. So du aber freiest, sündigest du nicht, und so eine Jungfrau freiet, sündiget sie nicht; doch werden solche leibliche Trübsal haben; ich verschonete aber euer gerne." Und an einer anderen Stelle: „Ich wollte aber, daß ihr ohne Sorge wäret." Da ich weder den Rat des Apostels noch die Warnungen der heiligen Väter gegen die Ehe hören wollte, so bat sie, ich solle doch wenigstens überlegen, was die Philosophen darüber sagen, was von ihnen oder über sie geschrieben worden ist. (Die Kirchenväter zitieren ja auch oft die Philosophen, um uns zu warnen.) Sie zeigte mir eine Stelle im Werk des heiligen Hieronymus, das Kapitel seiner Schrift „Gegen Jovianus"; da erzählt er von Theophrast, daß dieser zuerst des langen und breiten erzählt, wie viele Unannehmlichkeiten und fortwährende Aufregungen die Ehe immer bringt, und krönt dann schließlich seine Argumentation mit dem Worte: „Der Weise darf überhaupt nicht heiraten." Hieronymus, der diese philosophischen Worte bespricht, sagt dann am Schluß noch selbst: „Welcher Christ muß sich nicht beschämt fühlen, wenn er einen Theophrastus also reden hört?"

Dann zeigte mir Heloise in den Schriften des Hieronymus, was dort über Cicero steht. Cicero hatte sich doch von der Terentia scheiden lassen, da wollte sein Freund Hircius, daß er seine Schwester ehelichen solle. Cicero weigerte sich aber ganz entschieden und sagte, er könne nicht zur gleichen Zeit einer Frau und der Philosophie gehören. Er sagt nicht einfach „gehören", sondern er sagt „zu gleicher Zeit gehören". Das heißt, er wollte nichts tun, was ein Hindernis sein sollte, der Philosophie zu gehören. Wenn sie aber abließ mir klarzumachen, wie eine Bürgerehe auf mein gelehrtes Amt wirken würde, dann fing sie mit anderem an. Sie ließ mich daran denken, was es sonst noch in einer Ehe alles gibt. Wie es drunter und drüber gehen würde. Schüler und Hausmädchen, der Tisch eines Gelehrten und die Wiege! Bücher, Schreibpapier und Nähzeug! Die Feder, der Bleistift und der Spinnrocken! Wie soll das zueinanderpassen? Kann, sagte sie, einer darüber nachdenken, was die Worte der Schrift bedeuten, oder in den geheimen Sinn der Philosophie eindringen, wenn nebenan die Kinderchen schreien? Die Amme, die sie zur Ruhe bringen soll, vor sich hin summt, männliche und weibliche Dienstboten laut durcheinander lärmen? Kann man es aushalten, daß die Kinder immer wieder Schmutz machen? Wenn einer sehr reich ist, dann geht es vielleicht. Die Leute haben dann fürstliche Wohnungen, sind nicht

im Raum beschränkt, brauchen nicht darauf zu sehen, was alles kostet. Die Sorge ums Brot gibts für sie nicht; dann geht es vielleicht. Aber ein Philosoph hats nicht so gut wie ein reicher Mann, und auf der andern Seite ist es wahr, wer Geld und Gut haben will und so Stunde für Stunde seinen Sinn aufs Weltliche richten muß, der hat keine Muße für göttliche und philosophische Tätigkeit. Das ist denn auch der Grund, daß in der alten Zeit die großen Philosophen die Welt verachteten, sich aus ihrem Getriebe zurückgezogen haben, ja, sie geradezu geflohen, keine irdische Lust begehrten und in der Weisheit alles Glück gesucht. Seneca, einer der größten alten Philosophen, rät dem Lucilius: „Du mußt mehr tun, als nur deine freie Zeit der Philosophie widmen. Es darf sonst nichts für dich geben. Nie kannst du zu viel Zeit für sie verbrauchen; wenn du nur ein paar Tage dich nicht mit der Philosophie beschäftigst, dann kannst du sie ebensogut ganz lassen. Ein paar Tage Unterbrechung, und du hast alles verloren. Was sonst noch Anforderungen an dich in der Welt stellt, dem gehe aus dem Wege, halte es fern von dir, du kannst nicht das auch noch tun." In alten Zeiten haben eben die großen Philosophen, wenn sie auch Heiden waren, aus Liebe zur Wissenschaft so gehandelt, wie jetzt die Mönche aus Gottesfurcht handeln, wenigstens die Mönche, die diesen Namen wirklich verdienen. In jedem Volke,

ob es nun Heiden, Juden oder Christen waren, gab es von alters her Männer, die durch ihre Gesinnung, ihre Sittlichkeit höher standen als die übrigen, die keuscher, strenger gegen sich waren und deshalb sich von der Herde der andern trennten. Bei den Juden waren es die Nasiräer; sie weihten sich Gott und hatten ihre eigenen Gesetze. Oder die Söhne der Propheten, die Jünger des Elia und Elisa, die uns Hieronymus so wie Mönche schildert. Etwas sehr Ähnliches erkennt man auch in den drei philosophischen Sekten, die Josephus in seinen „Altertümern", Kapitel XVIII nennt, nämlich den Pharisäern, Essäern und Sadduzäern. Wir haben die Mönche, deren Vorbild entweder das demütige Leben der Apostel oder, was die ältere Form ist, das Eremitendasein des Johannes ist. Bei den Heiden, den alten Völkern waren das eben die Philosophen. Weisheit, Philosophie, das nannten sie nicht so sehr eine wissenschaftliche Betätigung als eine entsprechende heilige Lebensführung. Wir brauchen ja nur auf den Grund des Wortes zurückzugehen und zu sehen, was die heiligen Väter dazu sagen, dann werden wir es erkennen. Im achten Kapitel seines Buches vom „Gottesstaat", dort wo die einzelnen philosophischen Systeme erklärt werden, sagt der heilige Augustinus: „Der Stifter der italischen Schule ist Pythagoras von Samos; man sagt, daß von ihm der Name „Philosophie" herrühre. Früher nämlich wurden Männer, die

sich durch tadellose Lebensführung irgendwie über die andern erhoben, Weise genannt. Pythagoras dagegen sagte, als man ihn nach seinem Beruf fragte, er sei ein Philosoph, das heißt ein Jünger oder Liebhaber der Weisheit; sich einen Weisen zu nennen, hielt er für eine Anmaßung."
„Durch tadellose Lebensführung sich irgendwie über die andern erheben" heißt ja aber auch ganz deutlich: die Weisen, Philosophen, auch wenn sie Heiden waren, verdankten die Ehre, den Ruhm, den man ihnen spendete, nicht ihrer Gelehrtheit, sondern dem Leben, das sie führten und das ausgezeichnet war. Dir muß ich nicht erst zeigen, daß sie keusch und mäßig lebten, das hieße Eulen nach Athen tragen. So machten es, — das alles hielt Heloise mir vor, — Heiden, Menschen, die durch kein Gelübde gebunden sind, siehst du denn nicht, welche Pflicht du hast, der du ein Geistlicher bist? Ein Chorherr, willst du wirklich den Dienst Gottes lassen und dafür die gemeine Lust der Sinne wählen? Willst du dich so sehr verirren, dich in einen solchen Sumpf hineinbegeben und darin untergehen? Alle Scham vergessen und etwas tun, was man nie mehr gutmachen kann? Schön, du denkst nicht mehr an deinen Beruf als Hirt Gottes, dann achte doch wenigstens das, was du deinen Pflichten als Philosoph schuldest! Du hast keine Angst vor der Strafe Gottes — laß dich doch wenigstens nicht so weit in deinen Begierden gehen, daß du die

Ehre vergißt! Erinnere dich an die Ehe des Sokrates! Wie unglücklich war die! Wie mußte er es büßen, daß er die Philosophie an eine Frau verraten hat! Er ist doch wahrhaftig ein Beispiel, abschreckend genug. Sie zeigte mir auch, was Hieronymus im ersten Buch seiner Schrift „Gegen Jovianus" über Sokrates sagt: „Xantippe überschüttete ihn einmal vom Fenster aus mit einer endlosen Flut von Schimpfworten. Sokrates ließ es ruhig über sich ergehen, und als ihm seine Ehehälfte auch noch schmutziges Wasser auf den Kopf goß, trocknete er sich ruhig ab und sagte: Ich wußte wohl, daß ein solches Donnerwetter nicht ohne Regen bleiben werde." Dazu sagte mir nun Heloise immer wieder, daß es für uns ungeheuer gefährlich sei, nach Paris zurückzugehen. Und daß sie wirklich lieber meine Geliebte sein wolle als meine Frau, selbst wenn sie nicht daran dächte, daß es für mich, meinen Ruf besser sei. Sie wolle mir nur in freier Liebe gehören, nicht gezwungen durch das Sakrament der Ehe. Je seltener wir uns sehen und vereinigen würden, desto süßer würde es dann sein; sich wiedersehen nach einer Trennung sei das Süßeste. Ich wollte nicht auf ihren Rat hören und nicht auf ihre Warnung, denn mein Sinn war umnachtet. Weil sie mich also von meinem Willen so nicht abbringen konnte, mir auch nicht wehtun wollte, so fing sie an zu seufzen, zu weinen und sagte schließlich nur noch: „Schön, da kann nur eines geschehen, wir werden zu-

sammen zugrunde gehen. Ein Leid wird über uns hereinbrechen, das ebenso groß sein wird wie unsere Liebe." Alle Welt weiß: ihre Prophezeiung ist nur zu richtig eingetroffen.
Unser Kind blieb bei meiner Schwester, und wir kehrten auf geradem Wege nach Paris zurück. Wir kamen in der Frühe an und ließen uns dann noch am Morgen trauen. Die Nacht über hatten wir in der Kirche still die Vigilien gelesen. Unsere Zeugen waren der Oheim Heloisens, ein paar Verwandte von mir und von ihr. Nach der Trauung gingen wir wieder voneinander, jeder zog seine Straße, und wir sahen uns dann nicht mehr oft und wenn insgeheim, denn unsere Ehe sollte ja ein Geheimnis bleiben. Aber der Oheim der Heloise und ihre Verwandten konnten nicht vergessen und verzeihen, daß ich sie früher gekränkt hatte, und so erzählten sie überall herum, daß wir verheiratet seien, und verletzten dadurch das feierliche Versprechen, das ich von ihnen bekommen hatte. Heloise aber schwor tausend Eide, daß es nicht wahr sei, und Fulbert in seiner Wut prügelte sie deshalb nicht wenig. Wie ich das hörte, nahm ich sie aus seinem Hause fort und schickte sie in der Nähe von Paris nach Argenteuil, wo ein Nonnenkloster ist und wo sie erzogen worden war. Ich kleidete sie auch in die Klostergewänder, nur den Schleier gab ich ihr nicht. Die Folge davon war, daß Fulbert und seine Verwandten meinten, ich betrüge sie und stecke Heloise in ein Kloster, um sie los-

zuwerden. Im höchsten Zorn kamen sie zueinander und beratschlagten, was man tun könne, um mich zugrunde zu richten. Sie bestachen einen meiner Diener, und dann kam eine Nacht, ich schlief ruhig in meinem Zimmer, sie aber schlichen sich ein und rächten sich an mir mit einer Grausamkeit, daß alles entsetzt war und ich vor Scham nicht aus und ein wußte. Sie schnitten meinem Leibe jenes Glied ab, mit dem ich vollbracht hatte, was ihnen nicht recht war. Die Verbrecher entflohen, zwei konnte man noch verhaften, sie wurden geblendet und wie ich entmannt. Unter ihnen war auch der Diener, den ich immer um mich gehabt hatte und den sie bebestochen hatten, damit er mich verraten solle. Es wurde auch nach dieser Nacht Morgen, die Leute auf der Gasse standen weinend vor meiner Wohnung. Wie alles entsetzt war, wie sie jammerten, schrien und klagten, das kann man kaum beschreiben. Es ist wohl unmöglich zu sagen, was man da alles hörte. Vor allem waren es Kleriker und dann natürlich meine Schüler, die so jammerten, daß es mir unerträglich wurde und meine Schmerzen nur noch erhöhte. Ihr Mitleid tat mir mehr weh als meine Wunde. Ich schämte mich mehr, als ich körperliche Schmerzen hatte. Die Vorstellung, was die Leute darüber sagen würden, ließ mich nicht mehr los. Ich sorgte mich mehr darum, als um die Verletzung an meinem Körper. In einem einzigen Augenblick war der ganze Ruhm dahin, den ich

mir erworben, den ich eben noch besessen hatte. Und er war fort für alle Zeiten. Gott war gerecht gewesen in seiner Strafe, er hatte mich an dem Gliede gestraft, mit dem ich gesündigt hatte. Der Mann, den ich verraten hatte, hat wohl daran getan, mir Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Immer wiederholte ich mir: alle meine Feinde werden stolz die Gerechtigkeit rühmen, die so deutlich gegen mich gesprochen hat.

Und ich dachte: Wie werden sich erst meine Eltern, alle meine Freunde kränken, kein Trost wird ihnen helfen. Über die ganze Erde wird die Nachricht von dem laufen, was mir geschehen ist; denn dieses Geschehnis ist schändlich und von seltener Art. Nie mehr, fiel mir ein, würde ich auf die Straße gehen können. Die Leute werden ja hinter mir herlaufen und auf mich zeigen. Ihr Geflüster wird mich verfolgen. Allen werde ich zur Schau dienen, ein widerliches Spektakel abgeben! . . .

Es fiel mir noch, um meine Angst zu erhöhen, ein, daß nach dem todbringenden Worte des Gesetzes Eunuchen Gott ein solcher Greuel sind, daß Männer, die entmannt worden sind, allen ein Dorn im Auge sind, da sie als unrein gelten, das Allerheiligste nicht betreten dürfen. Ja, nicht einmal Tiere, denen geschehen ist wie mir, darf man opfern. Schon im Buch Leviticus heißt es: „Du sollst dem Herrn kein Zerstoßenes oder Zerriebenes oder Zerrissenes, oder

was verwundet ist, opfern" — und im 5. Buch Moses, Kapitel 23: „Es soll kein Zerstoßener noch Verschnittener in die Gemeinde des Herrn kommen."

So ging ich also in ein Kloster, dessen Mauern mich allen Blicken entziehen sollten. Ich war verzweifelt, aber es war nicht Frömmigkeit, ich will es nur selbst offen sagen, sondern Scham, die mich dorthin trieb. Heloise hatte ich schon vorher angefleht, das gleiche zu tun, und da ich sie darum gebeten hatte, war es auch geschehen. So hatten wir nun beide das geistliche Gewand an. Ich in der Abtei von St. Denis, sie im Kloster von Argenteuil. Ich weiß noch, wie man sie ihrer Jugend wegen bemitleidet hat und wie alle sie abhalten wollten, ins Kloster zu gehen, und ihr deshalb die Regeln des Klosters als schwere und drückende Bürde darstellten. Aber es half nichts, sie weinte nur, und schluchzend sprach sie die Klage der Cornelia nach:

O herrlicher Gatte,
Besseren Ehbetts wert! so wuchtig durfte
das Schicksal
Treffen ein solches Haupt? Ach, mußt ich
darum dich freien,
Daß dein Unstern ich würd? — Doch nun
empfange mein Opfer,
Freudig bring ich es dir —

Das waren ihre Worte, als sie zum Altar hinging. Dann nahm sie aus der Hand des Bischofs den Schleier, der ihre Weihe krönte, und vor

der ganzen Klostergemeinde sprach sie das Gelübde.

Ich war körperlich noch nicht ganz genesen von dem, was sie mir angetan hatten, als ein Haufen von Klerikern zu mir kam, meinen Abt, mich selbst bat, ich solle doch im Kloster aus Gottesfurcht wiederum das tun, was ich früher aus Liebe zu irdischem Besitz und Ruhm getan hatte. Sie hielten mir vor, daß Gott das Pfund, das er in mich gelegt hat, mit Zinsen zurückverlangen werde. Sie erinnerten mich daran, ich hätte früher immer nur mit reichen Leuten zu tun gehabt, jetzt sei ich verpflichtet, den Bedürftigen mich zu widmen. Ich werde schon einsehen, daß der Herr mich so gestraft habe, damit ich ohne Hemmung, von allen fleischlichen Begierden frei und, aus der unruhvollen Welt ein für allemal entfernt, ganz der Wissenschaft gehören könne und darum auch imstande sein werde, den wahren Sinn des Gotteswortes zu künden.

Ich war in ein Kloster gegangen, aber die Mönche, die dort lebten, führten ein irdischen Dingen hingegebenes zügelloses Leben. Der Abt tat darin noch mehr als die übrigen, sowie er eben auch sonst über ihnen stand. Da ich erst vertraulich, dann aber auch öffentlich gegen ein solches schändliches Leben heftig auftrat, war ihnen das natürlich nicht recht, und sie fingen an, mich zu hassen. Sie sahen froh zu, daß meine Schüler mich immer wieder baten,

ihnen zu Willen zu sein, darin sahen sie näm-lich einen Weg, mich zu entfernen. Für mich aber lag die Sache so, daß auf der einen Seite meine Schüler mir sehr dringlich zuredeten, auf der anderen aber der Abt und die Klosterbrüder mir keine Ruhe gaben, und so wollte ich schließ-lich der Klügere sein. Ich ging in die Einsam-keit und wollte dort für mich leben und lehren. Ich bekam aber so viele Schüler, daß es weder Raum genug für sie zum Wohnen gab noch Lebensmittel zu ihrer Existenz. Ich hielt theo-logische Vorlesungen, denn das entsprach meinem jetzigen Amte. Aber die Philosophie hatte ich darum doch nicht ganz beiseite lassen können. Ich hatte mich ja früher am meisten diesen Studien gewidmet, mein Ruf darin war groß gewesen, und deshalb kam man zu mir. Aber ich tat das jetzt mehr, um ihnen eine Lock-speise zu bieten. So gewann ich meine Schüler für das Studium der wahren Philosophie und tat also nach dem Beispiel des größten christ-lichen Philosophen Origines, von dem aus der „Kirchengeschichte" das gleiche erhellt. Von Tag zu Tag zeigte sich, daß ich von Gott eben-so die Gabe der theologischen Weisheit wie der philosophischen bekommen hatte. Meiner Schü-ler wurden immer mehr, und die Säle der andern Schulen leerten sich. Natürlich neideten mir das andere Lehrer, haßten mich und versuchten jedes Mittel, um mich zu schädigen. Vor allem sagte man zwei Dinge immer wieder gegen mich,

und zwar natürlich zumeist hinter meinem Rücken. Erstens, daß ein Mönch sich mit weltlichen gelehrten Dingen nicht abgeben dürfe, und dann wieder, daß ich jetzt gleichsam einen Lehrstuhl für Theologie eingenommen habe, ohne früher selbst Theologie gelernt zu haben. Am liebsten wäre es diesen neidischen Leuten gewesen, wenn man mir überhaupt verboten hätte zu unterrichten. Sie gingen immer wieder Bischöfe, Erzbischöfe und Äbte und sonst Leute, die in kirchlichen Dingen etwas zu sagen hatten, mit solchen Bitten an.

Meine Tätigkeit setzte damit ein, die Grundlagen unserer Lehre durch die menschliche Vernunft zu beleuchten und zu begründen. Das war auch der Sinn meiner theologischen Schrift über die göttliche Einheit und Dreiheit, die in erster Linie für meine Schüler bestimmt war; denn die brauchten rationelle wissenschaftliche Argumente und nicht, was ihnen die andern gaben: leere Worte. Sie wollten auch etwas verstehen von dem, was man ihnen sagt, und meinten mit Recht, die vielen Worte, bei denen man sich alles oder nichts denken könne, hätten für sie gar keinen Nutzen. Wenn man etwas nicht eingesehen hat, kann mans auch nicht glauben. Wenn einer etwas verkündet, was er selbst nicht begreift und auch seinem Zuhörer nicht faßlich machen kann, so sei das einfach lächerlich. Solche Lehrer seien gerade jene selbst blinden Anführer anderer Blinder, von denen der Herr

spricht. Diese Schrift hatte bei meinen Schülern den allergrößten Beifall. Sie fanden, daß sie durch sie Aufklärung über alles das bekamen, was sie am dringendsten wissen wollten. Die Dinge, von denen meine Schrift handelte, standen damals im Mittelpunkt alles Interesses. Und je mehr man sich eben um sie bemühte, desto mehr mußte man auch rühmen, wie klar und präzis ich auf diese Fragen eine Antwort gefunden hatte. Die Leute, die mich beneideten, waren aber sehr wütend, und es kam schließlich so weit, daß sie ein Konzil einberufen haben. Diesem Konzil saßen Alberich und Lotulfus vor, jene Männer, die von altersher meine Gegner gewesen waren. Wilhelm von Champeaux, unser aller Lehrer, und Anselm waren gestorben, und darum wollten sie nun die Ersten sein und sich sozusagen in das Erbe dieser beiden hochangesehenen Männer teilen. Sowohl Alberich wie Lotulf wohnten damals in Reims. Sie erzählten dem Erzbischof Rudolf so viel böse Dinge über mich, lagen ihm so in den Ohren, daß schließlich der Bischof von Präneste, Conanus, damals päpstlicher Legat in Frankreich, und noch ein paar Leute zusammenkamen. Diese geringe Versammlung nannten sie dann stolz das Konzil von Soissons und verlangten von mir, ich solle meine berühmte Schrift über die Dreieinigkeit hinbringen und dort verteidigen. Ich tat ihnen ihren Willen. Meine beiden Hauptgegner hatten schon vorher, so-

wohl beim Klerus als beim Volk, mich so verleumdet, daß ich auf dem Wege ins Konzil mit den Leuten, die mich geleiteten, fast gesteinigt worden wäre. Sie hatten ihnen nämlich vorgeredet, daß ich in Wort und Schrift drei Götter lehre. Sowie ich in Soissons war, ging ich zum päpstlichen Legaten und übergab ihm meine Schrift, bat ihn, sie zu prüfen und sein Urteil darüber abzugeben. Ich erklärte auch, ich sei jederzeit bereit, was ich gesagt habe, einzuschränken oder ganz zu widerrufen, wenn es sich herausstelle, daß meine Worte mit der katholischen Lehre nicht übereinstimmen. Der päpstliche Legat sagte mir aber, ich solle mein Buch dem Erzbischof bringen und meinen Feinden. Er wollte also, daß dieselben Männer, die meine Ankläger waren, auch meine Richter seien, so daß an mir das Wort der Schrift in Erfüllung gehen sollte: „Meine Feinde sind meine Richter." Diese Leute lasen mein Buch von vorn und von rückwärts viele Male durch, aber sie fanden darin nichts, was sie mit Wirkung dem Konzil hätten vorlegen können, und so sehr sie auch wünschten, daß das Buch verurteilt werden solle, sie mußten warten, daß ein gelegener Augenblick komme, und den erhofften sie von dem Ende des Konzils.

Bis nun die Sitzungen des Konzils begannen, hielt ich Tag für Tag öffentliche Reden über die katholische Lehre, wie ich sie verstand und in meinen Schriften lehrte. Alle meine Zu-

hörer lobten mich einstimmig, sie bewunderten die Kraft meiner Rede, meiner Argumentation. Das niedere Volk aber und die Geistlichen waren zornig und riefen immer wieder: „Da seht nun an, wie er da vor aller Welt spricht, und kein Mensch entgegnet seiner Irrlehre. In ein paar Tagen wird das Konzil, das man nur seiner Schuld wegen einberufen hat, geschlossen werden; und soll es vielleicht so aussehen, daß die Richter sich selbst des Irrtums zeihen?" Meine Gegner wurden also immer zorniger, und eines schönen Tages kam Alberich mit einigen Schülern und wollte mir eine Falle stellen. Zuerst war er höflich, sprach hin und her und dann sagte er, ein Satz in meinem Buch sei ihm als merkwürdig aufgefallen. Ich behaupte da nämlich, Gott könne sich nicht selber gezeugt haben, trotzdem doch Gott Gott gegezeugt habe und es nur einen einzigen Gott gebe. Ich sagte nun darauf sofort, ich wolle mich vor ihm rechtfertigen, wenn er es wünsche. Er antwortete: In diesen Dingen gäbe es keine Rechtfertigung auf Grund menschlicher Klugheit, auf Grund der eigenen Vernunft, sondern in diesen Dingen gäbe es nur Eines als Beweis: was die heiligen Väter sagen. Darauf antwortete ich: Öffne mein Buch und du wirst finden, daß die heiligen Väter von mir als Autorität für meine Meinung zitiert werden. Das Buch war da, er hatte es selbst bei sich, und ich schlug mit einem Griff den Satz auf, an den ich mich erinnert

hatte, den er aber nicht im Gedächtnis gehabt hatte oder auch gar nicht gefunden, denn er hatte ja das Buch nur auf das hin gelesen, was man gegen mich vorbringen könnte. Ich danke Gott, daß ich nicht lange zu suchen brauchte, schon hatte ich die Worte aus dem ersten Buch des heiligen Augustin „Über die Dreieinigkeit", wo es heißt: „Der irrt schwer, der glaubt, daß Gott die Gewalt hat, sich selbst zu zeugen. Solche Gewalt hat Gott so wenig wie sonst irgendeine Kraft geistiger oder körperlicher Art. Kein Wesen kann sich selbst zeugen." Dieses Zitat zeigte ich nun, Alberichs Schüler waren sehr bestürzt, und er selbst sagte, weil er doch irgend etwas sagen mußte: „Gott, man muß das nur gut verstehen." Ich antwortete nun, das sei ja nicht neu, was da stehe, immerhin, er brauche sich nicht viel Gedanken zu machen, denn sein Sinn stehe ja nur nach Worten und nicht nach dem, was hinter den Worten sei. Wolle er aber von mir einmal hören, was das eigentlich heiße, so würde ich ihm aus seinen eigenen Reden zeigen, wie tief er in die Irrlehre verfallen sei, wenn er annehmen könne, Gott Vater sei sein eigener Sohn. Alberich wurde nun ungemein zornig, und da er nichts andres tun konnte, fing er zu drohen an. Mir werde weder meine eigene Klugheit noch irgendeine andere Autorität der Welt mehr helfen. Mit diesen Worten verließ er mich. Schließlich kam das Ende des Konzils. Der päpstliche Legat und der Erzbischof berieten mit

meinen Feinden und andern Leuten, was man am besten gegen mich und mein Buch machen könne. Das sei ja der ganze Zweck des Konzils. In dem, was ich gesprochen hatte, und in meinem Buch hatten sie ja nichts finden können, was gegen mich auszunützen war. Sie konnten zuerst gar nichts sagen. Wenn einer etwas sprach, so war das nur hin und her geredet. Schließlich aber sagte dann der Bischof von Chartres, Gottfried, ein Mann, den seine Frömmigkeit und sein Ansehen über alle stellte: „Meine sehr werten Herren, wir alle, die wir hier sind, wissen sehr gut, daß alles, was dieser Mann lehrt, ob es nun nach unserem Sinne ist oder nicht, vor allem aber sein reiches Wissen und seine Vernunft, auf welche Wege sie auch kommt, den Leuten ungemein gefällt. So hat, was er sagt, die Wirkung, daß er das Ansehen seiner und unserer Meister in den Schatten stellt, und fast könnte man sagen, die Reben seiner Weinberge reichen von einem Meere zum anderen. Ich glaube nicht, daß ihr die Absicht habt, einen Mann wie ihn, ohne ihn überhaupt angehört zu haben, zu verdammen. Wenn ihr es aber tut, so werdet ihr, selbst wenn euer Tun gerecht ist, so viele Leute euch zu Gegnern machen, daß nur deshalb dann andere sich an seine Seite stellen werden. Dazu kommt noch, daß in der Schrift, die den Anlaß des Konzils gegeben hat, gar nichts steht, was man wirklich eine Gotteslästerung nennen kann. Erinnern wir uns an das, was Hieronymus gesagt hat:

‚Wo Tüchtigkeit ist, da wird sie von Neid begleitet, und nur die höchsten Gipfel werden vom Blitze getroffen.' Wir wollen doch vorsichtig sein, sonst machen wir ihn, wenn wir ihn vergewaltigen, zum Märtyrer, und alle nehmen sich dann seiner an. Wir werden neidisch genannt und haben mehr Schaden davon als er, wenn wir ihn auch wirklich verurteilen. Der Mann, den ich euch eben zitiert habe, sagt: ‚Falscher Ruhm ist rasch vorbei; was später kommt, wirft helles Licht auf das Vorausgegangene.' Wenn wir also vorgehen wollen, wie es nach dem Gesetz allgemeine Übung ist, so muß man seine Lehre und seine Schrift öffentlich zur Verlesung bringen. Dann soll man ihm erlauben, Rede und Antwort zu stehen auf die Fragen, die wir ihm stellen wollen, und wenn wir ihm dann zeigen, daß er unrecht hat und widerrufen muß, dann hat er still zu sein. So wollte es auch schon Nikodemus, der fromme. Es zeigt sich dies in den Worten, die er aussprach, um für den Herrn selbst den Freispruch zu erwirken: ‚Richtet unser Gesetz denn je einen Menschen, den man nicht verhört hat und erkennt, was sein Fehl ist?' "

Als er nun so gesprochen hatte, machten meine Feinde einen großen Lärm. Sie riefen, das sind schöne Dinge, eine gute Weisheit ist der Rat, uns mit diesem Dialektiker in einen Streit einzulassen. Seinen Argumenten und seinen Worten kann kein Mensch widerstehen. Aber ich glaube, es muß doch noch schwerer gewesen sein gegen

Christus zu streiten, trotzdem wollte Nikodemus, daß er von seinen Richtern gehört werde, weil das Gesetz das so will. Der Bischof Gottfried sah ein, daß die Herren nicht tun wollten, was er ihnen riet, da versuchte er ein anderes Mittel, um ihre Wut zu mäßigen. Er brachte vor, das Konzil sei ja nicht zahlreich genug besucht, man dürfe in so geringer Zahl über Dinge von so großer Bedeutung kein Urteil abgeben, die ganze Sache müßte noch gründlicher untersucht werden. Und er stellte deshalb den Antrag, ich solle von meinem Abt in das Kloster St. Denis geführt werden, dort solle dann eine größere Kommission gelehrter Leute sorgsam und eindringlich die Angelegenheit nochmals untersuchen. Der päpstliche Legat stimmte diesem Antrag zu, und schließlich fügten sich dann auch alle die andern. Darauf stand der Legat auf, und bevor die Sitzung begann, las er die Messe, ich bekam dann durch den Bischof Gottfried die Erlaubnis, in mein Kloster wieder zurückzukehren, und dort sollte ich dann erfahren, was weiter geschehen werde. Meine Gegner aber sahen ein, daß es für sie gar keinen Vorteil habe, wenn so geschehe und die Untersuchung über meinen Fall nicht in ihrer Gegend vor sich ginge; denn dann würden sie ja keine Macht haben, auf den Gang der Untersuchung einzuwirken. Daß dann einfach die Gerechtigkeit durchdringen werde, das konnte ihnen nicht genügen. Sie redeten deshalb auf den Erzbischof ein und er-

klärten ihm, daß es doch nicht angehe und man es ihm übel anrechnen werde, wenn eine andere Behörde meine Sache zur Untersuchung bekäme; und sie sagten, daß es sehr gefährlich sei, mich so frei zu lassen. Auch den päpstlichen Legaten bestimmten sie, trotzdem er nicht recht wollte, durch vieles Zureden, und schließlich verurteilte er mein Buch, das er gar nicht gelesen hatte, verbrannte es öffentlich und sprach aus, daß ich mein Leben lang in einem fernen Kloster bleiben solle. Sie machten ihm klar, schon die Tatsache, daß ich ohne Erlaubnis des Papstes oder der kirchlichen Behörden öffentlich gepredigt habe und daß das, was ich gesagt habe, dann andere aufgeschrieben hätten, genüge zu meiner Verdammung und zur Verdammung meiner Schrift. Man müsse endlich einmal zeigen, daß solche Dinge nicht geschehen dürfen; das würde die Autorität der Kirche ungemein fördern. Der päpstliche Legat wußte von dem eigentlichen Stande der Wissenschaft und den gelehrten Dingen nicht so viel wie eigentlich notwendig gewesen wäre und ließ sich durch das Zureden des Erzbischofs bestimmen. Der Erzbischof aber wieder war den Einflüsterungen meiner Gegner unterlegen. Der Bischof von Chartres hörte nun davon und teilte mir mit, welche Ränke gegen mich getrieben würden. Er redete mir aber auch zu, ich solle solche Fügung des Schicksals in Demut hinnehmen. Es sei doch ganz klar, daß das, was

meine Gegner gegen mich täten, Gewalt sei. Eine deutliche von Neid verursachte Gewalttat werde zum Schluß nur ihnen Schaden bringen, mir aber nicht. Das sollte ich mir immer vor Augen halten, und ich sollte auch nicht bekümmert sein wegen der Verbannung ins Kloster. Er versicherte mir, der päpstliche Legat habe sich nur überreden lassen das Urteil zu fällen, und sowie er dann einmal fort sei, werde er es auch widerrufen, und ich werde frei sein. Das war nur ein Trost, so wie jemand mit einem, der weint, selbst weint. Man berief mich ins Konzil. Ohne Untersuchung, ohne Prüfung wurde ich gezwungen, selbst meine Schrift ins Feuer zu werfen. Die Flammen verzehrten sie. Alles schwieg, nur ein einziger sagte ganz zaghaft: „In dem Buche steht: ‚Gott Vater allein sei allmächtig.'" Der päpstliche Legat war nun sehr verwundert und antwortete ganz erstaunt, er verstehe gar nicht, wie man so etwas glauben könne. Nicht einmal ein Kind würde derlei vorbringen, da doch der Grundsatz des Glaubens heiße, daß alle drei Personen der Gottheit allmächtig sind. Ein gewisser Terricus, der Vorsteher einer Schule, brachte daraufhin spöttisch den Satz des Athanasius vor: „Und dennoch sind nicht drei allmächtig, sondern einer." Als der ihm vorgesetzte Bischof ihn zur Ruhe ermahnte und solches Benehmen verwies, als hätte er Gott weiß was getan, da ließ er trotzdem nicht ab und hatte den Mut, wie ein anderer Daniel auszurufen:

„Seid ihr von Israel solche Narren, daß ihr einen Sohn Israels verdammt, ehe ihr die Sache erforschet und gewiß werdet? Kehret wieder um vors Gericht und richtet den Richter selber. Denn der Richter, den ihr eingesetzt habt zur Unterweisung im Glauben und zur Beseitigung des Irrtums, der hat sich selbst gerichtet durch seinen eigenen Mund, da er andere richten sollte. Der Mann, dessen Unschuld heute Gottes Barmherzigkeit an den Tag gebracht hat — befreiet ihn, wie einst die Susanna, von seinen falschen Klägern." Auf diese Worte stand dann der Erzbischof auf, er bestätigte, was der päpstliche Legat gesagt hatte mit Worten, deren Einzelheiten er dem besonderen Falle so anpaßte: „Wahrhaftig, hochwürdiger Herr, der Vater ist allmächtiger als der Sohn und allmächtiger als der Heilige Geist. Wer aber von solchem Grundsatz der Lehre abweicht, der ist im Irrtum befangen, und man darf nicht auf ihn hören. Immerhin, wir wollen den Rat aussprechen, daß unser Bruder vor uns allen hier sein Glaubensbekenntnis ablege und, wie das nun ausfällt, werden wir es entweder billigen oder wir werden es verbessern oder verwerfen. Ich wollte nun mein Glaubensbekenntnis sagen, auf meine Art aussprechen, wie ich über diese Dinge denke. Aber meine Gegner schrieen, das sei alles nicht notwendig, und ich hätte nur zu tun, was eben auch jedes Kind hätte tun können, nämlich das Glaubensbekenntnis des Athanasius hersagen.

Sie fürchteten, ich werde etwa sagen, daß ich es nicht auswendig könne, und da gaben sie mir nur den Text in die Hand, ich sollte ihn nur ablesen. Alles Seufzen und alles Weinen half mir nichts, so gut es eben ging, mußte ich es lesen. Und nun, als wäre ich ein Verbrecher gewesen, dem man seine Tat Punkt für Punkt nachgewiesen hat, gab man mich in die Hände des Abtes von St. Medardus, der auch unter den Teilnehmern des Konzils war; dessen Kloster wurde mir als Gefängnis bestimmt, das Konzil aber geschlossen.

Der Abt von St. Medardus und seine Mönche glaubten, daß ich ewig in ihrem Hause bleiben werde, und sie freuten sich, nahmen mich gastlich auf, waren sehr liebevoll gegen mich und dachten, das könne mich über das Geschehene hinwegbringen. Aber ich bekenne zu dir, Gott, der du gerecht richtest, mein Herz war voll Bitternis und Gift, ich selbst war verblendet, und in meiner Verirrung empörte ich mich gegen dich, ohne Unterlaß klagte ich und wiederholte den Schrei des heiligen Antonius: „Guter Jesus, wo warest du?" Das waren die Tage, in denen ich erfahren habe, was Leiden sind, was Schämen heißt, wohin einen Verzweiflung treiben kann. Das aber hier auszumalen, das bringe ich nicht übers Herz. Ich überlegte, was ich jetzt durchmache und was ich damals durchgemacht hatte, als man meinem Körper jene Wunde schlug, und ich dachte, kein Mensch auf dieser Erde ist un-

glücklicher als ich. Der Verrat, den jene damals verübt hatten, erschien mir wie eine geringfügige Sache, wenn ich an das dachte, was nun geschehen war. Es tat mir nicht so sehr leid um das, was man meinem Körper genommen hatte, als um das, was sie von meinem Ruhm nahmen. Das damals war irgendwie doch meine eigene Schuld gewesen. Jetzt aber war ich einer Brutalität geopfert worden, während ich doch nur das Allerbeste gewollt hatte. Denn nur die Liebe zu unserer Religion hatte mich zu meinen Vorlesungen veranlaßt. Aber eine Genugtuung hatte ich; überall, wo man hörte, wie schändlich und gewalttätig gegen mich verfahren worden war, herrschte Verstimmung. Unter den Teilnehmern des Konzils wollte keiner die Schuld haben, jeder sagte, der andere hätte sie. Selbst die, die offen meine Widersacher gewesen waren, erklärten jetzt, sie hätten keine Schuld an dem Urteil. Der päpstliche Legat erklärte vor aller Welt, nur der Neid der Franzosen hätte ein solches Urteil veranlaßt. In dem Augenblick, wo jene gegen mich aufgetreten waren, da hatte er mich preisgegeben. Nun aber tat es ihm leid, und kaum waren einige Tage vorbei, so wurde ich auf seinen Befehl aus dem fernen Kloster weggeholt, und man ließ mich nach St. Denis zurückkehren, wo ich schon früher gewesen war. Aber auch dort stand es ja so, daß die Mönche mir nicht wohlwollten. Ich sagte früher: ihre Lebensführung war schlecht, sie sprachen Dinge,

die ich nicht billigen konnte, sie waren zügellos, und da ich gegen derlei Einsprache erhob, war ich ihnen lästig.
Kaum waren einige Monate vergangen, da hatten sie auch schon wieder einen Anlaß, um gegen mich aufzutreten. Ich las nämlich eines Tages in Bedas Kommentar der „Apostelgeschichte". Es gibt da einen Satz, nach dem Dionysius Areopagita nicht Bischof von Athen gewesen war, sondern Bischof von Korinth. Das war aber natürlich denen nicht recht, die Dionysius Areopagita als den Schutzpatron ihres Klosters ansahen und stolz darauf waren, daß in seiner Lebensgeschichte stand, er sei Bischof von Athen gewesen. Ich hatte beim Lesen einigen der Klosterbrüder, die gerade in der Nähe waren, halb scherzhaft und halb ernsthaft diese Stelle gezeigt, trotzdem sie gegen den Wunsch unserer Klosterbrüder sprach. Da wurden sie ungeheuer zornig, sagten, dieser Beda sei einer der ärgsten Lügner, und riefen als Autorität den Abt Hilduin an, der in Griechenland seinerzeit selbst emsig über diese Sache nachgeforscht habe und in einer Biographie des Dionysius über alle Zweifel erhaben mitgeteilt, wie sich die Sachen verhielten. Unter den Brüdern, die um mich herumstanden, fragte nun einer, auf wessen Seite ich mich stelle: auf die des Beda oder auf die des Hilduin, und als ich erwiderte, die Schriften des Beda würden im ganzen Bereiche der abendländischen Kirche hochgeschätzt, und ich müsse mich deshalb seiner Autorität an-

schließen, da schrieen die Mönche voll Wut auf. Sie sagten, man sehe nun, daß ich im Innersten feindselig gegen sie sei. Sie wollten mich zum Verräter am ganzen Lande stempeln, dem ich die Ehre nehme, wenn ich leugne, daß Dionysius Areopagita ihr Schutzpatron sei. Ich sagte nun, das wolle ich gar nicht bestreiten, es sei auch ganz gleichgültig, ob ihr Schutzpatron wirklich der gewesen sei oder ein Mann von anderer Geburt, jedenfalls sei es einer gewesen, den Gott vieler Ehren würdig befunden habe. Es half aber nichts, sie stürmten zu ihrem Abt und sagten ihm, was sie eben von mir gehört. Auch der Abt war froh, einmal mich strafen zu können. Ich erzählte schon, daß seine Lebensführung noch ärger und zügelloser war als die aller übrigen, und deshalb mochte er mich eben noch weniger und hatte auch Angst vor mir. Er rief den ganzen Konvent zusammen, vor allen erteilte er mir eine Rüge und drohte, daß er mich vor das Angesicht des Königs stellen werde, damit man mich so behandle, wie es einer verdient, der Ruhm und Ehre des Königtums angreift. Bis zu dem Augenblick aber, wo der König über mich Recht sprechen werde, wurde ich wie ein Gefangener behandelt. Ich sagte zwar, ich wolle alles büßen, wenn ich etwas getan hätte, aber es half nichts. Ich wurde nun ganz traurig. Es befiel mich ein Ekel vor der bösen Natur dieser Leute, und da mich nun das Unglück überallhin verfolgte und peinigte, erfüllte mich eine grenzen-

lose Verzweiflung. Ich dachte, alle Welt hätte es nur auf mich abgesehen. Und da mir einige der Brüder aus Mitleid halfen und auch meine Schüler an meine Seite traten, zog ich es vor, heimlich bei Nacht und Nebel aus dem Kloster fortzugehen und ins Nachbargebiet zu flüchten, das dem Grafen Theobald untertan war und wo ich schon früher als Eremit gelebt hatte. Ich kannte auch den Grafen schon von früher, und er hatte davon gehört, wie ich verfolgt werde. Zuerst war ich in der Nähe des Schlosses Provins, wo die Mönche von Troyes, deren Prior früher ein Freund von mir gewesen war und mich immer gern gehabt hatte, ein Unterkunftshaus hatten. Der Prior beherbergte mich auch nun gerne auf meiner Flucht und tat alles aufs beste für mich. Da kam eines schönen Tages der Abt in Geschäften zum Grafen. Ich hörte das und lief deshalb mit dem Prior auch zum Grafen hin und flehte ihn an, er möge beim Abt für mich sprechen. Ich wollte die Absolution bekommen und die Erlaubnis, wo ich wolle, als Mönch zu leben. Der Abt und sein Geleite beriet nun, und sie versprachen dem Grafen, ihm sogleich, noch bevor sie ins Kloster zurückgingen, ihre Entscheidung mitzuteilen. Sie überlegten nun, was ich eigentlich wolle, und da kam ihnen die Idee, ich könnte vielleicht die Absicht haben in ein anderes Kloster zu gehen. Davon fürchteten sie aber für sich üble Nachrede. Sie waren nämlich sehr stolz darauf, daß ich gerade in ihrem Kloster

gewesen war, hielten das für eine Ehre ihres Klosters, die es über alle andern stelle, und meinten darum, wenn ich aus ihrem Kloster austrete und in ein anderes ginge, dann wäre das eine Schande für sie. Deshalb verboten sie auch dem Prior, der mich bisher beherbergt hatte, das fernerhin zu tun, und drohten ihm mit der Exkommunikation. Der Prior und ich waren beide tieftraurig darüber, und wir wußten gar nicht, was wir tun sollten. Glücklicherweise starb aber der Abt ein paar Tage nach diesem Geschehnis. Sowie sein Nachfolger bestimmt war, ging ich, begleitet vom Bischof von Meaux, zu ihm hin und ersuchte ihn, mir das zu verstatten, was ich schon von dem früheren Abte erbeten hatte. Er wollte auch zuerst nicht recht, da erbat ich die Vermittlung von Freunden des Königs und vom Hohen Rat, und auf diese Weise wurde mir auch mein Wunsch erfüllt. Stephan, der damals Seneschall des Königs war, sagte nämlich im Vertrauen zum Abte und seinen Leuten, es hätte doch gar keinen Sinn, daß sie mich bei sich behalten wollten, wenn ich nicht wolle. Denn dadurch würde man nur Unannehmlichkeiten haben, es würde Streit entstehen, und keinesfalls könnte etwas Gutes dabei herauskommen. Ich sei nun einmal für eine andere Lebensführung als sie, und wir paßten also nicht zueinander. Mir war ganz gut bekannt, daß man im königlichen Rat über vieles, was im Kloster anders war als es sein sollte, hinwegsah, weil das das Mittel war, vom

Kloster für den König manches zu erreichen. Darauf war auch mein Plan gebaut, und ich hatte auch recht, mir die Gunst des Königs und seiner Räte zu verschaffen; durch sie ging mein Wunsch in Erfüllung. Sie wollten aber nicht, daß unser Kloster die Ehre, die in der Zugehörigkeit meiner Person zu ihnen gelegen war, einbüße, und so nahm man mir aus diesem Grunde das Versprechen ab, ich dürfe in kein anderes Kloster gehen. Unter dieser Bedingung konnte ich dann einen Aufenthalt wählen, wie ich wollte. In Anwesenheit des Königs und des ganzen Rates wurde dieses Abkommen von uns beiden noch feierlich bestätigt, feierlich bekräftigt. Ich ging in eine verlassene Gegend, in der Nähe von Troyes, die ich schon aus einer früheren Zeit her kannte. Ein paar gute Menschen gaben mir ein Stück Acker; aus Stroh und Binsen erbaute ich dort eine Kapelle, die ich der Dreifaltigkeit weihte, und der Bischof gab mir zu diesem Tun seine Genehmigung. Hier war ich allein, lebte nur noch mit einem einzigen Freunde, der auch Geistlicher war, und nun durfte ich aufrichtig zum Herrn singen: „Siehe, ich habe mich ferne weggemacht und bin in der Wüste geblieben." Meine Schüler jedoch erfuhren bald, wo ich war. Mit meiner Einsamkeit war es dann aber auch vorbei. Sie gingen aus den Städten und den Orten, wo sie wohnten, und ihrer bequemen Umgebung fort und zogen es vor, sich in meiner Nähe armselige Häuslein zu bauen. Früher aßen sie

die besten Dinge, und nun wollten sie lieber das Frugalste, Kräuter und trockenes Brot, haben, um nur bei mir zu sein. Bei mir gab es keine guten Betten, sondern nur Schlafstätten aus dürrem Schilf und Stroh. Nicht einmal Tische hatten wir, der Rasen diente uns als Tisch. Es sah fast so aus, als wollten wir tun, wie die Philosophen der alten Zeit, von denen der heilige Hieronymus im zweiten Buche seiner Schrift „Gegen Jovianus" so spricht: „Durch unsere Sinne dringen die Laster wie durch eine Art Fenster ins Herz ein. Die Stadt und Festung der Vernunft kann nicht genommen werden, wenn das feindliche Heer nicht durch die Tore eindringt. Die Seele dessen, der seine Lust hat an Zirkusspielen, an Ringkämpfen, an Gauklerkünsten, an üppigen Frauen, an prächtigem Geschmeide, an Kleiderputz und dergleichen Dingen, hat ihre Freiheit durch die Fenster der Augen verloren, und von ihm gilt das Wort des Propheten: ‚Der Tod ist hereingekommen durch unsere Fenster.' Wenn nun die Anfechtungen dieser Welt wie ein feindlicher Keil durch solche Tore in die Burg unseres Herzens eingedrungen sind — wo wird dann unsere Freiheit bleiben, wo unsere Tapferkeit, wo der Gedanke an Gott? Zumal das einmal geweckte Herz auch die vergangenen Freuden mit neuen Farben sich ausmalt, mit der Erinnerung an einstige Leidenschaften neue Schmerzen in der Seele weckt und sie gewissermaßen etwas, was in Wirklichkeit

nicht mehr besteht, noch einmal durchzumachen nötigt. Aus diesen Gründen haben viele Philosophen die volksbelebten Städte und die städtischen Lustgärten verlassen, wo das bewässerte Land, das Grün der Bäume, das Zwitschern der Vögel, die kristallklare Quelle, der murmelnde Bach und so manches andere Aug und Ohr bezauberte; sie wichen der Üppigkeit und der Überfülle, die sich ihnen darbot, aus, damit die Kraft ihrer Seele nicht erschlaffe und ihre Keuschheit nicht befleckt werde. Und in der Tat: der öftere Anblick dessen, was uns berücken könnte, kann ja nur schädlich wirken, und warum sollte man einen Genuß kennen lernen wollen, auf dem man nachher nur mit Schmerzen wieder verzichten kann?" Übrigens waren ja auch die Jünger des Pythagoras aus der großen Welt weggegangen und wollten lieber in der einsamen Wüste mit ihrem Meister sein. Sogar Plato, der doch von Hause aus reich war, — man erinnert sich, daß Diogenes einmal auf seinem Ruhebette mit beschmutzten Stiefeln herumgetrampelt hatte, — suchte einmal, um sich ganz der Philosophie hinzugeben, einen Platz auf, der weitab von einer Stadt einsam gelegen war; ja, er suchte nicht nur einen entfernten Ort, sondern geradezu einen ungesunden. Er wollte die fleischlichen Lüste seines Körpers durch die unablässige Angst vor Krankheit betäuben, und seine Schüler sollten gar nichts anderes in der Welt kennen als das Lernen. Man sagt, daß auch die Schüler des Propheten

Elisa auf ähnliche Weise gelebt haben. Hieronymus schildert sie gewissermaßen als Mönche einer früheren Zeit, so in dem Briefe an den Mönch Rusticus: „Die Prophetenschüler, von denen das Alte Testament wie von Mönchen redet, bauten sich an den Ufern des Jordan kleine Hütten, verließen die Gesellschaft und die Stätten der Menschen und lebten von Mais und Kräutern des Feldes." Auf gleiche Art hatten meine Schüler am Ufer des Flusses Arduzon ihre geringen Häuser; es sah bei uns eher aus, als wäre man unter Eremiten als unter Schülern der Gelahrtheit. Immer mehr Schüler kamen, und immer frugaler ließ ich sie leben, damit sie nur recht lernen sollten. Je mehr das aber so war, desto neidischer sahen andere auf mich, weil ihr eigener Ruf eben geringer wurde. Sie waren sehr betrübt, daß alles, was sie gegen mich getan hatten, mir nur nützlich wurde. Aber wenn ich auch nach dem Worte des Hieronymus fern von allem Treiben der Städte und Märkte, fern von allem Streit der Welt mein Leben führte, es geschah mir nach dem Worte des Quintilian: „Im geheimsten Versteck selbst erreicht einen der Neid." Viele seufzten und klagten: alle Welt läuft ihm nach; mit allen unseren Verfolgungen haben wir ihm nichts anhaben können. Wir haben ja sein Ansehen nur vergrößert. Wir wollten das Licht, das sein Namen ausstrahlte, verlöschen, und es brennt nur um so heller. In Städten geht es den Schülern doch viel besser,

da haben sie alles, was sie wollen, doch sie verzichten auf alles das und gehen zu ihm in seine Einsamkeit hinaus, wo es unwirtlich ist, und freiwillig ertragen sie alles.
Ich war damals so arm, daß ich es notwendig hatte, aus Geldrücksichten eine wirkliche Schule einzurichten. Feldarbeit leisten wollte ich nicht und die Leute um Almosen bitten auch nicht. Wie also ein anderer mit den Händen arbeitet, so nahm ich mein altes Metier wieder auf und arbeitete mit dem Geiste. Meine Schüler gaben mir Speise und was ich für mein Kleid brauchte. Sie bestellten für mich das Feld, bauten auch für mich, was notwendig war, so daß ich mit diesen äußeren Dingen nichts zu tun hatte und ganz der Wissenschaft leben konnte. Unsere Kapelle wurde bald zu klein, daß nur die wenigsten Platz hatten, und wir mußten sie also vergrößern; zu dem neuen Bau wurde dann auch besseres Material genommen, Stein und Holz. Ich hatte früher die Kapelle der heiligen Dreifaltigkeit geweiht; in diesem Namen sie gegründet. Jetzt gab ich ihr den Namen „Paraklet", der Geist der Tröstung, weil ich dankbar mich der Wohltaten erinnerte, die ich an diesem Orte empfangen hatte. Hier nämlich war ich hingeflohen, ganz an der Welt verzweifelnd, und Gott hatte mich getröstet. Hier hatte ich wieder aufzuatmen gelernt. Es gab sehr viele Leute, die über diese Bezeichnung sich wunderten. Es standen auch wieder welche auf, die aufs heftigste gegen mich

waren; die sagten, es sei von alters her nicht Sitte, eine Kirche dem Heiligen Geist zu weihen, man dürfe das auch nicht Gott dem Vater, sondern entweder nur dem Sohn oder der ganzen Dreieinigkeit. Sie begriffen nämlich den Unterschied zwischen „Paraklet" und dem „Geiste von Paraklet" nicht, und deshalb kamen sie zu solchen Reden, die sich gegen mich wendeten. In Wirklichkeit liegt die Sache eben so: man kann sowohl der Trinität als auch jeder einzelnen Person der Trinität den Namen Paraklet, also den Namen Geist der Tröstung beilegen, so wie man ihr den Namen Gott oder Helfer beigelegt hat. Der Apostel sagt ja auch: „Gelobet sei Gott und der Vater unseres Herrn Jesu Christi, der Vater der Barmherzigkeit und Gott alles Trostes, der uns tröstet in aller unserer Trübsal", oder wie es in der Schrift steht: „Und er soll euch einen andern Tröster geben." Es wird ja jede Kirche im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes geweiht. Allen dreien gehört sie also auf die gleiche Art. Ich sehe mithin gar keinen Grund, weshalb man nicht einmal eine Kirche Gott dem Vater allein oder dem Heiligen Geist allein ebenso weihen dürfe wie dem Sohne. Wer soll denn das Recht haben, auf dem Tore eines Hauses den Namen des Besitzers auszulöschen? Und dann, man weiß, daß der Sohn dem Vater sich selbst geopfert hat, deshalb spricht man auch bei der Messe Gebete im besondern zu Gott dem Vater, denn er ist

es, dem geopfert wird. Ist es da nicht richtig, anzunehmen, daß auch der Altar ihm besonders gehört, ebenso wie Gebete und Opfer? Gehört nicht ein Altar eher dem, dem geopfert wird, als dem, der geopfert wird? Will vielleicht jemand sagen, daß man einen Altar für das Kreuz des Erlösers oder sein Grab oder den heiligen Michael oder Johannes oder Petrus oder sonst irgendeinen Heiligen errichten müsse, die doch gar nichts mit Opfern zu schaffen haben und zu denen man auch nicht betet? Selbst die Heiden haben Altäre und Tempel nur für die Wesen errichtet, die sie durch Opfer und durch andere Ehren als Götter ehrten. Es wäre ja möglich, daß irgend jemand meine, man dürfe deswegen Gott dem Vater keine Kirchen oder Altäre weihen, weil es innerhalb der Ordnung unserer Religion kein Fest gibt, durch das er besonders gefeiert wird. Das ist allerdings nun ein Grund gegen die Trinität, aber nicht gegen den Heiligen Geist. Zum Gedächtnis an das Herniedersteigen des Heiligen Geistes gibt es ja ein eigenes Fest, das Pfingstfest. Ebenso hat ja auch der Sohn Gottes sein eigenes Fest, das seiner Geburt. So wie einstens der Sohn Gottes zur Welt geschickt worden ist, so kam dann der Heilige Geist über die Jünger, und darum ist es gerecht, daß er ein eigenes Fest hat, an dem man seiner gedenkt. Überlegen wir nur recht, was die Apostel darüber denken und welche Bedeutung der Heilige Geist in der Lehre hat, dann wird es ganz natür-

lich scheinen, daß ihm vor allen andern göttlichen Personen ein Tempel geweiht wird. Einen geistigen Tempel bekommt nach den Worten des Apostels nur der Heilige Geist. Es wird nicht gesprochen von dem Tempel des Vaters oder des Sohnes, aber von einem Tempel des Heiligen Geistes wird im ersten Korintherbriefe in den Worten gesprochen: „Wer dem Herrn anhängt, der ist ein Geist mit ihm" und ferner: „Oder wisset ihr nicht, daß euer Leib ein Tempel des Heiligen Geistes ist, der in euch ist, welchen ihr habt von Gott, und seid nicht euer selbst." Niemand darf doch daran zweifeln, daß die heiligen Sakramente, die in der Kirche gespendet werden, ihre Wirkung nur durch die göttliche Gnade, also durch den Heiligen Geist haben können. In der Taufe werden wir aus Wasser und aus Geist wiedergeboren, und erst in diesem Zeichen sind wir ein Gefäß, ein wirklicher Tempel Gottes. Damit dieser Tempel nun vollendet werde, erhalten wir durch die siebenfache göttliche Gnade den Heiligen Geist, und auf gleiche Art bekommt eben der Tempel Gottes alle seine Pracht und seine Weihe. Wenn also der Apostel einen geistigen Tempel dem Heiligen Geist zugeschrieben hat, warum sollen wir ihm da nicht einen wirklichen bauen? Welcher Person der Dreifaltigkeit sollte man auch eher eine Kirche weihen als jener, der die Kirche selbst alle Kraft ihrer Gnaden zuschreibt? Übrigens, ich habe meiner Kapelle wohl den Namen Para-

klet gegeben, aber damit wollte ich doch nicht sie nur gerade einer besondern der drei göttlichen Gestalten weihen. Warum ich es getan habe, habe ich schon früher gesagt: nämlich zum Gedächtnisse an den Trost, der mir an dieser Stelle zuteil wurde. Aber hätte ich es selbst in dem Sinne getan, den die andern mir zugeschrieben haben, so wäre das wohl gegen die bisherige Übung gewesen, aber nicht gegen den gerechten Sinn.

Nun war ich in meinem Asyl allerdings geschützt, aber man sprach in der ganzen Welt allerlei über mich. Das Echo, dieses Fabeltier, das so viel spricht und doch keinen eigenen und echten Sinn in sich trägt, ertönte überall. Wo es Feinde gab, die nun wußten, daß sie selbst gegen mich nichts mehr ausrichten konnten, da suchten sie Jünger zu werben zum Kampfe gegen mich, und sie fanden zwei, die bei der Welt mehr Glauben hatten als sie. Einer war stolz darauf, ein regulierter Chorherr zu sein, und der andere meinte gar, er hätte das Mönchsleben neu geordnet. Diese Leute predigten nun allerorten gegen mich, sie verleumdeten mich, unverschämt wie sie eben waren, und in kurzer Zeit gelang es ihnen auch, mich bei weltlichen oder geistlichen Behörden anzuschwärzen. Sie sagten so wüste Dinge über meinen Glauben und über mein Leben, daß selbst Freunde von mir, denen ich die Achtung gewiß nicht versage, an mich nicht mehr glaubten oder daß einige von ihnen zwar gewissermaßen noch ihre Beziehung

zu mir aufrechterhielten, aber sich doch fürchteten, das deutlich zu zeigen. Bei Gott, wann immer ich hörte, daß Leute aus dem Bereiche der Kirche sich nun versammelten, mußte ich fürchten, daß man mich verurteilen wolle. Ich wurde fortwährend von der Angst gedrückt, als ein Ketzer, als ein räudiges Schaf der Herde vor Konzile und Versammlungen geführt zu werden, und so lebte ich wie einer, der jeden Augenblick den Schlag des Blitzes fürchtet. Wenn es erlaubt ist, einen Floh mit einem Löwen, eine Ameise mit einem Elefanten zu vergleichen, dann darf ich wahrhaftig sagen, meine Gegner haben mich so grausam verfolgt, wie einst die Ketzer den heiligen Athanasius. Gott weiß, wie oft ich so verzweifelt war, daß ich überhaupt das Bereich der christlichen Welt verlassen und zu den Heiden gehen wollte, weil ich eher die Möglichkeit sah, bei den Widersachern Christi ruhig und auf christliche Art zu leben, wenn es auch fürs erste noch so merkwürdig scheint. Ich dachte, die werden mich dann freundlich unter sich aufnehmen; daß die andern mich verfolgen, wird für sie ein Grund sein, gegen mich freundlich zu sein; und vielleicht werden sie sich auch einbilden, daß sie mich zu ihrem Glauben bekehren können. Mich quälten ohne Unterlaß alle diese Dinge, und als ich schließlich schon so weit war, daß ich, wie gesagt, bei den Feinden Christi Christum suchen wollte, da schien es plötzlich, als wollte es besser werden. Aber das war nur trügerischer

Schein. In Wirklichkeit kam ich zu Christen, ja sogar zu Mönchen, nur waren sie zügelloser und wilder als irgendwelche Heiden. Im Bistum Vannes, in der Bretagne, gibt es ein Kloster, das dem St. Gildas von Ruys geweiht war. Dort war der Abt gestorben, und die Mönche wählten mich einstimmig zum Abt, der Landesfürst beglaubigte auch die Wahl. Mein Abt und meine Klosterbrüder waren damit einverstanden. Da mich die Franken also nicht mochten, wurde ich gegen Westen getrieben; mir geschah wie dem Hieronymus, den die Römer nach Osten jagten. Bei Gott, ich hätte die Wahl nie angenommen, wenn ich nicht geglaubt hätte, daß nun die unablässigen Kämpfe, die mich so quälten, ein Ende haben würden. Das Land, in das ich gehen sollte, kannte ich nicht, die Sprache wußte ich nicht, überall war es bekannt, daß die Mönche dort ohne Zucht und in der größten Unordnung lebten und daß das Volk selbst roh und ohne Gesittung sei. Aber so wie einer, der den Todeshieb fürchtet, auch in den Abgrund springt, also nur eine Art zu sterben vor der andern wählt, und alles das um ein paar Augenblicke Leben noch zu gewinnen, so bin ich, wohl wissend, was ich tue, aus einer Gefahr in die andere gegangen.

Dort in der Bretagne, wo das Meer seine Wellen krachend an die Küste schlägt, dort wo der Erdboden ein Ende hat und man nicht weiter hinausgehen kann, da habe ich dann oft genug die

Worte vor mich hingesagt: „Von den Enden der Erde habe ich zu dir geschrien, da meine Seele in Ängsten war..." Jeder Mensch weiß, glaube ich, wie mich die Horde zügelloser Mönche, deren Abt ich nun sein sollte, immerwährend gepeinigt hat, in welcher Angst ich lebte und daß meinem Körper ebenso wie meiner Seele unablässig nachgestellt worden ist. Eines war mir gewiß: wenn ich den Versuch mache, sie zu jenem Leben zu zwingen, das ihnen gebührt, dann ist mein eigenes dahin. Wenn ich aber nicht alles tue, um sie dahinzubringen, dann verfalle ich der ewigen Verdammung. Dabei war die Abtei selbst völlig unter die Gewalt des Landesfürsten, der dort in seiner Macht unbegrenzt war, geraten, und zwar durch den Lebenswandel der Mönche. Das ganze Klostergebiet war nur für seinen Nutzen da, und die Mönche mußten härtere Zehnten zahlen als selbst die Juden. Stunde um Stunde erzählten mir die Mönche, was ihnen alles fehle. Dabei gab es aber keinen Klosterbesitz, aus dessen Erträgnissen man hätte ihre Wünsche erfüllen können. Jeder behielt bei sich, was er dem Kloster eingebracht hatte, und davon lebte er dann mit seinem Kebsweib, seinen Söhnen, seinen Töchtern. Je mehr Verlegenheiten sie mir schaffen konnten, desto mehr freuten sie sich. Vor nichts schreckten sie zurück, stahlen sogar, was sie nicht bekamen, nur damit ich dann die Ärgerlichkeit habe, keine Ordnung aufrechterhalten zu können, und selbst immer wieder ein Auge zudrücken mußte, und

THE INSTITUTE OF MEDIAEVAL STU
ST. MIC
COL

es schließlich gar keine rechte Disziplin mehr gab. Hilfe konnte ich auch nirgends finden, denn erstens war ich allen Leuten fremd, und dann war es in der ganzen Gegend schließlich ebenso. Es waren Barbaren, die ohne Gesetz und Ordnung lebten. Von außen kämpfte der Fürst und seine Leute gegen mich, innen kämpften die Klosterbrüder gegen mich. Die Worte des Apostels: „Draußen Streit, drinnen Furcht" waren für mich gesprochen. Mir kamen immer wieder Gedanken, wie sinnlos und traurig mein Leben da vertan wird, ich hatte nichts davon, und kein anderer hatte etwas davon. Früher einmal konnte ich doch wenigstens eine Wirkung meines Lebens bei meinen Schülern sehen, jetzt hatte ich sie verloren und war zu den Mönchen gegangen, aber ich war für niemanden mehr eigentlich von Nutzen, weder für die einen noch für die andern. Was immer ich auch tat, es konnte nicht recht wirken, hatte keinen wahren Wert. Alle Versuche waren umsonst, die Leute hatten recht, zu sagen: „Dieser Mensch hub an zu bauen und kann es nicht hinausführen." Wenn ich daran dachte, was ich weggegeben hatte und was dafür bekommen, so war ich verzweifelt. Alles Unglück, das mir früher geschehen war, erschien mir gering, wenn ich daran dachte, wie die Gegenwart war. Ich seufzte oft und sagte immer zu mir selbst: Ich habe nun nur, was ich verdient habe. Den Paraklet, den tröstenden Geist, habe ich verlassen und bin in das Gebiet der Trostlosigkeit

gegangen. Ich fürchtete mich vor Drohungen und bin irgendwo hingegangen, wo die Gefahr nur zu deutlich war.

Über etwas aber kränkte ich mich unsäglich, daß man nämlich in der Kapelle, die ich verlassen hatte, keinen Gottesdienst abhalten konnte; denn die Gegend war so arm, daß sie nicht einmal für einen Seelsorger Sorge tragen konnte. Der Herr aber, der in Wahrheit der Tröster aller ist, wußte mich in meiner Trostlosigkeit aufzurichten: er selbst sorgte nun für das ihm geweihte Haus. Der Abt von St. Denis nämlich erklärte, daß ihm das Kloster Argenteuil unterstehen müsse, jenes Kloster Argenteuil, in das Heloise eingetreten war, jene Frau, die ich jetzt eher meine Schwester in Christo als mein Weib zu nennen habe. Er gebrauchte als Vorwand die Behauptung, daß seit jeher Argenteuil zu St. Denis gehört habe. Er riß so die Gerichtsbarkeit an sich und verjagte nun die ganze Kongregation der Nonnen, deren Äbtissin meine Geliebte war. Als diesen nun ihre Heimat genommen war und sie ohne feste Zuflucht in alle Richtungen flohen, fiel mir ein, daß der Herr selbst so ein Mittel biete, wie ich für das von mir selbst gegründete Haus wieder Sorge tragen könne. Ich fuhr also hin und forderte Heloise und die nicht zahlreichen Klosterfrauen, die noch bei ihr ausgeharrt hatten, auf, mit mir nach dem Hause Paraklet zu kommen. Ich machte sie zu den Besitzern des Oratoriums und des gan-

zen dazu gehörigen Besitzes, und meine Schenkung wurde durch ein Privilegium vom Papste Innozenz II. ihr und ihren Nachfolgerinnen auf ewige Zeit bestätigt, wobei mir die Hilfe des Bischofs dieses Landes sehr zustatten kam. Zuerst mußten ja die Frauen dort recht armselig leben, und manchmal verzweifelten sie fast. Gott aber, dem sie sich geweiht hatten und zu dem sie fromm aufsahen, erkannte in seiner Milde ihr Elend und richtete sie auf. Auch ihnen erwies er sich so als der tröstende Geist, indem er ringsum das Volk zu Milde und Barmherzigkeit gegen sie aufmunterte. Bei Gott, es war noch kein Jahr vergangen, und sie hatten mehr irdisches Gut als mir je zuteil geworden wäre, und wenn ich hundert Jahre dort ausgeharrt hätte. Es ist wahr, das weibliche Geschlecht ist von Natur aus schwächer, aber gerade diese Schwäche und Verzagtheit spricht das Herz der Menschen an, wie auch die Tugend der Frauen Gott und Menschen wohlgefällig ist. Und Gott machte auch, daß alle meine vielgeliebte Schwester, die nun die Oberin dieser Frauen war, so sehr liebten, daß die Bischöfe sie als Tochter ansahen, die Äbte als Schwester, die Weltkinder als Mutter, und alle waren voll vom Lobe ihrer Frömmigkeit, ihrer Einsicht, ihrer unendlichen Güte und Milde, die nie nachließ. Man sah sie nur sehr selten bei öffentlichen Anlässen. In ihrer Zelle lebte sie dem Gebet und beschaulichen frommen Gedanken. Je mehr sie selbst aber sich zurückzog,

desto mehr strömten ihr Leute aus der Welt zu, wollten sie von Angesicht zu Angesicht sehen und ihr Wort hören.
Mir aber machten die Leute, die in der Nähe des Klosters wohnten, viel Vorwürfe, ich tue nicht genug für diese frommen Frauen, es wäre meine Pflicht, mehr zu tun, und ich könnte es auch, wenn ich nur dort predigen wollte. Deshalb ging ich dann auch oft hin, denn ich wollte ihnen ja, soviel ich eben vermochte, helfen. Aber da fingen die Leute wieder an, mich zu verleumden, das was ich aus purer Liebe tat, hielten die bösen Menschen, die mir neidisch waren, für gemeine Begehrlichkeit. Sie sagten, meine Sinne treiben mich immer noch hin, ich sei immer noch nicht hinweggekommen über den Verlust meiner Geliebten, und so hatte ich immer wieder an den Satz des heiligen Hieronymus zu denken, den er in dem Brief an Asella, über falsche Freunde klagend, ausspricht: „Nichts macht man mir zum Vorwurf als mein Geschlecht und auch das nur, seitdem Paula mit mir nach Jerusalem gegangen ist." Ferner: „Ehe ich in das Haus der frommen Paula kam, war nur eine Stimme des Lobes über mich in der ganzen Stadt; ja, ich war nach dem Urteil aller würdig, das Amt des höchsten Priesters in der Kirche zu bekleiden. Aber ich gedenke trotz guten und schlechten Geredes durchzudringen zum Himmelreich." Wenn ich nun daran dachte, daß selbst ein Mann wie Hieronymus unter Ungerechtigkeit und Verleum-

dung zu leiden hatte, dann tröstete ich mich allerdings. Ich sagte mir, was würde erst über mich gesprochen werden, wenn meine Widersacher solchen Verdacht gegen mich haben könnten. Gott in seiner Gnade aber hatte alle Möglichkeit solchen Argwohns von mir genommen, mir alle Kraft zu solchem Tun genommen, und ich mußte mich fragen, warum denn dann trotz allem die Verleumder nicht stille wurden. Welchen Sinn sollten diese unverschämten neuen Anklagen haben? Wenn man in einem Zustande ist wie ich, dann fällt doch der Verdacht, daß man diese Dinge tun kann, ganz weg, und keiner, der Frauen gut beaufsichtigen will, kann Besseres tun, als sie von Eunuchen bewachen lassen. Das erzählt ja auch die Heilige Schrift von Esther und den übrigen Frauen des Ahasverus. Es steht ja auch geschrieben, daß der hochangesehene Schatzmeister der Königin Candace ein Eunuch gewesen ist, derselbe, zu dessen Bekehrung und Taufe Philippus der Apostel von einem Engel geschickt worden war. Ehrbare Frauen, denen man nichts nachsagen kann, haben Männern von der Art, wie ich nun war, ihr Vertrauen geschenkt; der Grund dafür ist eben, daß man in diesem Fall gar keinen Verdacht haben kann. Die Kirchengeschichte erzählt im VI. Buche, daß Origines, der erste christliche Philosoph, sich selbst entmannt hat, weil er sich berufen fühlte, Frauen zu unterrichten, und allen Verdacht meiden wollte. Ich aber mußte da noch denken: mit mir hat es Gott besser

gemeint als mit ihm. Man darf nämlich glauben, daß Origines zu viel getan hat, sich an sich selbst vergriffen und eigentlich gesündigt. Bei mir hat aber Gott dieselbe Wirkung erzielt, die er hatte erzielen wollen, aber er hat sie durch eine fremde Hand geschehen lassen. Und da mich das Schicksal in einer jähen Minute getroffen hat, hatte ich auch weniger zu leiden. Ich hatte ja geschlafen, als die Verräter kamen, und ich spürte kaum etwas, während sie an ihrem schändlichen Werke waren. Allein, das ist ja wahr, damals hatte mein Körper nicht allzuviel zu leiden; jetzt aber ist das, was mir Verleumdung und der verlorene Ruhm an Schmerzen einbringt, ärger als die Verletzung meines Leibes. Es steht ja geschrieben: „Ein guter Name ist besser als große Schätze Goldes", und der heilige Augustinus sagt in seiner Predigt über Sitten und Leben der Geistlichen: „Wer im Vertrauen auf sein gutes Gewissen keine Rücksicht auf seinen Ruf nimmt, der ist grausam gegen sich selbst." Und dann: „Wir wollen nicht nur vor Gott, sondern auch vor den Menschen rechtschaffen dastehen. Für uns genügt das Zeugnis unseres Gewissens; aber der andern wegen darf unser guter Name nicht befleckt werden, sondern muß fleckenlos bleiben. Gewissen und Ruf sind zweierlei Dinge: an das eine magst du dich halten, an das andere hält sich dein Nächster."
Alle diese Leute, die so viel und so Schlechtes reden können, hätten ja nicht einmal Christus und die Seinen, die Propheten, die Apostel und die hei-

ligen Väter, in Ruhe gelassen, wenn sie ihre Zeitgenossen gewesen wären, wenn sie mit angesehen hätten, wie diese Männer, an deren Körper doch nichts fehlte, aufs allervertrauteste mit Frauen verkehrten. Auch Augustinus sagt in seinem Buch „Vom Werk der Mönche", daß die Frauen immer Christo und den Aposteln nachfolgten, daß sie nie von ihnen gehen wollten, wohin immer sie auch das Wort Gottes zu verkünden zogen: „In ihrem Gefolge" — sagt er — „befanden sich gläubige Frauen, die mit den Gütern dieser Welt gesegnet waren und ihnen von ihrem Überfluß Handreichung taten, damit sie an dem, was zum Unterhalt des Lebens nötig ist, keinen Mangel litten." Wer noch eine Bestätigung dafür will, daß die Apostel auf ihren Zügen fromme Frauen mit sich geführt haben, der kann im Evangelium lesen, daß die Frauen damit nur taten, was der Herr selbst als Vorbild getan hat. Im Evangelium nämlich steht: „Und es begab sich danach, daß er reisete durch die Städte und Märkte und predigte und verkündigte das Evangelium vom Reich Gottes und die Zwölfe mit ihm. Dazu etliche Weiber, die er gesund gemacht hatte von den bösen Geistern und Krankheiten, nämlich Maria, die da Magdalena heißet, von welcher waren sieben Teufel ausgefahren, und Johanna, das Weib Chusa, des Pflegers Herodis, und Susanna, und viele andere, die ihnen Handreichung taten von ihrer Habe." Auf den Brief des Parmenianus „Über das Klosterleben" antwortend, schreibt

Leo IX.: „Wir halten durchaus daran fest, daß kein Bischof, Presbyter, Diakon oder Subdiakon unter dem Vorwand der Religion sich der Fürsorge für seine Ehefrau entschlagen darf; und zwar verstehen wir dies so, daß er sie mit Nahrung und Kleidung versorgen, nicht aber geschlechtlichen Umgang mit ihr haben soll." Ebenso taten denn auch die heiligen Apostel nach dem Worte des Paulus: „Haben wir nicht auch Macht, eine Schwester als Weib mit umherzuführen wie die Brüder des Herrn und Kephas? Es ist törichter Irrtum, zu erklären, er habe gesagt: können wir denn nicht auch mit einer Schwester in der Ehe leben. Nein, es heißt geradezu ‚sie mit uns herumführen'." Das will sagen, daß sie predigen sollten und von dem, was man ihnen dann gab, den Unterhalt der Frauen bestreiten, daß aber kein Zwang der Ehe sie binden solle. Der Pharisäer, der von dem Herrn insgeheim sagte: „Wenn dieser ein Prophet wäre, so wüßte er, wer und welch ein Weib das ist, die ihn anrühret, denn sie ist eine Sünderin" — wäre vielleicht nach allem menschlichen Verstande berechtigter gewesen, Jesus zu beargwöhnen, als meine Gegner mich. Und noch viel mehr Geschwätz könnte es über die Dinge geben, die man von der Mutter Gottes selber weiß. Ich erinnere an die Geschichte, wie sie dem Jüngling anvertraut wird, oder an die Propheten, die oft genug von Witwen gastlich bewirtet worden sind und mit ihnen Umgang hatten.

Aber was für ein Geschrei hätten meine Feinde erst erhoben, wenn sie mit angesehen hätten, wie Malchus, der Mönch, von dem Hieronymus erzählt, mit seinem Eheweib in einem Haus gelebt hat. Was hätten sie da angegeben! Der große Kirchengelehrte aber lobt ihn. Er hat selbst mit angesehen, wie die Dinge lagen, und spricht nun: „Es war da ein hochbetagter Mann, namens Malchus, in der dortigen Gegend selbst geboren. Eine alte Frau teilte mit ihm seine Wohnung. Beide waren voll religiösen Eifers und wichen nicht von der Schwelle der Kirche; man hätte sie für Zacharias und Elisabeth im Evangelium halten können, nur daß ein Johannes fehlte." Da kann ich wohl fragen, warum sagt man nicht auch Böses von den frommen Vätern? Von denen kann doch gelesen und mit angesehen werden, daß sie Klöster für die Frauen gegründet haben und die Frauen dort bedient haben, so wie es jene ersten sieben Diakonen taten, die die Apostel zu ihrer eigenen Stellvertretung einsetzten, damit sie für die Frauen alles Nötige täten. Die Frauen sind eben schwächer als wir und brauchen uns, das stärkere Geschlecht. Deshalb verlangt der Apostel: der Mann sei das Haupt des Weibes, und darum sollen die Frauen ihren Kopf verschleiert tragen. Ich wundere mich auch sehr, daß man in den Klöstern diese uralten Gebräuche in Vergessenheit hat geraten lassen, denn man setzt ja nun Äbtissinnen als Vorgesetzte der Nonnen ein, so wie man über die Mönche Äbte setzt. Man ver-

langt, daß Nonnen und Mönche dieselbe Ordensregel befolgen, trotzdem in dieser Ordensregel eine Reihe von Dingen stehen, die Frauen gar nicht tun können. Ebensowenig die Oberen wie die Unteren. Man kann oft genug sogar es erleben, daß das natürliche Verhältnis der Dinge in dieser Hinsicht umgekehrt wird. Äbtissinnen und Nonnen haben Gewalt über männliche Kleriker, und die wiederum über das Volk. Wenn nun ein solches Regiment der Frauen über die Männer das Maß verliert, dann mag es oft genug dazu kommen, daß diese Männer Gelüste haben, und die Urheberinnen dieser Gelüste sind nur die Frauen selbst, die Macht über sie haben. Deshalb ist Gerechtigkeit in der poetischen Satire: „Nichts ist weniger zu ertragen als Macht, die in die Hand einer Frau gegeben ist."
Diese Dinge überlegte ich nun viele Male und entschloß mich nun, nach meinem Können für die Schwestern in Paraklet zu sorgen, und da sie mich sehr schätzten und ehrten, wollte ich auch manchmal in eigener Person zu ihnen kommen und ihnen zusprechen, kurz, alles tun, was sie brauchten. Ich selbst mußte aber gerade damals immer mehr Übleres von denen erdulden, die ich meine eigenen Söhne zu nennen habe. Es war mehr noch, als ich früher von denen zu erdulden hatte, die meine Brüder waren. Wenn ich nun zu den Schwestern kam, so war es mir, als ob ich aus dem wildbewegten Meere in einen ruhigen Hafen käme und da in Ruhe einmal

aufatmen könne. Ich dachte es mir schön, für die Frauen Segensvolles und Fruchtbares zu tun, wo doch all mein Tun bei den Mönchen unfruchtbar war. Je mehr sie mich brauchten, weil sie eben schwächer waren, desto mehr Segen erwartete ich davon für mich. Der Teufel hat es aber nicht gewollt, daß mir irgendwo Ruhe wird und ich einmal leben darf wie ein Mensch. Ich bin verflucht wie Kain, unstet muß ich umherirren von einem Ort zum andern. Ich sagte schon, ich bin einer, an dem sich das Wort bewährt: „Draußen Streit, drinnen Furcht." Mehr noch als das ist wahr, innen und außen gibt es bei mir Kampf und stete Furcht. Aber was ich nun von meinen „Söhnen" auszustehen habe, das ist ärger, und es geschieht auch häufiger als das, was meine Feinde früher gegen mich taten. Mit diesen meinen Söhnen muß ich es ja Tag um Tag aushalten, und ohne Unterlaß muß ich mich gegen ihre Anschläge wehren. Habe ich einen Feind, der mir mein Leben mit offener Gewalt nehmen will, so kann ich doch auf die Gefahr achtgeben, und wenn ich mich aus dem Kloster entferne, eben für Sicherheit auf meinem Weg sorgen. Im Kloster selbst aber muß ich mich fortwährend hüten, weil sie das eine Mal mit offener Gewalt, das andere Mal mit Ränken und Listen gegen mich kämpfen. Und die so tun, sind meine eigenen Söhne, nämlich Mönche, deren Vater ich als ihr Abt sein sollte. Ich will gar nicht sagen, wie oft sie versucht haben, mich zu vergiften und so zu beseitigen, wie man

eben dem heiligen Benediktus auch getan hat. So wie dieser heilige Mann von seinen Söhnen fortgegangen, so und aus dem gleichen Grunde konnte auch ich tun. Sonst hätte ich mich eben Tag für Tag einer unausweichlichen Gefahr aussetzen müssen, und die Leute hätten recht, wenn sie sagten, daß solches eher Kühnheit, eher Leichtfertigkeit ist als Liebe und Vertrauen zu Gott. Immerhin, da ich, so gut es eben möglich war, achtgab, was die Mönche Tag für Tag gegen mich tun könnten, da ich bei jedem Bissen Nahrung, den ich zu mir nahm, und bei jedem Schluck vorsichtig war, so versuchten sie es ja sogar, mich am Altar selbst während des Hochamtes zu vergiften. Sie schütteten mir Gift in den Kelch. Oder: ich war eines Tages nach Nantes gegangen, wo der Graf krank war und ich ihn besuchen wollte. Einer meiner Brüder war mein Wirt, da machten sie den Versuch, mich vergiften zu lassen, und zwar sollte es einer meiner eigenen Diener tun, weil sie eben glaubten, daß ich solchen Argwohn, daß mein eigener Diener mir etwas tun könnte, nicht haben würde. Ich habe es dem Himmel zu danken, daß ich von dieser Speise nichts genossen habe, aber ein Klosterbruder, der mit mir gegangen war und nichts ahnend von ihr gekostet hat, fiel sofort tot hin. Der Diener flüchtete, denn sein Gewissen regte sich, und außerdem war ja ganz klar, wie die Dinge zusammenhängen. Nun war ja aber ganz offenbar, mit welcher Schändlichkeit diese meine Mönche

gegen mich vorgehen wollten, und ich scheute mich nun auch nicht mehr, mich ganz offen nach meinem Vermögen gegen sie zu wehren. Ich verließ die Abtei, und mit den wenigen, die mir treu waren, nahm ich Wohnung in kleinen Zellen. Trotzdem, sowie jene davon hörten, daß ich irgendwo hinzureisen habe, bezahlten sie Mörder und stellten sie mir auf den Weg, weil sie immer noch versuchen wollten, mich aus der Welt zu schaffen. Die Gefahren um mich waren groß genug, da traf mich auch noch die Hand des Herrn. Eines Tages stürzte ich vom Pferd, verletzte mich am Halse, und mit dieser Verletzung, die nur ein Zufall war, hatte ich mehr zu schaffen als mit jener früheren.

Ich versuchte es ja noch manchmal, die Sittenlosigkeit der Mönche, die über alles Maß hinausging, mit Exkommunikation zu hindern, und es gelang mir ja auch, einige, und zwar die, von denen mir die größte Gefahr drohte, dazuzubringen, feierlich und vor Zeugen zu schwören, daß sie auf ewige Zeit die Abtei verlassen wollten und nichts mehr gegen mich unternehmen. Aber sie hielten ihr Wort nicht, brachen es unverschämt, daß Papst Innozenz selbst einschreiten mußte, und erst als er einen eigenen Legaten geschickt hatte, konnte man sie zwingen, vor dem Grafen und den Bischöfen ihr altes Versprechen zu erneuern und dazu noch andere Eide zu leisten. Es half aber alles nichts, sie setzten ihre Anschläge fort. Und es ist nur kurze Zeit her, daß ich wieder

zu erfahren hatte, daß die, die zurückgeblieben waren, hinter denen, die fortgegangen waren, an Schlechtigkeit in nichts zurückstanden. Ich war kaum ins Kloster zurückgekehrt, als diese Leute eben fortgejagt waren, und wollte mich eben wieder den Brüdern anschließen, von denen ich weniger fürchten zu müssen glaubte, da gingen sie mit dem Schwert gegen mich los. Gift wagten sie nicht mehr anzuwenden, und nur der Schutz eines hohen Herrn errettete mich im letzten Augenblick. Mein Schicksal ist das jenes Mannes, von dem man erzählt, daß er geglaubt hat, der irdische Besitz, aller Reichtum des Tyrannen Dionysus sei das größte Glück, das es gebe, und den ein Schwert, das man über seinem Kopfe aufhing, darüber aufklärte, was überhaupt irdisches Glück und irdische Macht sei. Was der erlebte, habe ich Tag um Tag zu erleben, ich, der ich ein kleiner Mönch war und ein angesehener Abt geworden bin und dem diese Ehre nur unendliche Sorge gebracht hat, so daß man wirklich sagen kann, mein Beispiel mag alle die warnen, die ehrgeizig sind und viel weltliche Ehren erstreben. Mein lieber Bruder in Christo, alter, treuer Freund! Was ich Dir hier gesagt habe über das Unglück, das mir beschieden war, von meiner Geburt ohne Unterlaß bis zum heutigen Tage, das muß genügen, um Dich hinwegzutrösten über das, was Du zu tragen hast. Ich sagte zu Anfang dieses Briefes: ich will Dir zeigen, daß Dein Unglück an dem meinen gemessen kaum den Na-

men Unglück verdient, daß man es also tragen kann. Je mehr Du darüber nachdenkst, desto besser wirst Du sehen, daß es nicht so arg ist, Du wirst Geduld finden, wirst Dich trösten können mit den Worten, die Christus den Seinen von den Anhängern des Teufels gesagt hat: „Haben sie mich verfolgt, so werden sie euch auch verfolgen. So die Welt euch hasset, so wisset, daß sie mich vor euch gehasset hat. Wäret ihr von der Welt, so hätte die Welt das Ihre lieb." Und anderswo sagt der Apostel: „Alle, die gottselig leben wollen in Christo, müssen Verfolgung leiden." Und ferner: „Gedenke ich Menschen zu gefallen? Wenn ich den Menschen noch gefällig wäre, so wäre ich Christi Knecht nicht." Und der Psalmist sagt: „Die den Menschen gefallen, sind zuschanden geworden, weil Gott sie verworfen hat." Dasselbe meint der heilige Hieronymus, von dem ich sozusagen die Qualen der Verleumdungen geerbt habe, in seinem Briefe an Nepotianus: „Wenn ich den Menschen noch gefällig wäre, so wäre ich Christi Knecht nicht — er hat aufgehört, den Menschen zu gefallen und ist ein Knecht Christi geworden." Derselbe Mann schreibt an Asella über falsche Freunde: „Ich danke meinem Gott, daß ich würdig bin, von der Welt gehaßt zu werden." Und an den Mönch Heliodorus: „Du bist sehr im Irrtum, lieber Bruder, wenn du glaubst, daß ein Christ jemals der Verfolgung entgehen werde. Unser Widersacher schleicht umher wie ein brüllender Löwe und

sucht, wen er verschlinge, und du glaubst an Frieden? Der Feind lauert im Hinterhalt mit den Mächtigen dieser Welt." Wir beide wollen, wenn wir das lesen und an diese Männer denken, Mut in uns sammeln, um zu ertragen, was uns beschieden ist. Und je härter es ist, je weniger wir es verdient haben, desto mehr Mut wollen wir haben. Unsere Leiden sind nicht unser Verdienst, aber sie machen uns gewiß zu besseren Menschen. Alles geschieht ja, wie Gott es gewollt hat, und darum dürfen wir, die wir an ihn glauben, in unserer Bedrängnis den einen Trost haben, daß Gott in seiner Güte nichts Ungerechtes geschehen läßt. Er führt alles, was gegen sein göttliches Gebot ist, schließlich doch zu einem guten Ende. Und was immer die Fügung des Schicksals ist, wie auch immer unser Leben ausfällt, wir dürfen sagen: „Dein Wille geschehe!" Die Worte des Apostels: „Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum besten dienen", sind der heilsamste Trost, den einer, der Gott liebt, haben kann. So meinte es auch jener größte Weise im Buche der Sprüche: „Es wird dem Gerechten kein Leid geschehen, was ihm auch widerfahre." Er will damit klar und deutlich aussprechen: der verirrt sich vom rechten Wege, der murrt, wenn ihn eine Prüfung trifft, die Gott ihm auferlegt hat. Menschen, die das tun, richten sich nach ihren eigenen Geboten, und sie sollten sich doch nach dem Ratschlusse Gottes richten. Sie sprechen wohl: „Dein Wille

geschehe", in ihrem Herzen aber haben sie insgeheim Wünsche und Begierden, die ihnen allein angehören und die sie über den Willen Gottes stellen.
Lebe wohl!

ZWEITER BRIEF

HELOISE AN ABÄLARD

An ihren Herrn, mehr noch an ihren Vater; an ihren Gemahl, mehr noch an ihren Bruder schreibt seine Magd, ja mehr noch seine Tochter; sein Weib, mehr als das: seine Schwester; an Abälard also seine Heloise.

DER Brief, den Ihr an einen Freund als Tröstung geschrieben habt, Lieber, Teurer, ist durch irgendeinen Zufall zu mir gekommen. Gleich, wie ich die ersten Worte oben gesehen habe, erkannte ich Euch in ihnen, und mit feuriger Hingebung habe ich zu lesen begonnen. Da der Schreiber meinem Herzen so sehr nahe stand, so hoffte ich nun, daß aus seinen Worten das Bild des Verlorenen hervorleuchten und mir ein Labsal sein wird.

Ja gewiß, ich weiß noch sehr gut, wie dieses Briefes Worte von Galle und Bitterkeit erfüllt waren. Denn Du hast ja auf diesen Blättern die unselige Geschichte unserer Bekehrung, unseres Elends erzählt, Du Einziger mußtest von dem Kreuz, das Dir aufgebürdet worden, unserem endlosen Leid erzählen. Und wahrhaftig, Du hast da in diesem Brief getan, was Du versprochen hattest, da Du dem Freunde beweisen wolltest, daß an Deinen Leiden und Qualen gemessen die seinen nichtig oder doch wenigstens von geringer Schwere sind. So hast Du ihm also zuerst auseinandergesetzt, welchen Verfolgungen Du von Deinen Oberen ausgesetzt warst, und

dann jene überhaupt entsetzlichste verräterische Schändung berichtet, die an Deinem Körper verübt wurde, Du hast ihm die abscheuliche Eifersucht und die aufs letzte gehende Rachsucht des Alberich von Reims und des Lotulfus aus der Lombardei, die doch Deine eigenen Schüler waren, geschildert. Nein, Du hast es nicht unterlassen zu erzählen, wie durch ihre Ränke Dein wundervolles theologisches Werk und schließlich Du selbst verurteilt worden bist und gleichsam hinter Kerkermauern eingeschlossen. Dann hast Du ihm alle die Ränke und Winkelzüge Deines Abtes und Deiner treulosen Klosterbrüder erzählt, welche entsetzlichen Verleumdungen Deine beiden falschen Jünger gegen Dich aufgebracht haben, wie alle Welt von Deinen neidischen Rivalen gegen Dich aufgehetzt worden ist, und was für ein Aufruhr schließlich gegen Dich entstand, als Du, allerdings gegen die Gewohnheit, Dein Oratorium mit dem Namen Paraklet weihtest. Und schließlich mußtest Du von den unerträglichen Verfolgungen, die noch nicht aufgehört haben, erzählen, mit denen Dir dieser grausame Mann, der seine Feindschaft nicht vergessen kann, immer wieder nachstellt und mit ihm die bösen Mönche, die Du trotzdem Deine Söhne nennst, — und das bildete den Schluß dieser traurigen Historie.
Keiner wird sie lesen, keiner von ihr hören können, ohne Tränen zu vergießen. Auch meine Schmerzen mußte aber dieser Brief mit um so

größerer Heftigkeit erneuern, weil in ihm alle die Einzelheiten so treu nachgezeichnet sind, und mein Leid wurde immer größer, als ich die Gefahren erkennen mußte, die sich rings um Dich auftürmen. Wir sind alle schließlich nun so weit, daß wir um Dein Leben uns ängstigen müssen, und Tag für Tag zittert unser Herz, unsere Brust bebt, da wir nun als allerletztes Unglück die Nachricht von Deinem Tode erwarten müssen.

Im Namen des Herrn, der, wie es scheint, dennoch bisher seinen Schutz gebreitet hat über Dich und über uns, die wir seine geringen Dienerinnen sind, im Namen des Herrn Jesu beschwöre ich Dich darum, mir oft Nachrichten zu senden. Mir immer wieder und häufig zu schreiben, wie es um Dein Lebensschiff bestellt ist, das also heftig auf den Wogen des Daseins schwankt. Damit wir, die Dir doch allein auf der Welt treu bleiben, doch irgendwie ein Teil haben an Deinem Schmerz und Deiner Freude. Für uns alle gilt ja die Weisheit des Alltags, daß es schon ein Trost für den Unglücklichen ist, wenn man mit ihm leiden darf. Und eine Fahne, die mehrere zum Himmel emporheben, belastet weniger hart die Hand dessen, der sie trägt. Wenn nun alles dieses Ungewitter über Dir ein wenig nachläßt, eile Dich, uns davon Kunde zu geben, dann fürwahr werden die Nachrichten, die wir bekommen, froh in unser Ohr klingen. Aber was immer auch in den Briefen, die ich

von Dir erbitte, stehen mag, sie werden mir wohl tun, sie zeigen ja, daß Du Dich meiner erinnerst. Wie schön ist es, Briefe abwesender Freunde zu bekommen! Seneca spricht davon in jenem Briefe, den er an seinen Freund Lucilius schreibt: „Ihr schreibt mir oft," sagt er, „und ich danke Euch dafür, denn so seid Ihr bei mir in der einzigen Weise, die uns noch verstattet ist. Jeder Brief, den ich von Dir erhalte, erfüllt so den Sinn, uns innig zu verbinden. Wenn die Bilder ferner Freunde das Gedenken an sie neu beleben und den Kummer ihrer Abwesenheit durch eine vielleicht eitle und trügerische Vorstellung ihres Aussehens erleichtern, wieviel mehr sind dann Briefe wert, die in Wahrheit erfüllt sind von dem fernen Freunde." Auch ich danke Gott, daß Du so mit mir sein darfst und nichts uns hindert, so uns anzugehören. Keine Schwierigkeit steht solchem Wunsch entgegen. Und so bitte ich, so beschwöre ich Dich, sei nicht gleichgültig, nicht lässig, laß nicht durch Deine Schuld uns Nachrichten missen.
Deinem Freunde hast Du einen langen Brief geschrieben und, um ihm sein Unglück zu erleichtern, das Deine erzählt. Dieser, ach nur allzu treue Bericht hat aber durch den Trost, den Du dem Freunde geboten hast, meine Trostlosigkeit nur vertieft. Und bestrebt, seine Wunden zu schließen, hast Du neue in meinem Herzen geöffnet, die alten Narben sprangen auf. Heile, heile, ich bitte und beschwöre Dich, ich flehe

darum, diese Wunden, die Du selbst nun geschlagen hast, Du, der Du versuchst Wunden zu heilen, die andere einem zufügen. Ja, in Wahrheit, Du hast gegen einen Freund, einen Gefährten des Unglücks gehandelt, wie man nur handeln kann. Pflichten der Freundschaft hast Du erfüllt. Aber erinnerst Du Dich nicht einer viel größeren Schuld gegen mich, die Du doch zu zählen hast nicht unter die Befreundeten, sondern unter die Dir ganz Nahen, nicht unter die Gefährten des Lebens, sondern unter Deine Töchter — wenn man nun schon keinen süßeren und keinen heiligeren Namen für unsere Beziehungen wählen darf. Wenn ich nun an diese Schuld mahne, die Dich mit mir verbindet, die Beweise und Zeugnisse für sie werden nicht fehlen, wenn Du sie fordern willst. Und wenn selbst die ganze Welt schwiege, die Wirklichkeit spricht mit lauter Stimme.

Nach Gott, dem ersten Schöpfer alles Bestehenden bist doch Du selbst der Gründer dieses Asyls, der einzige Baumeister dieser Abtei, der einzige Stifter dieser frommen Vereinigung. Du hast nicht auf fremdem Grunde gebaut. Alles, was hier ist, ist Dein Werk. Diese Einsamkeit, bisher nur bewohnt von wildem Getier und rauhen Räubern, hatte nie friedlichen Menschen als Zuflucht gedient, nie stand in ihr irgendein Haus. Auf dem Erdboden, der den wilden Tieren zur Zuflucht oder den Banditen als Schlupfwinkel diente, da also, wo der Name Gottes noch nie aus-

gesprochen worden ist, hast Du ihm einen Altar gebaut, dem Heiligen Geist einen Tempel geweiht. Um das zu tun, hattest Du nicht jene Hilfe gesucht, die die Schätze der Könige und der Fürsten bieten, selbst damals, als Du noch imstande warst, mächtige Unterstützung zu erlangen. Alles sollte nur Dein Werk sein. Die Mönche und die Schüler, die im heiligen Eifer in Eure Lehre eintraten, halfen Euch beim Allernötigsten. Und jene, die in klösterlicher Abgeschiedenheit lebten, bisher eher gewöhnt zu empfangen als zu geben, wurden für Dich hilfreich und freigebig. Diese neue Pflanzung auf dem Felde, das Gottes Wort befruchtet, die uns hier beherbergt, ist ja Dein eigenstes Werk. Und da sie noch so zarte Pflanzen trägt, so muß der Boden, um zu gedeihen, durch Deine Gnade weiterhin bewässert werden. Diese Anpflanzung muß ja ewig schwach bleiben durch die innersten Eigenschaften unseres weiblichen Geschlechtes. Denn unsere Art ist schwach, selbst dann, wenn sie nicht mehr jung ist. So verlangt sie denn auch eine fleißigere Obacht, emsige Aufmerksamkeit nach dem Worte des Apostels: „Ich habe gepflanzt, Apollo hat das Wasser zur Befruchtung gegeben, aber erst Gott hat das wahre Wachstum geschenkt." Der Apostel hat also gepflanzt und aufgebaut auf dem Grunde des Glaubens durch die gelehrte Gewalt seiner Predigt, als er seine Briefe an die Korinther schrieb. Und dann kam Apollon, der Schüler

dieses Apostels, und bewässerte den Boden durch seine heiligen Worte der Ermahnung, und schließlich breitete sich die göttliche Gnade, dieser Urquell aller Tugend, darüber aus. Die Rebe auf fremdem Weinhügel, die man nicht gepflanzt hat und deren Frucht sich einem in Bitternis verwandelt, die wird man vergeblich mit frommen Worten und heiligen Ermahnungen zu fördern versuchen. Siehe doch lieber zu, was Du Deinem eigenen Weinberge schuldest, Du, der so viel Sorgfalt auf die Pflanzung des andern verwendest. Du lehrst, ermahnst aufrührerische Geister, und das alles ohne wahren Sinn und Erfolg. Es ist vergeblich, daß Du vor Säue die Perlen Deiner göttlichen Beredsamkeit wirfst. Du, so verschwenderisch gegenüber verstockten Wesen, denke doch einmal daran, was Du ergebenen Gemütern schuldest. Du, der Du so großmütig bist, wenn es Deine Feinde angeht, denk doch einmal darüber nach, was Du Deinen eigenen Kindern schuldest. Ich will gar nicht von den andern Schwestern sprechen, erinnere Dich doch der ungeheueren Schuld, die Dich mir verpflichtet. Vielleicht wirst Du dann hingebender der Gesamtheit aller der heiligen Frauen hier, die sich Gott geschenkt haben, zahlen als Entgelt für die Eine, die nur für Dich lebt.

Die zahlreichen und gewichtigen Niederschriften, die heilige Väter zur Lehre, zur Erbauung und zum Troste der frommen Schwestern

niedergeschrieben haben, die kennt Euer Geist besser als unsere geringe Einfalt. Wie groß mußte daher mein Staunen sein, als ich sah, daß Ihr das noch schwache Gebäude unseres Lebens, das Ihr aufzuführen begonnen habt, so rasch wieder aus den Augen verloret. Wenn schon christliche Milde, Liebe für mich und das Beispiel der heiligen Väter Dich nicht zu neuem Tun beseelen konnte, wußtest Du nicht, daß meine Seele zermartert war von verzehrendem Schmerze? Warum hast Du nicht einmal den Versuch gemacht, mich zu trösten? Mich, die Ferne, wenigstens durch Briefe, aus der Bekümmernis zu heben? Da war eine Pflicht, eine heilige Pflicht, die Dich hätte an mich binden müssen. Da wir doch einer an den andern geknüpft sind durch das Sakrament der Ehe ... Und Du stehst um so tiefer in meiner Schuld, da ich ja immer und vor aller Welt Dich geliebt habe mit einer Liebe ohne Maß und Grenze. Du weißt es, Teuerster, und jeder weiß es, wie viel ich verloren, als ich Dich verlor. Der unselige Verrat, der ja allen bekannt ist, hat mich aus der Welt entfernt, in derselben Sekunde, als Du aus ihr entfernt wurdest, und mein Schmerz ist weit, weit größer noch durch die besondere Art, wie ich Ärmste Dich verlor, als er es durch den Verlust an sich wäre. Je größer aber die Ursache eines Leides ist, mit desto größerer Inbrunst muß man nach Mitteln zu trösten suchen. Und nicht von einem andern,

von Dir selbst erwarte ich Tröstung. Du, der Du der einzige bist, den die Quellen meiner Schmerzen angehen, Du allein hast die Kraft, sie zu lindern. Denn da Du der einzige gewesen bist, der mir wahres Leid zufügen konnte, wer sollte mich denn wieder zu ergötzen oder auch nur mich ein wenig zu trösten vermögen als wiederum Du. Und Du allein bist dazu verpflichtet, da ich ja blind alle Deine Wünsche erfüllt habe. Eher als in der geringsten Kleinigkeit Dich zu erzürnen, habe ich eingewilligt, mich selber für immer zu verlieren, nur in demütigem Gehorsam für Dich. Ja, mehr noch als das habe ich getan, indem ich mich so schrankenlos hingab. Meine Liebe zu Dir wurde ja zum wahren Wahne, bis ich schließlich das einzige, was meine Wünsche umschloß, hingab, ohne die Hoffnung, es je wieder zu erhalten.
Dir nur habe ich gehorcht, als ich dieses Kleid anzog. Und dadurch habe ich versucht, meinem Herzen einen andern Schlag aufzuzwingen, um Dir zu zeigen, daß Dir allein mein Herz ebenso gehört wie mein Leib. Nie, Gott weiß es, nie habe ich von Dir etwas anderes wollen als Dich selbst. Dich wollte ich, nicht Dein irdisches Gut. Nie habe ich darnach gefragt, ob Du mich ehelichen willst, nie nach Besitz, nie nach meiner Lust, nie nach meinem Verlangen. Deinen Willen allein, Du weißt es sehr gut, wollte ich treulich erfüllen. Wenn anderen vielleicht der Titel „Ehegattin" stärker oder heiliger erscheinen

sollte, mir ist das Wort „Geliebte" immer süßer erschienen. Und, laß es mich sagen: selbst das Wort „Buhle", das Wort „Dirne" selbst war meinem Herzen Musik. Denn je tiefer ich mich vor Dir demütigte, desto mehr glaubte ich Deine Gunst zu gewinnen. Und ich glaubte auch auf diese Weise Deinem Ruhm weniger zu schaden.

Du hast ja nicht vergessen, wie ich in diesen Dingen gefühlt habe, und Du sprichst auch in dem Brief davon, den Du an einen Freund zu seinem Troste geschrieben hast. Da sagst Du auch einige jener Gründe, die ich gehabt habe, um Dich von dem Gedanken dieser unseligen Eheschließung abzubringen. Aber die wesentlichen Gründe, die mich am meisten dazu bewogen haben, Deine Liebe jeder Ehe vorzuziehen, die Freiheit jeder Kette, die hast Du verschwiegen. Gott soll mein Zeuge sein, daß, wenn Augustus selbst, der Herr der ganzen Welt, mich würdig befunden hätte, sein Bett zu teilen und mir für ewig die Herrschaft der ganzen Welt zugesichert hätte, auch dann noch wäre es mir teurer und auch ruhmreicher erschienen, Deine Geliebte zu sein, als Kaiserin. Denn der reichste und mächtigste ist nicht auch der beste Mensch. Der eine verdankt alles dem Glück, der andere alles dem eigenen Verdienst.

Ja, die ist eine feile Dirne, die lieber einen Reichen als einen Armen ehelicht und die an ihrem Mann seinen Besitz höher schätzt als ihn

selbst. Gewiß, dem Weibe, das solche Begierde zur Ehe führt, schuldet man keinen Dank. Die hat einfach einen Handel abgeschlossen. Denn so eine Frau, die mehr nach dem Besitz fragt als nach dem Menschen, die würde sich, wenn sie es könnte, an jeden Reicheren verschachern. Das ist auch der Sinn eines Ausspruchs der gelehrten Aspasia in einer Unterredung mit Xenophon und seiner Frau, wie es bei Äschines dieser Schüler des Sokrates wiedergibt. Die Philosophin, die sich vorgenommen hatte, zwei Eheleute wieder miteinander zu vereinigen, sagt da als letztes Argument: „Wenn ihr beide einmal so weit kommt, daß es keinen bessern Mann und keine anmutigere Frau auf der Welt gibt als euch beide, dann werdet ihr auch bald genug miteinander auskommen können. Denn dann wirst du, Ehemann, überzeugt sein, die beste der Frauen zu haben, und du, Frau, den besten der Männer." Wahrlich, dieser Satz ist mehr eine Weisheit als ein philosophisches Wort, denn es ist nicht die Philosophie, sondern die tiefe Einsicht in Lebensdinge, die sie ihr eingegeben hat. Fromme Täuschung, glückliche Illusion beherrscht jene Ehegatten, bei denen eine vollkommene Liebe das Sakrament der Ehe unverletzt erhält weniger durch die Enthaltsamkeit ihrer körperlichen Begierden als durch die Keuschheit ihrer Seelen. Was aber andere Frauen zu besitzen sich nur einbilden, das war für mich wahrhaftigste Wirklichkeit.

Viele glauben ja nur in ihren Männern zu haben, was ich wirklich hatte, und die ganze Welt wußte mit mir, wer Du bist. So konnte meine Liebe zu Dir um so tiefer sein, da jeder Irrtum meinem Wesen fremd war.

Wo sind die Könige und wo die Philosophen, die mit Deinem Ruhm hätten wetteifern können? Welches Land, welche Stadt, welches Dorf begehrte nicht ungeduldig, Dich zu sehen? Wer wollte nicht Dein Angesicht schauen? Und sags doch selbst, wo Du Dich auch öffentlich zeigtest und wann Du wieder Abschied nahmst, folgten Dir nicht alle mit den Augen? Reckten sich die Hälse aus, den Blick gebannt! Welche Ehefrau, welche Jungfrau verzehrte sich nicht in Sehnsucht nach Dir, wenn Du fort warst? Und hat nicht jede Feuer heiß in allen Adern gespürt, wenn Du da warst? Wo ist die Prinzessin, wo die Königin, die mich nicht um meine Lust, um die Wonnen unserer Liebesnächte beneidet hat?

Zwei Gaben hattest Du, Liebster, die Dir im Augenblick das Herz aller Frauen eroberten: die Gabe des schönen Wortes und die des Gesanges. Nie hat ein Philosoph beides so beherrscht. Mit solchem Talent konntest Du, wenn Du müde warst, Deine schweren philosophischen Sachen zu schreiben, jene Liebeslieder schaffen, die ihres poetischen Reizes und ihres Rhythmus wegen überall erklangen, Deinen Namen in aller Mund brachten. Die Süße der Töne gewann

Dir so auch jene Leute, die den Sinn Deiner Worte nicht begreifen konnten. Das war der Zauber, mit dem Du die Frauen erobert hast, und da die meisten Verse unsere Liebe verherrlichten, schallte auch mein Name durch viele Länder, und der Neid unzähliger Frauen wurde wach gegen mich. Ja, ich muß es sagen: wo ist die Gabe des Geistes oder des Körpers, die Deine Jugend nicht besessen hat? Die Frauen, die auf mich damals eifersüchtig waren — kann es eine unter ihnen jetzt geben, die mich, wo mir all diese Lust geraubt ist, in meinem Elend nicht bemitleiden müßte? Wo ist der Mann, wo die Frau, und wären sie meine ärgsten Feinde gewesen, die nicht Ehrfurcht vor meinem Lose hätte? Ja, ich habe Dir Unglück zugefügt und doch, Du selbst weißt am besten, wie wenig Schuld ich in Wahrheit habe. Denn nicht die Tat selbst, sondern die Absicht, die hinter ihr steht, bestimmt die Schuld. Die Gerechtigkeit wägt nicht die Ereignisse, sondern den Geist, der sie tun ließ. Was aber in meinem Herzen vorgegangen ist, das kannst nur Du richten, der Du mich kennst. Deinem Urteil vertraue ich mich an, Deinem Ermessen übergebe ich mich.
Aber sag mir nur das Eine um Gottes Willen, wenn Du es kannst, warum Du, seit ich die Welt verlassen habe, auf Deinen Wunsch verlassen, — Du allein hast es ja gewollt —, mich so vernachlässigt hast, mich so vergessen hast, daß Du mir niemals das Glück Deines Besuchs mehr ge-

schenkt hast, niemals die Lust, mit Dir zusammen zu sein oder auch nur den Trost, Briefe von dir zu bekommen, wenn Du schon in der Ferne bliebst. Sag es doch, wenn Du es kannst, sonst muß ich sagen, was ich in meinem Innersten mir darüber denke, was alle Welt in ihrem Argwohn glaubt: daß Du mich nämlich mehr begehrt als geliebt hast, daß es die Wollust und nicht die Liebe war, die Dich zu mir gezogen hat. Denn wie Du aufgehört hast mich zu begehren, war auch von Deiner Zärtlichkeit, mit der Du mich umworben und besiegt hast, nichts mehr da. Lieber, das ist nicht nur ein Verdacht, den ich gegen Dich habe, das glaubt alle Welt. Das ist nicht nur meine geheime Meinung, sondern es ist die Meinung aller Leute. Gäbe Gott, daß nur ich allein es glaubte und daß Deine Liebe eine andere Entschuldigung für Dein Tun fände. Das würde meinen Schmerz lindern. Gäbe es Gott, daß ich selbst irgendeine Ausrede finden könnte, die Dich wahrhaftig entschuldigen würde und mich überzeugen.
Darum bitte ich Dich jetzt auch so flehentlich. Es ist ja so wenig, was ich haben will, Du kannst es leicht tun. Solange ich Deine Gegenwart nicht haben kann, gib mir Dich wenigstens in Worten, die Dir, der Du die Worte so beherrschst, ja leicht kommen werden, und laß mich so Dein Bild genießen. Vergeblich müßte ich ja hoffen, daß Du einmal in Wirklichkeit freigebig sein wirst, wenn Du jetzt

so mit den Worten geizest. Ich hätte geglaubt, mehr von Dir erwarten zu dürfen, denn ich habe alles für Dich getan, und immer und ewig bleibe ich Dir ja gehorsam. Trotzdem ich noch so jung war, nahm ich alle Härten des Klosterlebens auf mich, nicht weil mich Gott dahin rief, sondern um Deinem Befehl zu gehorchen. Wenn Du nun nie an mich denkst, muß ich da nicht glauben, daß ich mich vergeblich geopfert habe? Und dann, welchen Dank soll ich von Gott erwarten, da ich ja alles nur aus Liebe zu Dir getan habe? Als Du Dich in die Arme Gottes flüchtetest, bin ich Dir gefolgt. Mehr als das, ich bin Dir vorangegangen. Es war, als ob Du an die Frau Lot gedacht hättest, die rückwärts blickte, und so hast Du mich zuerst durch das Kleid, das ich trage, und den Beruf, den ich angenommen habe, gefesselt, bevor Du selbst ins Kloster gingst. Du hast damals, ich muß es Dir sagen, wenig Vertrauen zu mir gehabt. Und ich habe genug darum geklagt, ich habe mich geschämt, ich, die doch, wenn Dus gewollt hättest, nicht eine Sekunde gezögert hätte, Dir in die letzten Winkel der Hölle voranzugehen. Mein Herz hat ja nicht mehr mir gehört, sondern Dir, und jetzt mehr als je ist es so: hast Du es nicht mehr, dann ist es nicht mehr da. Denn wo sollte es sein außer bei Dir?
So sorge denn, daß es bei Dir gut aufgehoben sei. Ich flehe darum. Und es wird gut bei Dir aufgehoben sein, wenn Du nur ein wenig

Liebe noch für mich übrig hast, wenn Du mir Gleiches mit Gleichem vergiltst, wenn Du nur ein Weniges für das Viele hergeben willst, das ich Dir gebe, Worte nur für meine Opfer. Wollte Gott, Du Lieber, daß Du ein wenig mehr um meine Liebe hättest sorgen müssen, dann hättest Du mehr auf sie achtgegeben. Aber da ich Dich zu sicher darin gemacht habe, muß ich jetzt Deine Gleichgültigkeit ertragen. Erinnere Dich an mich, ich bitte Dich, erinnere Dich an das, was ich für Dich getan habe, denk an alles, was Du mir schuldest. Damals, als ich mit Dir alle Lust körperlicher Liebe genossen habe, damals konnte man im Zweifel sein, ob ich wirklich liebte oder nur sinnlich war. Aber das Ende mußte ja zeigen, was ich von allem Anfang an fühlte. Ich habe allem entsagt, um Dir zu gehorchen. Ein einziges Recht nur habe ich mir bewahrt: mich als Dein Eigentum zu fühlen. Siehst Du nun, wie ungerecht Du bist, wenn Du einer so wenig gibst, die viel verdient, und wenn Du mir versagst, wo ich doch um so wenig bitte und Du es so leicht tun könntest. Bei dem Allmächtigen, dem Du Dich geweiht hast, beschwöre ich Dich, mir so viel wenigstens von Dir zu geben, als Du mir jetzt noch überhaupt geben kannst.

Schreib mir also ein paar tröstende Worte, damit ich, wieder aufgerichtet, wenigstens mehr Hingabe für den Gottesdienst habe. Damals, als Du noch sinnliche Lust von mir begehrtest,

da kamst Du oft mit Briefen in mein Haus, und ohne Unterlaß teilten Deine Verse der ganzen Welt den Namen Heloises mit. Alle Plätze dieser Erde, alle Häuser durchzitterte dieser Name. Gut also, jetzt, wo ich mich nur noch mit Gott in Liebe vereinigen kann, willst Du jetzt nicht das für mich tun, was Du tun konntest, als Du irdische Lust von mir, mit mir wolltest? Denk und wäge, ich bitte Dich, Deine Pflicht gegen mich! Überlege, wie wenig ich von Dir will.

— — — — und so schließe ich diesen langen Brief mit den kurzen Worten: Leb wohl, Du mein alles.

DRITTER BRIEF

ABÄLARD AN HELOISE

An Heloise, seine vielgeliebte Schwester im Herrn, Abälard, ihr Bruder in Christo.

WENN ich Dir seit jenem Tage, wo wir die Welt verlassen haben, um zu Gott heimzukehren, nie geschrieben habe, wenn ich Dich weder ermahnt noch getröstet habe, so darf man das nicht meiner Gleichgültigkeit zuschreiben, sondern dem vollkommenen Vertrauen, das ich immer zu Deiner Weisheit gehabt habe. Denn ich habe nie daran gedacht, daß es notwendig wäre, Dich zu ermahnen oder zu trösten, Dich, der Gott verschwenderisch alle Geschenke seiner Gnade zuerteilt hat und die durch ihr Beispiel ebenso wie durch ihre Worte die Macht hat, Verirrte zu leiten, Seufzende zu trösten, Schwankende aufzurichten. Lange schon warst Du ja gewöhnt so zu handeln. Schon damals, als Du zur Oberin ernannt warst und noch eine Äbtin über Dir war. Wenn Du jetzt über Deine Klosterfrauen mit demselben Eifer wachst wie früher, als sie noch Deine Mitschwestern waren, dann bedarf es wahrhaftig keiner anderen Erklärung für meinen Glauben, daß alle Mahnungen und alles, was ich überhaupt sagen kann, mir überflüssig scheinen mußte.

Trotzdem, wenn Deine Bescheidenheit Dich darüber anders denken läßt und wenn Du in

jenen Dingen, die uns mit dem Himmel verbinden, meinen Rat oder meine Lehre brauchst, dann sage mir, worüber ich Dir schreiben soll, damit ich es so gut tue, wie es mir der Herr verstatten wird. Ich danke Gott, daß er Dich an meinem Unglück teilnehmen läßt, denn er allein hat eure Herzen mit der Vorstellung, welche Gefahren mich ständig bedrohen, erfüllt und euch darum unruhig werden lassen. Betet, damit durch euer Gebet göttliche Barmherzigkeit mich weiterhin beschütze und bald den Bösen unter meinen Füßen verenden lasse.

Damit das geschehe, beeile ich mich, Dir das Brevier zu schicken, das Du so inständig von mir erbeten hast. O meine Schwester, Du, die Du mir draußen in der sündigen Welt so nahe warst, Du bist mir jetzt vor dem allmächtigen Herrn Jesus Christus noch viel teurer. Opfere darum dem lieben Gott unablässig in Gebeten, um unsere großen, unzähligen Sünden zu sühnen und die Gefahren, die mich in jeder Stunde bedrohen, von mir abzuwenden. Unzählig sind die Zeugnisse und Beispiele dafür, wieviel die Gebete der Gläubigen bei Gott und den Heiligen ausmachen, und im besonderen die Gebete der Frauen für die ihnen Nahen und der Ehegattinnen für ihre Herren. Erfüllt vom Glauben in die Wirksamkeit der Gebete weist uns der Apostel Paulus an, ohne Unterlaß uns im Gebet an den Himmel zu wenden. Wir lesen, daß der Herr zu Moses gesagt hat: „Laß ab

von mir, damit mein Zorn ausbrechen kann." Und zu Jeremias: „Hör auf, für dieses Volk bei mir zu bitten, und widersetze dich meinem Willen nicht." Durch diese Worte hat Gott selbst es offenbart, daß die Gebete der heiligen Männer seinem gerechten Zorne eine gewisse Grenze setzen, ihn abhalten, die Strafe nach dem Ausmaß der Sünde zu bemessen. Gerechtigkeit würde ihn geraden Wegs zur Rache führen; die flehentlichen Bitten der Gläubigen aber erweichen ihn und halten ihn, fast könnte man sagen, mit Gewalt zurück. So heißts denn weiter an den gerichtet, der immer wieder betet: „Laß, widersetz dich meinem Willen nicht." Der Herr trägt uns auf, für die Sündigen nicht weiter zu beten, der Gerechte aber betet trotzdem weiter, und er erhält auch, was er erfleht. Er wandelt den Urteilspruch des erzürnten Richters zur Milde um. Darum hat der Heilige Geist in den Mund Moses' die Worte gelegt: „Der Herr ward besänftigt und hielt ein in dem Unglück, das er über sein Volk verbreiten wollte." Und an einer andern Stelle heißt es von den Werken Gottes: „Er sprach, und sie geschahen." Aber an derselben Stelle wird uns erzählt: Gott hatte für sein auserwähltes Volk eine harte Strafe beschlossen, allein, durch die fromme Gewalt des Gebetes überzeugt, vollendete er dann nicht, was er angedroht hatte. Da sieh, wie groß die Macht des Gebetes ist, wenn wir nur so beten, wie es uns aufgetragen ist. Da doch der Pro-

phet durch sein Gebet sogar erreichte, was ihm Gott durch das Gebet zu erflehen selbst verboten hatte, und er so den lieben Herrn zwang, von seinem Willen abzustehen.
Ein anderer Prophet sagte: „Gott, wenn du erzürnt bist, erinnere dich deiner Barmherzigkeit." Das mögen die Herren dieser Erde hören und beherzigen, die sich so eigensinnig und hartherzig in ihren Verordnungen zeigen und die aus Scham, schwach zu erscheinen, erröten würden, wenn sie doch nur barmherzig wären. Und die sich fürchten möchten, als Lügner zu gelten, wenn sie nur ein einziges Urteil, das sie einmal ausgesprochen haben, zurücknähmen, wenn sie nicht bis aufs letzte erfüllen, was sie in ihrer Torheit einmal beschlossen haben, während sie doch so durch ihre Taten ihre Worte wieder gutmachen würden. Ja, ich vergleiche sie alle mit Recht dem Jephta, der wahnwitzig ein unsinniges Gelübde vollbringend seine einzige Tochter gemordet hat. Wer wirklich ein Kind Gottes sein will, der spricht mit dem Sänger der Psalmen: „Herr, deine Milde und Gerechtigkeit will ich preisen." „Die Barmherzigkeit", so steht es geschrieben, „geht über die Gerechtigkeit." Allerdings, an einer andern Stelle droht die Heilige Schrift: „Gerechtigkeit ohne jedes Mitleid soll dem werden, der ohne alle Barmherzigkeit ist." Von diesen Worten durchdrungen hat der Psalmist, mitleidig gemacht, da ihn Nabals Frau anflehte, den Schwur, den er gerechterweise getan

hatte, den Mann dieser Frau zu vernichten mitsamt seinem ganzen Hause, dann doch nicht ausgeführt. Das Gebet ließ ihn obsiegen über die bloße Gerechtigkeit. Die flehentliche Bitte der Gattin sühnte das Verbrechen des Mannes. Das sei Dir, meine Schwester, ein Beispiel und ein Pfand für die Erfüllung Deiner Bitten. Wenn schon das Gebet einer Frau so viel Gewalt über einen Menschen gehabt hat, denk doch, wieviel dann Dein Gebet bei der Güte Gottes für mich erreichen wird. Denn Gott, unser aller Vater, liebt seine Kinder mehr, als David dieses flehende Weib lieben konnte. David war ja wahrhaftig ein frommer und barmherziger Mann, aber Gott ist die Frömmigkeit und Barmherzigkeit selbst. Und diese Frau, die zu David flehte, was war sie, gemessen an Dir, die die Welt verließ, um sich Gott in einem heiligen Gelübde zu weihen? Wenn aber schon Deine Fürbitte für mich nicht genügen sollte, dann werden es die Gebete jener heiligen Gemeinschaft von Jungfrauen und Witwen, die mit Dir sind, erreichen. Der Gott, den es in Wahrheit gibt, hat zu seinen Schülern gesprochen: „Wo zwei oder drei von euch in meinem Namen versammelt sind, da bin ich unter ihnen." Und an einer andern Stelle: „Wenn zwei von euch so sehr eins in ihrem Sinne sind, daß sie nur eines von mir verlangen, dann werden sie es von Gott Vater erhalten." Wer sähe da nicht, daß vor Gott das Gebet einer heiligen Gemeinschaft viel vermag? Ja, es ist wahr, was

der Apostel spricht: „Das inbrünstige Gebet eines Gerechten hat viel Gewalt." Was darf man da nicht erst von den vereinigten Gebeten einer heiligen Gemeinschaft erwarten! Du, meine teure Schwester, hast gewiß in der 38. Homilie des heiligen Gregorius gelesen, wie das Gebet einer klösterlichen Gemeinschaft lindernden Trost und Erleichterung selbst jenem ihrer Mitglieder brachte, der das Heil zurückwies und nichts davon wissen wollte. Als er sich schon am äußersten Ende seines Erdenweges sah und seine arme Seele schon von der Angst des nahen Todes gemartert wurde und er dann in seiner unendlichen Verzweiflung, in seinem Ekel vor allem Leben die Mitbrüder vom Gebet abspenstig machte, was da geschah, ist euch ohne Zweifel durch die Merkwürdigkeit der Begebnisse in der Erinnerung. Daran denkend, vereinige Dich mit den andern frommen Schwestern und betet, ihr alle, und Du im besondern, daß er, der nach dem Zeugnis des Paulus „den Weibern ihre teuren Toten wieder ins Leben zurückgerufen hat", auch mich lebendig erhalte. Wenn Du das Alte und das Neue Testament durchblätterst, wirst du sehen, daß die größten Wunder der Wiederauferstehung sich an Frauen erwiesen haben, für sie oder an ihnen vollbracht worden sind. Das Alte Testament nennt zwei Fälle, wo Verstorbene durch das Gebet der Mütter wieder ins Leben zurückgerufen worden sind, den einen erwähnt Elias, den andern sein

Schüler Elisäus. Das Evangelium enthält die Geschichte der Wiedererweckung dreier Verstorbener durch den Herrn, in Fällen, wo auch Frauen wiederum eine Rolle spielten. Und das bestätigt das Wort des Apostels, das ich Dir schon früher angeführt habe: „Die Weiber erreichten durch ihr Flehen die Wiedererweckung ihrer Toten." Wahrhaftig, es ist so. Jesus Christus, ergriffen von Mitleid für eine Witwe, gab ihr an dem Tore der Stadt Nain ihren Sohn von den Toten zurück. Er erweckte ja auch Lazarus, den er liebte, als dessen beide Schwestern, die Martha und die Maria, darum flehten. Und wenn er dieselbe Kraft der Gnade an der Tochter des Oberpriesters Jairus auf das Flehen ihres Vaters erwiesen hat, so geschah auch hier nach dem Worte: „Die Weiber erreichen die Auferstehung ihrer Toten." Denn wie jene anderen Frauen die ihnen so Teuren dem Tode entrissen, so wurde hier ihr eigener Leib aus dem Reiche des Todes wieder zurückgerufen. Das alles nun geschah auf die Bitten und Gebete weniger. Wie sehr muß dann erst die gemeinsame flehentliche Bitte eurer Herzen wirksam werden, daß Gott mitleidig mir mein Leben bewahre. Euch aber wird der Herr sich neigen, weil ihm ja die Enthaltsamkeit und die Keuschheit der Frauen, die sich Gott geweiht haben, wohlgefällig ist. Die meisten jener, die ins Leben zurückgerufen worden sind, waren ja nicht einmal gläubig. Nichts liest man davon, daß jene Witwe, der der Herr

ihren Sohn, ohne daß sie es auch nur erbeten hätte, zurückgab, in der Befolgung des rechten Glaubens gelebt habe. Euch aber, und mich mit Euch, vereinigt nicht allein der Glauben, dem wir beide zugehören, sondern dazu noch das uns gemeinsame klösterliche Bekenntnis.
Aber mehr noch als an Deine heilige Gemeinschaft, in der Jungfrauen und Witwen sich in frommer Einfalt dem Herrn weihen, wende ich mich an Dich allein, deren Heiligkeit ohne Zweifel bei Gott von großer Wirksamkeit ist. Denke, wie Du mir Deine Stütze zu leihen schuldig bist, besonders jetzt in den unsäglichen Prüfungen meines großen Unglücks. Denk also immer daran in Deinen Gebeten, daß es einen gibt, der Dir ganz gehört, anders als alles sonst, sei standhaft und voll Vertrauen in Deinem Flehen zu Gott, da Du ja nichts verlangst, als was gerecht ist. Und so wird auch Deine Bitte am allerbesten aufgenommen werden von ihm, an den man sich in allem Unglück zu wenden hat. Nimm also jetzt, ich bitte Dich, mit der ganzen Gewalt Deiner Seele in Dich auf, was Du bisher mit den Ohren bloß gehört hast. Es steht geschrieben in den Sprüchen: „Ein fleißiges Weib ist eine Krone ihres Mannes." Und: „Wer eine Ehefrau findet, der findet was Gutes und bekommt Wohlgefallen vom Herrn." Und dann: „Haus und Güter vererben die Eltern, aber ein vernünftiges Weib kommt vom Herrn." In den Worten des Propheten heißt es weiter-

hin: „Selig der Mann, dem ein gutes Weib beschieden ist", und darauf: „Ein gutes Weib, ein gutes Teil." Und dann höre das Wort des Apostels: „Der ungläubige Mann ist geheiligt durch ein gläubiges Weib."
Uns in Frankreich hat die göttliche Gnade ein wunderbares Beispiel solcher Wahrheit gegeben. Denn der König Chlodwig wurde weniger durch die Ermahnungen heiliger Männer als durch die flehentlichen Bitten seiner Gemahlin dem christlichen Glauben zugeführt, unterstellte dann sein Königreich dem göttlichen Gesetz, damit ein solches Beispiel der Herren die Untertanen zur Ausdauer im Gebet aufstachele. Zu solcher Ausdauer nämlich ladet uns der Herr, wenn er spricht: „Und ob er nicht aufstehet und gibt ihm darum, daß er sein Freund ist, so wird er doch um seines unverschämten Geilens willen aufstehen und ihm geben, wieviel er bedarf." Mit solchen, man könnte schon sagen: zudringlichen Gebeten hat ja auch Moses, wie ich oben ausgeführt habe, die Strenge der Gerechtigkeit Gottes besänftigt und seinen Richterspruch aufgehalten.
Weißt Du noch, Teure, mit welcher feurigen Hingabe einst eure Gemeinschaft für mich zu beten pflegte, wenn ich da war? Damals, Tag für Tag, zum Beschlusse der Horen, betetet ihr für mich ein paar Strophen. So daß ihr, wenn Vers und Antwort gesungen war, noch einmal Gebet und Kollekte auf die folgende Weise aneinanderschlosset:

Responsum: „Verlaß mich nicht und entferne dich nicht von mir, o Herr."
Vers: „Sei immer bereit zu meiner Hilfe, Herr."
Gebet: „Errette deinen Knecht, o Herr, der seine Hoffnung auf dich setzt. Herr, höre auf meine Bitte, auf daß meine Stimme bis zu dir dringe."
Gebet: „Herr, der du mich durch die Hand deiner Mägde gewürdigt hast, unter deinem Namen die geringen Dienerinnen, die wir hier sind, zu vereinigen, dich flehen wir an, ihm so wie uns die Gnade angedeihen zu lassen, in deinem Glauben zu beharren. Durch die Hilfe unseres Herrn, Jesum Christum."
So tatet ihr damals, als ich da war, jetzt aber, wo ich fern von euch bin, habe ich die Stütze eurer Gebete um so notwendiger, da meine Seele ständig eine Beute der Angst vor immer wachsenden Gefahren ist. So bitte ich euch denn inständigst und flehe euch mit aller Gewalt an, mir eure Teilnahme weiterhin zu beweisen, trotzdem ich nicht bei euch bin, indem ihr wieder an das Ende der Horen dieses Gebet für mich anfügt.
Responsum: „Verlaß mich nicht, Herr, Vater und Gebieter meines Lebens, auf daß ich nicht falle vor den Augen meiner Feinde, daß sich mein Widersacher nicht freue."
Vers: „Nimm deine Wehr und Waffen und erhebe dich zu meiner Hilfe, daß mein Feind sich nicht freue."

Gebet: „Errette deinen Knecht, o mein Gott, denn er harret auf dich. Sende ihm Hilfe, o Herr, von deinem Heiligtum und gewähre ihm Schutz von Zion. Sei du ihm, o Herr, ein fester Turm, vor dem Antlitz seines Feindes. Herr, erhöre mein Gebet, und mein Geschrei komme vor dich."
Gebet: „Gott, der du deine Mägde gewürdigt hast, durch deinen Knecht in deinem Namen vereinigt zu werden, wir bitten dich, schütze ihn vor allem Unheil und gib ihn wohlbehalten deinen Mägden wieder. Durch Jesum Christum, unsern Herrn."
Wenn aber der Herr mich doch in die Hände meiner Feinde liefert und wenn die in ihrem Triumph mich töten oder wenn ich durch irgendeinen Unglücksfall fern von euch mich jenem letzten Ziele aller Menschen genähert habe, dann bringt, ich bitte euch, in euern Kirchhof meinen armen Leib, der irgendwo anders eingescharrt worden ist oder verlassen liegt, damit ihr, meine Töchter, die ihr in Wahrheit mehr noch meine Schwestern im Herrn seid, immer ohne Unterlaß mein Grab seht und so immer wieder gemahnt werdet, für mich zu Gott zu beten. Denn ich glaube nicht, daß es für eine arme und zerknirschte Seele einen besseren und heilsameren Aufenthalt geben kann als eure Stätte, die geweiht ist im Namen des Paraklet, also des tröstenden Heiligen Geistes, und in Ehren diesen Namen trägt. Ich glaube auch nicht, daß es ir-

gendeine Begräbnisstätte geben kann, die einem gläubigen Christen besser anstünde als das Asyl von Frauen, die sich dem Herrn geweiht haben. Frauen sind es ja gewesen, die an der Begräbnisstätte Christi gewacht haben, die mit köstlichen Salben seinen Leib pflegten und seinen Leichnam betreuten, die dann an seiner Grabstätte Wache hielten und mit Tränen in den Augen um seinen Tod jammerten, wie es geschrieben steht: „Die Frauen, am Grabmale sitzend, jammerten und klagten über den Hingang des Herrn." Darum sind sie auch zuerst getröstet worden, haben früher als die andern von seiner Auferstehung Kunde erhalten, da ihnen ja ein Engel erschien und zu ihnen sprach. Und sie waren auch die ersten, die die Freuden der Auferstehung selbst kosten durften, da der Herr ihnen zweimal erschien und sie seine Hände berühren durften.

So bitte ich Euch zum Schluß mehr um alles andere, daß Ihr, die Ihr fast etwas zuviel nach meinem irdischen Leib gefragt habt, Euch künftig mehr um das Heil meiner Seele kümmert. So werdet Ihr nach meinem Tode noch erweisen können, wie sehr Ihr mich zu meinen Lebzeiten geliebt habt, indem Ihr mir die besondere Hilfe Eures Gebetes schenkt. Und nun lebt denn in Frieden und Gesundheit, Du und Deine Schwestern. Lebt, wie man vor dem Herrn leben soll, und denket mein.

VIERTER BRIEF

HELOISE AN ABÄLARD

An den, der ihr eins und alles nach Jesus Christus ist, die, die sein ist im Herrn.

ICH bin verwundert, Du mein Einziger, daß Du entgegen aller Sitte der Korrespondenz, ja mehr noch gegen alles natürliche Wesen der Dinge, an die Spitze Deines Briefes meinen Namen vor den Deinen gesetzt hast. Das Weib vor den Mann, die Gattin vor den Ehegatten, die Dienerin vor den Herrn, die Klosterschwester vor den Klosterherrn, ihren geistlichen Vater, die Diakonissin vor den Abt. Es ist gerecht, es gehört sich, daß die Oberen, wenn sie denen schreiben, denen sie gleichstehen, die Namen jener vor ihre eigenen setzen. Aber wenn sie an die schreiben, die weit unter ihnen sind, dann sollen die Namen auch oben so stehen, wie es dem Range entspricht.

Wir haben uns auch alle recht gewundert, daß Du durch Deinen Brief zu unserer Verzweiflung noch beigetragen hast, statt uns zu trösten. Du hast uns Tränen vergießen lassen, die Du doch trocknen solltest. Wer von uns soll, ohne in Tränen auszubrechen, jene Stelle Deines Briefes lesen, wo du, am Schlusse nämlich, sagst: „Wenn der Herr mich in die Hände meiner Feinde liefert, jene über mich triumphieren und mich töten", und so weiter. O Du Liebster, wie kannst Du auch nur an so etwas denken? Wie

solche Gedanken, wenn sie Dir kommen, aufschreiben? Wollte doch Gott nie an seine armen und geringen Dienerinnen soweit vergessen, daß sie Dich überleben könnten. Gebe es Gott, daß er auch uns dann nicht am Leben lasse, das ja unerträglicher wäre als die schrecklichste Todesart. Euch gebührt es, an unserem Grabe zu weinen. Euch, unsere Seele Gott anzuempfehlen, Euch, Gott jene zuzuführen, die Ihr ihm versammelt habt, damit Euch dann keine Unruhe um sie mehr peinigt und Ihr uns nachfolgen dürft, beruhigt über unser Seelenheil.
So bitte ich Dich denn, Herr, spar uns Worte, die uns noch unglücklicher machen müssen, und nimm uns nicht noch, bevor Du stirbst, das bißchen Mut, das uns das Leben tragen hilft. Jeder Tag hat so sein Unglück, und der, von dem Du nun sprichst, wird so erfüllt sein von Bitternis für jene, die ihn leben müssen, daß man nicht noch mehr dazu tun muß. Seneca hat recht, wenn er sagt: „Wozu noch Übel heraufzubeschwören und so das Leben einbüßen, bevor man wirklich stirbt?"
Lieber, Lieber, welche entsetzliche Bitte richtest Du an uns! Du verlangst, daß, wenn Dein Leben durch irgendein Unglück fern von uns zu Ende gegangen ist, wir Deinen Leichnam in unsern Kirchhof bringen lassen. So willst Du Dich unserer Erinnerung versichern, auf diese Weise die reichste Ernte des Segens durch unsere Gebete vom Himmel erhalten. Aber wie

kannst Du auf den Gedanken kommen, daß unser Gedenken sich jemals von Dir entfernen wird? Und dann, würde es die rechte Zeit sein, zu Gott zu beten, wenn unsere Seele zermartert, keinen Augenblick mehr in Ruhe ist? Wenn wir so sehr alle Vernunft verloren haben werden, daß uns kaum mehr die Beherrschung der Sprache übriggeblieben ist, wenn unser Geist so sehr in Aufruhr geraten ist, daß wir, statt demütig uns vor Gott zu beugen, uns gegen ihn auflehnen würden, so daß dann unsere Bitten ihn nicht besänftigen, sondern eher erzürnen würden. Denn Weinen, Weinen allein wird unser Teil sein in unserem Unglück, wir werden nicht bitten können, nicht beten. Wir werden nur daran denken, Dir zu folgen, statt Dir das letzte Geleite zu geben. Wir werden ja selbst ins Grab steigen wollen, so werden wir keine Kraft haben, Deine Grabstätte zu bereiten. Wenn wir auf diese Weise unser Leben, unser wahres Leben, das ja nur in Dir beschlossen ist, verloren haben werden, wenn Du uns also auf immer verlassen hast, dann werden auch wir nicht weiter auf dieser Erde bleiben können. Wollte Gott, daß wir den Tag nicht erleben! Der Gedanke an Deinen Tod hat für uns schon die Schrecken des Todes. Wie soll es dann erst sein, wenn die wahre Kunde Deines Todes uns noch am Leben trifft! Nein, Gott wird es niemals gestatten, daß ich länger lebe als Du, daß wir Dir die letzten traurigen Ehren erweisen, die wir von

Dir als letzte Liebe erwarten. Unser Teil ist es, Dir ins Grab voranzugehen, statt Dir zu folgen. Spar uns so grausame Worte, die wie tödliche Klingen ins Herz dringen, spar sie, ich bitte Dich, vor allem mir, die ich ganz Dir gehöre. Spare mir die Vorbereitungen für den Tod, die ärger sind, als der Tod selbst sein kann. Ein Herz voll von Kummer und Schmerz ist nicht in Ruhe, ein Geist, erfüllt von Aufruhr und Angst, kann sich nicht aufrichtig zu Gott wenden. Laß darum ab, jenen heiligen Dienst, den Du selbst mir auferlegt hast, mir noch schwerer zu machen, ich flehe Dich darum an. Wenn ein Schicksal schon kommen muß und mit sich so großes Leid führen, dann soll man wünschen dürfen, daß es jäh komme, damit nicht schon vorher vergebliche Angst einen Unglücklichen peinige, dem doch keine menschliche Voraussicht mehr helfen kann. Das ist es auch, was der Dichter so tief begriffen hat, wenn er zu Gott fleht: „Laß deine Ratschlüsse plötzlich kommen, laß den Menschengeist blind sein, wenn er in die Zukunft spähen will, damit der Geängstigte noch eine letzte Hoffnung behalte."

Wenn ich Dich verliere, was soll mir dann noch zu hoffen übrigbleiben? Wozu soll ich den Pilgerzug durch ein Leben fortsetzen, in dem es ja doch keinen anderen Trost gibt als Dich, in dem ich kein anderes Glück mehr habe als zu wissen, daß Du lebst. Alle irdische Freude sonst ist mir ja versagt, da ich nicht einmal mehr

die Lust Deines Anblicks genießen darf, die allein mich für kurze Augenblicke mir selbst zurückgeben könnte. Ich weiß, daß es ein Frevel ist, aber ich muß es doch hinausschreien, daß Gott gegen mich grausam und hart war. O du Barmherzigkeit der Unbarmherzigkeit, du unseliges Geschick! Du hast alles gegen mich aufgebraucht, was du an Kraft, Unglück zu schaffen hast, so daß du nun keinem andern noch Leid bereiten kannst. Den vollen Köcher des Unglücks hast du über mich ausgeleert, daß kein anderer Mensch mehr deinen Angriff zu fürchten braucht. Und wenn du noch einen Pfeil hättest — es gäbe keinen Platz mehr auf meinem Leib — für eine neue Wunde. Nach so viel Schicksalsschlägen fürchtet dieses grausame Schicksal nur das eine, daß der Tod mein Märtyrertum beende. Und während ich unaufhörlich Todesqualen erleide, fürchtet das Geschick trotzdem, daß mein Ende zu rasch herbeikommt.

O, ich Elendeste der Elenden, ich Unglücklichste der Unseligen. Wahrlich, nur darum bin ich wohl über alle Frauen erhoben worden, um desto mehr unter dem fürchterlichen Schlag leiden zu müssen, der uns, den einen wie den andern, im gleichen Augenblick getroffen hat. Je höher man im Leben gestanden, desto grausamer und heftiger ist der Sturz, der einen in die Tiefe bringt. Hat es je unter all den edlen und mächtigen Frauen der ganzen Welt eine ge-

geben, die mein Glück übertroffen hat oder auch nur erreicht? Konnte es darum eine geben, die dann tiefer in den Abgrund der Schmerzen versinken mußte? Wie groß war der Ruhm, den Du für mich bereitet hast, und wie entsetzlich darum das Elend, in das Du mich gebracht! Das Schicksal ging an beiden Grenzen ans äußerste Ende aller Möglichkeit; nicht im Guten, nicht im Bösen hat es Maß gehalten. Um mich zur elendesten aller Frauen zu machen, hat es mich früher zur seligsten gemacht.

Ich muß an alles denken, was ich verloren habe, und so kann die Trostlosigkeit um das Unersetzliche niemals geringer werden! Das Leid um so viel Verlorenes entzündet sich immer wieder an der lustreichen Erinnerung des mir für immer Geraubten, und die Bitterkeit ist um so härter, da sie unmittelbar folgte auf die letzten Entzückungen der Liebe.

Und um unsere Erbitterung und Empörung noch zu steigern, mußten für uns alle göttlichen und weltlichen Gesetze ins Gegenteil verkehrt werden. Wahrhaftig, damals, als wir alle Lüste verbotener Sinnlichkeit genossen, oder um es noch stärker, wenn auch in ungewöhnlichen Worten zu sagen, damals, als wir uns im Bette aneinander freuten, da ersparte uns Gott die Strenge seiner Strafe. Dann aber, als wir diese verbrecherische, unerlaubte Liebe vor der Welt zu einer gesetzlichen Ehe machten und die Schande der Hurerei mit den Schleiern der Hochzeit zu ver-

hüllen suchten, da senkte sich mit schwerer Hand der Zorn des Herrn über uns. Und unser nun geweihtes Bett fand keine Gnade vor ihm, der so lange unsere zügellose, wilde Sinnlichkeit straflos gelassen hatte.

Die Verstümmelung, die an Dir getan worden ist, wäre die rechte Strafe für Männer gewesen, die man beim Ehebruch erwischt hat. Was andere für solchen Ehebruch zu leiden haben, das brachte Dir die Ehe, von der Du Dir Versöhnung für all Dein Unrecht erwartet hast. Was buhlerische Frauen ihrem Geliebten als Strafe zubringen, Deinem eigenen Eheweib hast Du es zu danken. Und nicht einmal damals, als wir die Wonne der Liebe genossen, kam die Strafe, sondern dann, als wir, eine Zeitlang voneinander getrennt, so keusch lebten, Du in Paris Deine Schulen leitetest, und ich auf Dein Gebot in Argenteuil bei den Nonnen lebte.

Wir hatten Abschied genommen, Du hattest Dich Deiner Lehre, ich mich dem Gebet geweiht. Und während dieses so keuschen und frommen Lebens mußtest Du jene fürchterliche Strafe erleiden, die wir ja beide im gleichen Maße verdient hatten. Zu zweit hatten wir gesündigt, und Du allein mußtest büßen. Der am wenigsten Schuld hatte, bekam die ganze Last der Sühne zu spüren. Du hattest Dich für mich erniedrigt, Du hattest mich und meine Familie zu Dir emporgehoben und uns so alles gegeben, was wir verlangen durften. Mußtest

Du dann noch irgend etwas fürchten von diesen Menschen, die Dich verraten haben, oder auch von Gott selbst? O wie unglücklich bin ich, daß ich nur geboren wurde, um ein so entsetzliches Verbrechen herbeizuführen!

Ist es denn wirklich wahr, daß die Frauen für alle großen Männer die Quelle des unendlichsten Unglücks sind? Muß man sich also wahrhaftig vor dem Weibe bewahren, wie in den Sprüchen steht: „Mein Sohn, höre mich und merke auf die Worte meines Mundes: laß dein Herz nicht weichen auf ihren Weg und laß dich nicht verführen auf ihre Bahn. Denn sie hat viele verwundet und gefället und sind allerlei Mächtige von ihr erwürget. Ihr Haus sind Wege zur Hölle, da man hinunterfährt in des Todes Kammer." Oder dann beim Apostel: „Ich habe alle Dinge durchforscht in meinem Geist und fand, daß ein solches Weib, welches Herz Netz und Strick ist und ihre Hände Bande sind, bitterer sei denn der Tod. Wer Gott gefällt, der wird ihr entrinnen; aber der Sünder wird durch sie gefangen."

Schon die allererste Frau, die es auf der Erde gab, verführte den Mann und war die Schuld, daß er aus dem Paradies verjagt wurde. Der Herr hatte sie dem Menschen zur Gefährtin gegeben, und sie wurde das unselige Instrument zu seinem Unglück.

Delila allein vollbrachte es, Simson, den Nasiräer, zu besiegen, dessen Geburt doch ein Engel

angekündigt hatte; sie gab ihn den Philistern in die Hände, so daß er, des Augenlichts beraubt, in seiner Verzweiflung sich selbst inmitten seiner Feinde begrub.
Den weisesten aller Männer, Salomon, beraubte eine Frau aller Vernunft, und diese Frau, die er geehelicht hatte, brachte ihn in einen solchen Wahnsinn, daß er, den der Herr vor David, seinen Vater, der doch auch ein gerechter Mann gewesen war, zum Tempelerbauer auserwählt hatte, in solchen Götzendienst verfiel und bis zum Ende seines Lebens verharrte, daß er den Gott, an den er bisher geglaubt hatte, in Wort und Schrift verleugnete. Der fromme Hiob rieb sich in entsetzlichen, nie endenden Kämpfen gegen seine Frau auf, die ihn antrieb, Gott den Herrn zu lästern, und der böse Versucher wußte aus mancher Erfahrung sehr gut, daß die Frauen in ihren Händen das Schicksal der Männer tragen.
Derselbe böse Geist war es, der an uns seine Künste versuchen wollte, und da er uns durch die Verleitung zur Buhlerei nicht verderben konnte, hetzte er uns in die Ehe, um uns zugrunde zu richten. Er hat das Böse durch das Gute erreicht, da er das Böse durch das Böse nicht erreichen konnte.
Trotzdem, ich will Gott für eines danken. Jene Frauen sündigten mit Bewußtsein, ich wußte nichts von dem Unglück, das ich herbeiführte, wenn auch meine Liebe für Dich dem bösen

Geist gedient hat. Wie rein meine Seele von aller Schuld in Wahrheit auch der Absicht nach ist, wenn ich auch gar keinen Teil habe an dem entsetzlichen Verbrechen, das an Dir geschah, ich hatte vorher so viel gesündigt, daß ich mich nicht rein waschen kann von der Schuld an dem, was Dir zugestoßen ist. Denn schon lange vorher hatte ich mich allen Sünden des Fleisches hingegeben, und ich selbst verdiene es, daß ich heute um das seufzen muß, was uns so fehlt.

Es sind die Früchte meiner früheren Sünden, die wir nun genießen. Und alles böse Ende kommt von einem bösen Anfang.

Ja, könnte ich wenigstens nur wirklich tief bereuen, so wie es solche Sünde verlangt! Könnte ich so zerknirscht sein, wie es dieses Verbrechen verdient! Könnte ich durch die Hingabe an ewige Reue irgendwie die Wunde heilen, die Deinem Körper geschlagen worden ist! Du hast mit einem Augenblick Schmerz bezahlen müssen. Und es wäre darum gerecht, daß ich mein ganzes Leben hindurch leide, und gerne wollte ichs, wenn ich so zwar nicht Gott, aber doch Dir eine Genugtuung geben könnte. Aber soll ich Dir alle Schwäche meiner sündigen Seele eingestehen? Ich finde keine Kraft zu einer wahren Reue, die Gott versöhnen könnte. Ich klage ihn immerzu an, nenne ihn grausam gegen Dich! Tag für Tag sündige ich gegen Gott, indem ich gegen seine Vorsehung mich empöre,

statt ihn durch Reue zu versöhnen. Ist denn das ein wahres Büßen für seine Sünde, wenn man seinen Körper zwar kasteit, aber in der Seele tief verschlossen der Wunsch nach neuer Sünde lebt und das Herz sich verzehrt nach jenen Lüsten, die man früher einmal genossen hat? Wahrhaftig, es ist leicht, sich selbst an die Brust zu schlagen, seine Sünden in Worten zu bekennen oder sogar seinen Körper mit den schwersten Kasteiungen zu plagen. Aber es ist wahrhaftig schwer, aus dem Herzen den Wunsch nach so süßer Sünde zu reißen. Darum fügt auch der heilige Hiob seinen gerechten Worten: „Ich werde gegen mich selbst aufstehen und sprechen", das heißt, ich werde meine Zunge lösen und meinen Mund aufmachen zum Bekenntnis und zur Klage meiner eigenen Sünden, sogleich hinzu: „denn ich werde sprechen in der Zerknirschung meiner Seele". Der heilige Gregorius erklärt die Worte so: „Es gibt ja viele, die ihre Sünden laut einbekennen und doch in ihrer Seele keine wahre Bekümmernis haben und lächelnd also das aussprechen, was sie weinend, in Tränen gestehen sollen." Man soll jedoch, wenn man seine Sünden bekennt, das in Zerknirschung tun, indem man sich verabscheut, weil diese Zerknirschung selbst die Strafe jener Sünden bildet, die die Zunge auf den Rat der Vernunft eingesteht. Aber diese wahre Zerknirschung und Reue ist so selten, daß der heilige Ambrosius über sie angemerkt hat: „Leich-

ter ist es, Herzen zu finden, die ihre unschuldige Einfalt bewahrt haben, als solche, in denen Reue ist."

Was mich betrifft: das Glück, dem wir beide uns hingegeben haben, war für mich so süß, daß es mir niemals Abscheu einflößen könnte und daß ich es auch nie werde vergessen können. Wohin ich auch meine Augen richte, überall steht das Bild dieser wonnevollen Stunden vor mir und weckt meine heiße Sehnsucht. Bis in den Schlaf verfolgen mich diese süßen Vorstellungen. Mitten in der Feierlichkeit der heiligen Messe, dann also, wenn das Gebet am reinsten zum Himmel steigen sollte, ist mein elendiges Herz so sehr erfüllt von den lüsternen Bildern solcher Lust und Wonne, daß ich mehr Sinnlichkeit spüre als Andacht. Wenn ich seufzen und klagen sollte über die Sünden, die ich begangen habe, dann klage ich weit mehr über die, die ich nicht mehr begehen kann. Ich denke dann nicht nur an das, was wir miteinander getan haben; auch die Erinnerung an die Orte, die Stunden, die unserem Liebesglück dienten, ist in meinem Herzen so wach, so verknüpft mit jeder Erinnerung an Dich, daß ich fast das gleiche, wie damals in der Wirklichkeit, nun in der Phantasie erlebe, wenn ich an sie denke. Und so sind meine Träume .... Was in meinem Herzen vorgeht, spricht sich dann manchmal durch eine jähe und seltsame Bewegung meines ganzen Leibes aus. Oft kann ich törichte Worte

nicht zurückhalten. Ach, bin ich nicht wirklich unselig? Wie sehr paßt die Klage einer armen Seele auf mich: „O ich Unglückliche, wann wird endlich der Tod meinen schon längst erstorbenen Leib erlösen!“ Wollte Gott, daß ich aufrichtig dazufügen könnte: „Ich danke dem Allmächtigen durch Jesum Christum, unsern Herrn.“

Du, mein Lieber, bist der Gnade Gottes im höheren Maße teilhaftig geworden als ich. Dank Deinem Schmerze, der einen Wunde, die Deinem Leib geschlagen worden ist, ist Dein Seelenschmerz ja verstummt. Damals, als Gott so hart gegen Dich schien, war er in Wahrheit Dir gnädig, so wie ein guter Arzt dem Kranken keinen Schmerz spart, wenn er ihm nur das Leben rettet. Mein Blut aber glüht, und mein Fleisch brennt, weil in mir noch die heiße Jugend wallt und die Erinnerung der tiefen Lüste, die ich mit Dir gekostet habe. Tausend Feinde bedrängen mich, und mein schwacher Leib unterliegt solchem Ansturm. Sie nennen mich keusch, weil sie nicht wissen, daß alles nur Schein ist. Sie nennen die äußere Reinheit meines Leibes Tugend und wissen nicht, daß die Tugend eine Sache der Seele ist und nicht des Körpers. Die Menschen spenden mir Lob und Ruhm, vor Gott aber verdiene ich keinen, vor Gott, der in die Herzen sieht und uns bis ins Innerste prüft und das Geheimste unserer Seele kennt. Ich gelte für eine heilige Frau, in einer Zeit, wo Religion zu-

meist nur Heuchelei ist. In einer Zeit, in der man den hoch rühmt, der nur gegen das Äußere des Glaubens nie sündigt. Vielleicht ist es auch wirklich lobenswert und Gott genehm, kein böses Beispiel zu geben und kein Ärgernis zu erregen, was auch die Absicht solches Tuns ist. Wenigstens gibt man den Ungläubigen keinen Anlaß, den Namen des Herrn zu lästern, den Kindern der Welt keine Gelegenheit, die Heiligkeit unseres Standes anzugreifen. Aber all das ist nur ein Geschenk göttlicher Gnade; ihr danken wir es, wenn wir das Gute tun, das Böse lassen, so wie es geschrieben steht: „Entferne dich vom Bösen und tue das Gute." Aber auch dieses beides würde man eitel nennen müssen, wenn man nicht bei allem, was man tut, nur von der Liebe zu Gott geleitet ist. Ich aber habe in jedem Augenblick meines Lebens, Gott weiß es, mehr Angst gehabt, Dich zu kränken als Gott selbst. Und ich habe mehr darnach begehrt, Dir zu gefallen als ihm. Dein Befehl hat mich bestimmt, das Kleid einer Nonne anzuziehen, und nicht der Ruf Gottes. Sieh also, was für ein entsetzliches und elendes Leben ich führe, da ich ohne jede Hoffnung auf Lohn alle diese Opfer bringe; denn ich habe vom Himmel keinen Dank zu erwarten. Dich sowie die andern hat meine Verstellung lange genug getäuscht. Was Heuchelei war, schien Dir Frömmigkeit, und nur darum konntest Du von mir verlangen, was ich von Dir erwarte: die Kraft der Gebete.

Darum bitte ich Dich, denk nicht zu hoch von mir und hör nicht auf, mich durch Dein Gebet zu stärken. Glaube nicht, daß ich heil und gesund bin, nimm mir das Linderungsmittel nicht fort. Glaube nicht, daß ich reich bin, und spare nicht mit dem Almosen, das ich nötig brauche. Glaube nicht, daß ich stark bin, und stütze mich Wankende, bevor ich ganz gefallen bin. Oft schon war Schmeicheln Menschen verderblich, indem es ihnen jene Hilfe nahm, die sie doch brauchten. Der Herr weist uns durch den Mund des Jesaias an: „Mein Volk, deine Tröster verführen dich und zerstören den Weg, den du gehen sollst." Und die Stimme des Ezechiel sagt: „Wehe euch, die ihr Kissen machet den Leuten unter die Arme und Pfühle zu den Häuptern, beides Jungen und Alten, die Seele zu fahen." Bei Salomon aber steht: „Die Worte der Weisen sind Spieße und tief eingeschlagene Nägel, die nicht die Haut ritzen, sondern tiefe Wunden reißen."
Darum also bitte ich, laß ab, mich zu loben, denn da würdest Du lügen und Dich elender Schmeichelei hingeben. Und wenn Du glaubst, daß es irgendwo noch etwas Gutes in mir gibt, dann lobe es nicht aus Furcht, daß es von Eitelkeit umschimmert vergeht. Ein geschickter Arzt beurteilt eine Krankheit nicht nach den äußeren Symptomen. Und alle die Dinge, die Schlechte ebensogut tun können wie Gute, haben vor Gott kein Verdienst. Das ist

die Art jener äußerlich guten Werke, nach denen die Heiligen weniger streben als die Heuchler. „Das Herz des Menschen ist trotzig und verzagt, wer kann es ergründen?“ Dann: „Es gibt Lebenswege, die gerade scheinen, und doch führen sie oft zum Tode. Alles menschliche Urteil ist voreilig, und erst Gott entscheidet die Wahrheit.“ Darum steht es ja auch geschrieben: „Lobet keinen Menschen vor seinem Ende.“ Wenn man nämlich einen Menschen lobt, so mag es geschehen, daß er durch solches Lob dahin kommt, es nicht mehr zu verdienen.
Für mich aber ist gerade Dein Lob am gefährlichsten, weil es mir so wohl tut. Es berauscht mich, es erfüllt mich, denn ich denke ja nur daran, wie ich Dir in allem gefallen kann. Darum flehe ich Dich an, sei eher ängstlich als vertrauensselig, was mich betrifft, damit Deine Sorge um mich mir helfe. Weiß Gott, wenn je, so muß man jetzt Sorge um mich haben. Du bist ja nicht mehr da, um mein Sehnen zu befriedigen.
Ich will auch nicht, daß Du, um meine Tugend zu erwecken und mich zum Kampf anzufeuern, mir sagst: „Kraft wohnt auch im Schwachen“ und „Keiner bekommt den Siegeskranz, der nicht ehrlich um ihn gekämpft hat.“ Ich will keine Siegeskränze. Mir muß es genügen, der äußersten Gefahr auszuweichen. Es ist weiser, zu fliehen als anzugreifen. Wo immer im Paradiese Gott mir einen Platz geben wird, wird er

mir genügen. Dort neidet ja kein Mensch dem andern was er hat, jeder ist dort mit seinem Lose zufrieden.
Um nun meine Worte zum Schlusse durch eine große Autorität zu stützen, laß Dir noch das Wort des heiligen Hieronymus sagen: „Ich bekenne meine Schwäche und ich will nicht kämpfen und keinen Sieg erhoffen, damit ich den wahren Sieg nicht verliere." Warum sollen wir auch irgend etwas aufgeben was wir haben und Unsicherem nachjagen?

FÜNFTER BRIEF

ABÄLARD AN HELOISE

An die Braut Christi — der Knecht Christi.

DEIN letzter Brief zerfällt, wenn ich mich recht erinnere, in vier Abschnitte, in denen Du Punkt für Punkt alle Deine Klagen aussprichst. Zuerst klagst Du darüber, daß ich gegen die Briefsitte und sogar gegen das natürliche Wesen der Dinge Deinen Namen vor dem meinigen in der Überschrift des Briefes, den ich Dir geschrieben habe, setzte. Zweitens klagst Du dann, daß ich, während ich Dir Trost hätte bringen sollen, Deinen Schmerz nur vergrößert habe und Deine Tränen, die ich hätte trocknen sollen, wieder habe fließen lassen, besonders indem ich den Satz aufschrieb: „Wenn mich der Herr in die Hände meiner Feinde liefert und diese dann über mich triumphieren und mich töten" und so weiter. Drittens hast Du Deine alte ewige Klage gegen das Schicksal wieder erneuert, die sich an unsere Abkehr von der Welt knüpft und an die grausame, schändliche Tat, die meinem Körper zugefügt worden ist. Und schließlich stellst Du Deine Selbstanklage in einen bewußten Gegensatz zu den Lobsprüchen, die ich Dir erteilt habe, und flehst mich inbrünstig an, sie nicht wieder zu erneuern.

Ich will nun auf jeden dieser Punkte antworten, weniger um mich vor Dir zu rechtfertigen, als um Dich zu belehren, wie die Dinge sind, um

Dich wieder zu ermuntern, meinen Wünschen bereitwillig Gehör zu schenken. Wenn Du einmal begriffen haben wirst, daß sie berechtigt sind, wirst Du Dich den Ratschlägen, die ich Dir gebe, eher fügen, zumal wenn Du erkannt hast, daß ich in meinem eigenen Verhalten gegen Dich nicht zu tadeln bin. Und Du wirst schließlich meine Ermahnungen nicht verächtlich zurückweisen, wenn Du eingesehen haben wirst, daß ich Deine Vorwürfe nicht verdiene.

Da ist nun vor allem diese Briefüberschrift, in der ich nach Deinen Worten die natürliche Ordnung der Dinge umgestürzt haben soll. Da muß ich nun sagen, ich habe ja ganz so gehandelt, wie Du es haben willst. Wenn Du nur recht darüber nachdenkst, mußt Du es einsehen. Erinnere Dich, Du hast wie alle Welt es für richtig gefunden, daß man beim Schreiben an Höhere ihren Namen vor den seinigen setzt. Nun ja, so wisse denn, daß Du jetzt eben hoch über mir stehst, daß Du angefangen hast, meine Herrin zu sein, seitdem Du die Braut meines Herrn Gottes bist. Das ist so nach den Worten des heiligen Hieronymus an Eustachius: „Ich schreibe an meine Herrin, denn ich muß die, die sich meinem Herrn Gott vermählt hat, meine Herrin nennen." Fürwahr, die Veränderung in Deinem Eheleben muß man glücklich nennen. Du warst die Gattin des elendesten Menschen, und nun bist Du emporgestiegen zum ehelichen Lager des allergrößten Königs. Durch die Ehre solcher

Wahl hast Du Dich nicht allein über Deinen ersten Mann hoch erhoben, sondern über alle Knechte des göttlichen Königs. Staune also nicht, wenn ich mich, lebend oder tot, Deinem Gebet empfehle. Es ist doch nach allem Recht und Gesetz so, daß die Fürsprache der Gattinnen bei ihrem Herrn mehr ausmacht als der Wunsch des ganzen Hauses sonst. Es ist nur recht und billig, daß die Herrin über dem Sklaven steht. Dafür zeugt ja schon die Art, wie von jener königlichen Braut des obersten Königs in den Psalmen gesprochen wird. „Die Königin setzte sich an seine Rechte", heißt es, was auf das deutlichste aussprechen will, daß sie, ihrem Ehegemahl durch das intimste Band verbunden, an seiner Seite steht, denselben Rang einnimmt wie er selbst, während alle übrigen fern von ihm bleiben und ihm nur im gemessenen Abstande folgen dürfen. Auf dieses Vorrecht stolz, hat denn auch die äthiopische Braut des Hohen Liedes ausgerufen: „Ich bin schwarz, aber schön, ihr Töchter von Jerusalem, und darum liebt mich der König und hat mich in sein Brautbett geführt." Und an einer andern Stelle: „Seht mich nicht an, daß ich so schwarz bin, denn die Sonne hat mich so verbrannt." Diese Worte gelten sonst jener gelassenen Seele, die man die Braut Jesu Christi nennt. Aber sie beziehen sich recht deutlich auch auf Dich, denk an das Kleid, das Du trägst. Denn dieses schwarze Kleid aus rauhem Stoff, das dem Trauergewande jener

treuen Witwen ähnlich ist, die über den Tod ihrer Männer klagen, erweist nach den Worten des Apostels dem Auge jedes Menschen, daß auch ihr in Wahrheit untröstliche Witwen seid und wie jene nur durch die Kraft des Glaubens lebt. Die Trauer dieser Witwen um ihren gekreuzigten Bräutigam ist in der Heiligen Schrift in den Worten gezeichnet: „Die Frauen saßen an dem Grabmal und klagten weinend über den Tod des Herrn."

Jenes äthiopische Mädchen des Hohen Liedes hat eine schwarze Haut, und dem ersten Blick mag sie weniger schön erscheinen als andere Weiber. Aber sie steht ihnen an innerer Schönheit nicht nach, und auch manches an ihrem Leib ist schöner und weißer als bei anderen Frauen, so ihre Knochen, ihre Zähne. Den weißen Schimmer ihrer Zähne lobt ja auch ihr Gemahl selbst in den Worten: „Ihre Zähne sind weißer als Milch." So ist sie denn zwar schwarz außen, aber blank innen. Wie eben das Leben durch vielfache Anfechtungen und Widerwärtigkeiten einen Körper schädigen mag, die äußere Haut gleichsam schwärzt nach den Worten des Apostels: „Jene, die wahrhaftig fromm im Herrn leben wollen, werden vielfache Verfolgung zu ertragen haben." So wie das Weiße aber das Sinnbild des Glücks ist, so mag man ebensogut das Schwarze für das Sinnbild des Unglücks nehmen. Sie ist also innerlich, am Gebein sozusagen, weiß, weil ihre Seele von Tugend

schimmert, nach den Worten: „Des Königs Tochter ist ganz herrlich inwendig." Die Knochen, die im Innern des Körpers sind und von dem Fleische verdeckt werden, sind die wahre Stärke und Kraft dieses Fleisches, das sie tragen. Sind sie nicht ein gutes Bild der Seele, die den Körper, in dem sie wohnt, belebt, stützt, hält, lenkt, ihm Kraft und Festigkeit gibt? Die weiße Farbe nun ist wie die Schönheit der Seele, und es sind die Tugenden, die wahrhaftig schmücken. Außen mag sie ja schwarz erscheinen, denn in diesem Pilgerleben hier fern ihrer wahren Heimat erscheint sie niedrig und unscheinbar, bis sie dann emporsteigt in jenes andere, himmlische Leben, das ihr wie dem Herrn Christus im Schoße Gottes beschieden ist.

Die Sonne hat sie die Farbe wechseln lassen, weil die Liebe ihres göttlichen Gemahls sie demütigt und durch Schmerzen in Versuchungen führt, damit sie sich nicht überhebe. Die Sonne hat ihre Farbe gewechselt — das will sagen, die Sonne hat sie anders erscheinen lassen als jene übrigen Frauen, die so sehr nach irdischem Gut und nach dem Ruhm dieses Lebens streben, daß sie in ihrer Demut den Lilien im Tale gleicht, und nicht den Berglilien, die also jenen törichten Jungfrauen gleichen, die überaus stolz auf ihre körperliche Reinheit und auf ihre nur äußerliche Keuschheit sind, während ihr Inneres von der Glut ihrer sündigen Begierde verzehrt wird.

Sie hat also ganz recht, wenn sie sich an die Töchter von Jerusalem wendet — das heißt an jene Gläubigen, die so sündig sind, daß sie deshalb in ihrer Schwäche eher den Namen von Töchtern als den von Söhnen verdienen —, und sagt: „Kümmert euch nicht darum, daß ich braun von Haut bin, denn die Sonne hat meine Farbe verändert." Sie könnte noch klarer sagen: Wenn ich mich so demütige und alles Elend stark ertrage, so ist das nicht eigenes Verdienst, sondern es geschieht durch die Gnade dessen, dem ich diene. Das ganz Entgegengesetzte tun die Häretiker und die Heuchler, die, solange sie unter den Blicken der Menschen wandeln, sich tief demütigen, weil sie sich davon Ruhm auf Erden erwarten und so eine eitle Probe von Geduld ablegen. Wahrhaftig, die freiwilligen Erniedrigungen und Schmerzen, die diese sich selbst zufügen, müssen uns erstaunen. Sind sie nicht die überhaupt ärmsten und elendesten der Menschen, da sie sowohl auf alles irdische Gut als auch auf den Lohn des Himmels selbst verzichten? Deshalb sagt auch, ihr Los tief erkennend, die Braut Gottes: „Seid nicht verwundert, daß ich also tue." Aber man muß sich über das Betragen jener wundern, die so sehnsüchtig nach dem Ruhm dieser Welt begehren und dennoch allen Freuden dieser Welt entsagen und darum hier auf Erden ebenso arm sind, wie sie im Himmel sein werden. Von dieser Art ist die Keuschheit der törichten Jungfrauen, die

denn auch von der Türe des Herrn weggewiesen werden.
Mit Recht sagt die äthiopische Braut von sich: daß sie wahrhaftig geliebt wird und geführt ins Brautbett des königlichen Herrn, weil sie schwarz und schön ist, wie es geschrieben steht. Das königliche Brautbett bedeutet die stille Stätte liebevoller Betrachtung, das gleiche Lager, von dem irgendwo anders geschrieben steht: „In den Nächten suchte ich in meinem Bette jenen, den mein Herz liebt." Denn jene schwarze Farbe, die ihrer Schönheit zu schaden scheint, paßt eher ins Dunkel als ins helle Licht, eher zur Verschwiegenheit als zur Öffentlichkeit. Sie ist ein Weib, das besser taugt für die geheimste Lust ihres Mannes, als um seiner Eitelkeit vor aller Welt zu schmeicheln. Sie hat recht, wenn sie lieber will, daß man sie in ihrem Bette liebt und sieht als an offener Tafel. Nun, es ist ja auch nichts Seltenes, daß die Haut dunkler Frauen zwar dem Auge nicht so angenehm ist als die weiße, ihre Berührung aber viel süßer. Das Liebesglück, das diese Weiber geben, ist darum auch reicher und süßer in der Einsamkeit als vor aller Welt. Und ihre Männer vergnügen sich mit ihnen, indem sie sie ins Bett führen, nicht in Gesellschaften.
In solchem Sinne fügt die Seelenbraut ihren Worten „Ich bin schwarz, aber schön" hinzu: „Und das ist der Grund, daß der König mich geliebt hat und mich in sein Brautbett geführt."

Indem sie nun Wort für Wort begründet, sagt sie: da ich schön bin, hat er mich geliebt, und da ich schwarz bin, hat er mich in sein Bett geführt. Schön, das heißt, wie ich es schon ausgeführt habe, innerlich schön durch Eigenschaften, die der Mann an ihr kennt. Schwarz, außen, durch das widrige Geschick körperlicher Anfechtung. Diese Schwärze nun, anders gesagt, die körperlichen Anfechtungen wenden das Herz der gläubigen Menschen leicht ab von allem irdischen Gut und führen sie zur Stille des Himmels. Aus dem Tumult der Welt weist sie in das Mysterium der Betrachtung. So erging es ja auch nach den Worten des heiligen Hieronymus dem heiligen Paulus, dem ersten, der wie wir in ein Kloster ging.

Die Armseligkeit unserer rauhen Gewänder taugt auch mehr für die Zurückgezogenheit als für das Leben in der großen Welt, und wir sollen unsere Armut und unsere Abgeschiedenheit unseres frommen Berufes wegen bewahren. Nichts aber reizt so sehr zum Erscheinen in der Öffentlichkeit als Prunk und sorgsame Kleidung. Niemand sorgt sich um derlei, es sei denn, um, wie es auch der heilige Gregorius sagt: „der Eitelkeit zu frönen und zu prunken". Niemand, sagt er, „schmückt sich, um sich zu verbergen, jeder tuts nur, um sich den Blicken der andern zu zeigen".

Das Schlafgemach nun, in das die Braut geführt wird, das ist jenes, von dem der Herr in den

Gebeten des Evangeliums sagt: „Bete nicht auf öffentlichen Plätzen, wie es die Heuchler tun." Er meint mit diesem Brautgemach ein abgeschiedenes Kämmerlein, in dem fern von dem Tumult und den Augen aller Welt man in großer Ruhe und Reinheit bete. Von dieser Art sind die Heiligtümer mönchischer Abgeschiedenheit, in denen die Klosterregel allen aufträgt, die Türen sorgsam zu schließen, alle Eingänge zu sperren, damit nicht die Reinheit des Gebetes durch irgend etwas, das draußen geschehen mag, gestört werde und unser Auge nicht unsere geringe Seele in Versuchung bringe. Leider wird dieser Rat, den man besser sogar eine göttliche Vorschrift nennen könnte, von Menschen, die unser Ordenskleid tragen, oft verachtet, und sie öffnen ihre Klöster, die Tore ihrer Kirchen, wenn sie die heilige Messe zelebrieren, und zeigen sich zur Schau den Augen von Männern und Frauen, bekleiden sich bei diesen feierlichen Hochämtern ebenso wie die Weltkinder, die ihnen zusehen, mit ihren kostbarsten Gewändern. Nach ihrer Meinung ist die Messe am besten zelebriert, bei der man viel äußeren Prunk ausbreitet und der ein recht üppiges Mahl folgt. Ihre armselige Verblendung ist so sehr im Gegensatz mit der Religion christlicher Armut, daß wir in Stillschweigen über sie hinweggehen wollen, um kein Ärgernis zu erregen, wenn wir von ihnen sprechen. Fürwahr, sie gleichen den Juden, indem sie mehr ihrer Gewohnheit folgen als

allem andern. Sie machen die Gebote Gottes zunichte durch die Anhänglichkeit an ihre Gewohnheit, sie tun nicht, was sie tun sollen, sondern was sie zu tun gewohnt sind. Und doch hat der Herr — Augustinus erinnert daran — gesagt: „Ich bin die Wahrheit" und nicht „Ich bin die Gewohnheit."

Den Bitten dieser, die bei offenen Türen sich an Gott wenden, mag sich anvertrauen wer will. Du aber, die der himmlische König selbst in sein Gemach geführt hat und die Ihr in seinen Armen nun ruht, die Ihr Euch ihm ganz hingegeben habt und alle Türen schließet, wenn Ihr zu ihm betet, Ihr habt Euch aufs innigste ihm geweiht im Sinne der Worte des Apostels: „Wer dem Herrn anhanget, ist ein Geist mit ihm", und darum glaube ich auch, daß Euer Gebet reiner und wirksamer ist als das irgendeines andern. Und darum flehe ich Euch um die Kraft Eures Gebetes für mich an. Ich glaube auch, daß Ihr um so mehr Andacht, ja fast Feuer im Gebete für mich finden werdet, da uns ja Zärtlichkeit verbindet.

Wenn es nun wahr ist, daß ich Dich wiederum erregt habe, als ich von der Gefahr sprach, die mich bedroht, und von dem Tode, den ich fürchte, ja, — ich habe es doch nur getan, weil Du mich darum gebeten, ja geradezu angefleht hast. In dem ersten Brief, den Du mir geschrieben hast, stehen die Worte: „Im Namen des Herrn, der, wie es scheint, dennoch bisher

seinen Schutz gebreitet hat über Dich und über uns, die wir seine geringen Dienerinnen sind, im Namen des Herrn Jesu beschwören wir Dich darum, uns oft Nachrichten zu senden. Uns immer wieder häufig zu schreiben, wie es um Dein Lebensschiff bestellt ist, das also heftig auf den Wogen des Daseins schwankt. Damit wir, die Dir doch allein auf der Welt treu bleiben, doch irgendwie ein Teil haben an Deinem Schmerz, an Deiner Freude. Für uns alle gilt ja die Weisheit des Alltags, daß es schon ein Trost für den Unglücklichen ist, wenn man mit ihm leiden darf." Warum wirfst Du mir also vor, daß ich Dich teilnehmen lasse an meinen Sorgen, an meinen Bekümmernissen, wenn Du selbst mich durch Dein Flehen dazu gebracht hast? Willst Du vergnügt sein, während ich untröstlich mein Leben bejammere? Willst Du nicht teilhaben an meinem Schmerz, sondern nur an meiner Lust? Willst Du nicht weinen mit denen, die weinen, sondern lachen mit denen, die lachen? Da ist die Grenze zwischen wahren und falschen Freunden, daß die einen uns im Unglück noch anhangen und die andern nur im Glück. Hör also auf, mich anzuklagen! Unterdrücke die Klagen, die wahrlich von milder Liebe fern sind, und wenn Du auch weiterhin so ungerechte Klagen vorbringen solltest, verzeihe mir, wenn ich angesichts der drohenden Gefahr, die immer um mich ist, und im Gefühl der tiefen Hoffnungslosigkeit, die ich dem Leben gegenüber habe,

daran denke, das Heil meiner Seele zu sichern, solange noch Zeit dazu ist. Wahrlich, wenn Du mich tief und innig liebst, dann darfst Du nichts gegen solche Vorsorge haben. Ja, wenn Du nur etwas von der göttlichen Milde für mich erwartest, dann mußt Du wünschen, daß ich möglichst bald vom Elend dieses Lebens erlöst werde, das ja für mich, wie Du sehr gut weißt, unerträglich ist. Glaube mir, wenn ich von dieser Existenz befreit bin, ich werde aus tausend Nöten befreit sein. Ich weiß nicht, welche Mühsal mich in jener Welt erwartet, aber ich weiß, von welcher ich erlöst sein werde.

Einmal hat alles Unglück ein Ende. Und wer wirklich die Schmerzen seiner Nebenmenschen mitfühlt und mit ihnen leidet, muß wünschen, daß sie ein Ende haben, und wenn er selbst auch noch so viel dadurch einbüßt. Sogar eine Mutter, die ihren Sohn in Schmerzen dahinsiechen sieht, wünscht, daß der Tod seinen Leiden, die sie selbst nicht mehr mit ansehen kann, ein Ende setze. Sie wird lieber ihr Kind verlieren wollen als mit ihm Schmerz leiden. Und wer von uns würde nicht lieber wollen, daß ein Freund, mag uns seine Anwesenheit noch so süß sein, in der Ferne glücklich ist, als daß er bei uns zugrunde geht? Wenn man jemandem in seinem Unglück nicht helfen kann, dann hat man auch nicht den Mut zuzusehen.

Was aber nun Dich im besondern angeht, Du darfst meine Gegenwart, so wenig sie auch jetzt

Deine Sehnsucht zu befriedigen imstande wäre, ja nicht einmal haben. Ewig muß ich dem fern bleiben, was für Dich von wahrem Vorteil ist. Da weiß ich wirklich nicht, warum Du lieber willst, daß ich dieses elende Leben weiterführe, da ich glücklicher wäre zu sterben. Wenn Du wirklich wünschest, daß mein Unglück ewig fortdauere, damit Dein Wunsch erfüllt werde, so bist Du weniger meine Freundin als meine Feindin. Willst Du nicht als die erscheinen, dann bitte, laß Deine ewigen Klagen.

In einem Punkte aber hast Du recht, wenn Du nämlich meine Lobsprüche zurückweist. Gerade durch diese Zurückweisung aber zeigst Du Dich ihrer würdig. Denn es steht geschrieben: „Der Gerechte klagt zuerst sich selber an" und „Wer sich erniedrigt, der soll erhöhet werden." Gäbe es der Himmel, daß es in Deiner Seele wirklich so aussieht, wie Dein Brief es zeigt. Und wenn das so ist, dann ist Deine Bescheidenheit zu tief in Dir, als daß mein Lob Dir schaden könnte. Trotzdem bitte ich Dich, denke an eines: Du sollst das Lob auch nicht suchen, indem Du es zu fliehen scheinst! Nicht mit den Lippen das von Dir abwehren, was Du vom Grunde Deines Herzens aus doch begehrst! Darüber sagt der heilige Hieronymus unter anderem in seinen Worten zu Eustachius: „Das sind die Künste, die Vergil von der lüsternen Galatee erzählt, jener Galatee, deren sinnliche Begierde auch die Flucht noch zeigte und die die Glut ihres Ge-

liebten am heftigsten anstachelte, indem sie ihn zurückzuweisen schien. „Sie flüchtet in das Gebüsch," heißt es im Vergil, „aber sie gibt gut acht, daß man sie dabei sieht. Bevor sie sich versteckt, denkt sie daran, wie man sie am besten sehen kann, damit dieses Versteck, das scheinbar die Vereinigung mit dem Jüngling verhindern soll, sie desto besser ermöglicht." So sind auch wir manchmal, wenn wir das Lob der Menschen zu fliehen scheinen, in Wahrheit aber sehr danach streben. Wenn man sich versteckt, damit ja keiner bemerke, was an uns rühmenswert ist, so ist das oft nur eine geschickte Weise, um Toren zu Lobsprüchen aufzufordern, da wir unserer scheinbaren Bescheidenheit wegen das Lob noch mehr verdienen. Ich sage das, weil es häufig vorkommt, nicht weil ich fürchte, daß Du solche Heuchelei begehen willst, Du, deren Demut in mir keinerlei Argwohn aufkommen läßt. Aber ich will, daß Du Worte läßt, die andere auf solche Vermutung bringen könnten, andere, die Dich eben weniger kennen als ich und die glauben müssen, daß Du nach den Worten des Hieronymus den Ruhm suchst, indem Du ihn fliehst. Nie wird ein Lob von mir Dein Herz überheblich machen. Es wird Dich immer nur aufmuntern noch besser zu sein, und Du wirst mein Lob durch Dein Handeln noch zu vermehren suchen, indem Du immer mehr danach trachtest, mir zu gefallen. Aber mein Lob ist keine Gewähr für Deine Tugend, und Du darfst

Dir darauf nichts einbilden. Denn man soll nicht mehr dem Lob seiner Freunde glauben als dem Tadel seiner Feinde.
Ich muß nun noch über die alten und ewigen Klagen sprechen, mit denen Du Dich gegen Gott empörst und ihn anklagst wegen der besonderen Umstände, die uns auf den Weg des Heils gebracht haben, während Du ihn viel eher rühmen als anklagen solltest. Ich dachte, daß diese Bitternis schon längst unter dem heilsamen Einfluß göttlicher Gnade aus Deinem Herzen verschwunden ist. Diese Bitternis ist tief verderblich für Dich, sie greift Deinen Leib ebenso an wie Deine Seele, sie macht mich ebenso unglücklich wie Dich. Wenn Du wirklich, wie Du sagst, mir in allem zu gefallen trachtest, dann handle auch danach. Nicht um mir zu gefallen, sondern um mir wenigstens neues, tiefes Leid zu sparen. Laß darum diese Bitternis, sonst kann ich Dich nicht mehr lieben, und Du kannst nicht mit mir in die ewige Seligkeit eingehen. Willst Du denn wirklich, daß ich allein in den Himmel komme, die Du schwörst, daß Du mir sogar in die Hölle vorangehen möchtest? Ruf den Glauben zu Hilfe aus Angst, von mir getrennt zu werden, da Du ja meinst, daß ich in den Himmel komme. Sei mutig, indem Du daran denkst, wie wir ja alle ins Paradies kommen und dann im Schoße des ewigen Glückes vereint sein werden. Denk an das, was Du selbst sagst, erinnere Dich, was Du über jenes Schick-

sal, das uns betroffen und zu Gott geführt hat, selber aufgeschrieben hast: daß Gott sich eher gütig als grausam gegen mich erwiesen hat. Die Art, wie mich der Himmel bestraft hat, darf Dir nicht mißfallen, denn sie ist mir zum Heil gewesen und dadurch auch Dir. Du wirst das auch begreifen, wenn Dein Schmerz nicht mehr so heftig sein wird, daß er Deine Vernunft betäubt. Kränke Dich nicht, denn Du hast mir zu großer Gnade verholfen, und sei gewiß, daß Gott Dich dazu in die Welt gesetzt hat. Klage nicht um das, was ich erlitten habe, sonst müßtest Du ja auch über die Schmerzen der Märtyrer und den Tod Jesu Christi selbst traurig sein, trotzdem all ihr Leid ihnen zum Heil war und so auch uns.

Und wie wäre es, wenn ich nun wirklich solche Strafe verdient hätte? Würdest Du dann weniger leiden? Würdest Du Dich dann eher zufrieden geben? Nein, wenn es so wäre, dann müßte Dich mein Unglück noch tiefer kränken, dann wäre es ja Schmach für mich und Ruhm für meine Feinde. Wenn es gerechte Strafe wäre, würde es für sie Lob sein, mir würde meine Sünde nur Schande bringen. Niemand würde sie dann verurteilen, daß sie den Verrat geübt haben, kein Mensch würde mit mir Mitleid haben.

Also will ich, um Deinen Schmerz ein wenig zu lindern, Dir zeigen, wie gerecht und heilsam alles war, was uns geschah. Ich will Dir zeigen,

daß Gott von uns mehr nach unserer Eheschließung als in der Zeit unserer wilden Ehe beleidigt worden ist. Erinnere Dich nur daran, was nach unserer Hochzeit geschah, damals als unsere Gemeinschaft schon geheiligt war und Du Dich dann in das Kloster von Argenteuil zurückzogst. Da kam ich eines schönen Tages im geheimen Dich besuchen. Und weil wir keinen andern Ort hatten, an dem wir allein und frei sein konnten, so war es das Refektorium selbst, in dem wir uns der Lust unserer Sinne hingaben. Erinnere Dich nur, was wir da getan haben! Uns unserer Lüsternheit ergeben an einem Orte, so der Ehrfurcht bestimmt, der Jungfrau geweiht! Hätten wir nie andere Sünden begangen, dann hätte uns die allein entsetzliche Strafen bringen müssen! Und weißt Du nichts mehr von allen den früheren Ausschweifungen, den entsetzlichen Sünden unserer Sinnlichkeit, die wir begingen, bevor wir uns heirateten? Muß ich Dich an den scheußlichen Verrat erinnern, den ich um Dich an Deinem Onkel begangen habe? Ich, der ich ein Gast in seinem Hause war. Wird nicht jeder mit Recht sagen, daß er gut daran getan hat, mich dem meuchlerischen Anschlag anderer auszuliefern, da ich ihn vorher so schamlos betrogen habe? Glaubst Du, daß der vorübergehende flüchtige Schmerz der Wunde, die man mir geschlagen hat, solche Verbrechen sühnen kann? Wahrlich, ich will sagen, daß solche Sünden

nicht solche Gnade verdient haben! Glaubst Du, daß ich vor der Gerechtigkeit Gottes damals so viel erlitten habe, daß das die Schändung und Entweihung eines der Muttergottes geweihten Ortes gut machen kann? Wahrhaftig, ich müßte mich sehr irren, wenn ich nicht annehmen soll, daß als Sühne meines Tuns jeder Tag, den ich jetzt lebe, mehr gilt als der flüchtige Schmerz einer Wunde, die mir im Wesen nur Segen gebracht hat.

Denk nur daran, was geschah, als Du mit einem Kinde von mir schwanger warst? Ich habe Dich in meine Heimat geschickt, in das Kleid einer Klosterfrau gehüllt, und so hast Du durch solche Maskerade mit der Heiligkeit des Berufs gespielt, dem Du nun selbst geweiht bist. Mußte da nicht die göttliche Gerechtigkeit, die Gnade des Himmels Dich auch gegen Deinen Willen in ein Kloster führen, da Du früher mit solchem Tun frevelhaft nur gespielt hast? Gott wollte, daß Du in demselben Kleid Deine Fehler bereust, in dem Du sie getan hast, damit Du durch die Wirklichkeit die Lüge der Verkleidung sühnst und so für frevles Tun büßest. Hast Du so erkannt, wie gerecht Gott war, so überlege Dir nun auch noch, wie sehr alles zu unserem Guten geschehen ist; dann wirst Du selbst sagen, daß Gott auch gnädig war. Denk nur daran, meine Liebe, wie der Herr uns aus dem tiefen Meer voller Gefahr durch die schützenden Netze seiner Barmherzigkeit gerettet hat. Er hat uns

aus dem Strudel der Charybdis befreit trotz unserem eigenen Leichtsinn, damit wir beide eines Sinnes ausrufen können: „Der Herr hat sich viel Sorge um uns gemacht." Denk nur immer wieder an die Gefahren, in die wir uns leichtsinnig begeben haben und aus denen uns der Herr gerettet hat trotz ihrer Ungeheuerlichkeit. Denk ohne Unterlaß immer wieder voll Dankbarkeit an all das, was der Herr zum Heil unserer Seele getan hat, und tröste dann, indem Du auf uns hinweist, alle die Sünder, die an seiner Güte verzweifeln, damit sie erkennen, wieviel Heil es für gläubige Seelen gibt, die im Gebet verharren, da selbst unsere verstockten Herzen trotz Sünde und Empörung noch Gnade gefunden haben. Denk an den geheimen Ratschluß göttlicher Gnade und überlege Dir, mit welcher Barmherzigkeit der Herr selbst die Strafe gewählt hat, die mir wurde. Überlege Dir nur, mit welcher Weisheit er sich böser Menschen bedient hat, um einen Gottlosen zu Gott zu bekehren, so daß eine Wunde, die nur einen Teil meines Körpers traf, zwei Seelen gerettet hat. Wäge Gefahr und Befreiung gegeneinander ab, Krankheit und Heilmittel! Bedenke die Ursachen solcher Milde und bewundere die Wirkungen seiner Gnade. Weißt Du noch, welche schamlosen Künste unsere Körper kannten, da meine Lüsternheit nirgends haltmachte? Weder Schamhaftigkeit noch Gottesfurcht konnte mich von geiler Begierde abhalten, und

nicht einmal in der heiligen Woche, nicht einmal zu den feierlichsten Zeiten enthielt ich mich Deiner. Wie oft zwang ich Dich durch Drohungen und durch Hiebe, mir zu gehören, selbst wenn Du nicht wolltest, wenn Du mir Widerstand leistetest oder mich abzulassen batest. Ich brannte so nach Dir mit aller feurigen Kraft der Lüsternheit und der Sinnlichkeit, daß ich Gott und mich selbst dahingab, um elende, unreine Lüste zu genießen, die nur zu nennen mich heute schamrot macht. Die göttliche Gnade allein konnte mich retten. Nur indem sie mir auf immer unmöglich machte, solche Lust auch nur zu hoffen, konnte sie mich heilen. Wie gerecht und barmherzig ist doch der Herr!
Der schändliche Verrat Deines Onkels hat mich an Tugend nur wachsen lassen, indem ich um den Teil meines Körpers verkürzt worden bin, in dem meine sündhafte Begierde wohnte und der die Quelle meiner Wollust war. Das Glied an dem ich gestraft worden bin, hatte alle Schuld. Der Schmerz war für mich die endgültige Sühnung aller Lust. Nur so konnte ich aus dem Schmutz befreit werden, in dem ich versunken war wie in einem tiefen Sumpf. Leib und Seele wurden mit dem einen Messerschnitt geheilt, ich wurde nur um so fähiger für allen Gottesdienst, da keine fleischliche Berührung mir mehr Lust bereiten konnte. Erkennst Du nicht die göttliche Milde daran, daß ich nur an einem Körperteile Schmerz zu leiden hatte und daß

die Befreiung von ihm das Heil meiner Seele brachte, ohne weiter meinen Körper zu schädigen oder mich meiner übrigen Fähigkeiten zu berauben? Ich fühle mich jetzt viel fähiger zu allem anständigen menschlichen Tun, da ich mich frei weiß von aller Wollust und Begierde. Fürwahr, durch den Verlust dieser Körperteile, die man die Schamteile nennt, weil sie den größten Ausschweifungen der Schamlosigkeit dienen, und deren Name jetzt mein Ohr beleidigt, hat mich die göttliche Gnade gereinigt. Sie hat nicht weniger getan als: durch diese Beschneidung mich auf ewig von allen Lastern und Sünden zu entfernen, die mein reines Unschuldskleid beflecken könnten.

Es hat weise Männer gegeben, die, um sich dieses Unschuldskleid zu erhalten, an sich selbst Hand gelegt haben und so — Du weißt, was ich meine — von sich alle Lüsternheit fern halten wollten. Der Apostel bat den Herrn, ihn von diesem Pfahl im Fleische zu befreien, aber seine Bitte wurde nicht erhört. Der weiseste Philosoph der Christenheit, Origines, gibt uns ein bemerkenswertes Beispiel solches Tuns. Er wollte das sündige Feuer, das in ihm brannte, für ewig erlöschen und scheute sich darum nicht, sich selbst zu entmannen, da er für wahrhaftig selig nur jene hielt, die nach den Worten der Schrift sich selbst verstümmelt haben, um das himmlische Königreich zu bekommen. Wort für Wort wollte er die Vorschrift des Herrn, die uns befiehlt, jene

Körperteile abzuschneiden und weit weg von uns zu werfen, die ein Ärgernis geben könnten, ausführen. Dieser große Mann nahm die Prophezeiung des Jesaias wörtlich, nicht in ihrem symbolischen Sinne, daß nämlich der Herr die Eunuchen den Gläubigen vorzieht. Trotzdem hat Origines eine schwere Sünde begangen, indem er, um der Versuchung zu entgehen, selbst seinen Leib verstümmelte. Er hat es aus Liebe zu Gott getan, aber seine Liebe ist in die Irre gegangen, so daß er die Schuld des Mordes auf sich geladen hat, da er die Hand gegen sich selbst ausstreckte. Teuflische Versuchung oder ein Wahn, in den er verstrickt wurde, trieb ihn, seinem Körper jene Verstümmlung anzutun, die ich von fremder Hand durch Gottes Gnade erlitten habe. Ich bleibe fern der Sünde, sie bedroht mich nicht. Ich habe den Tod verdient und darf am Leben bleiben. Gott ruft mich, und ich widerstehe. Ich bleibe standhaft in meinen Sünden, und trotzdem bringt er mir Verzeihung. Der Apostel bittet, und er wird nicht gehört; er verdoppelt sein Gebet, aber sein Flehen wird nicht gewährt. Um mich aber hat sich Gott gekümmert. So will ich denn weit ausschreiten und überall erzählen, wie Großes Gott um meiner Seele willen getan hat.

Schließe Du Dich mir an und sei so für immer meine Gefährtin durch die milde Kraft des Schicksals, die Dich ebenso an meiner Sünde wie an der Verzeihung teilhaben ließ. Gott

hat Deines Heiles gedacht. Ja, mehr — Dich hat er nie vergessen, wie ja schon durch eine Prophezeiung, die sich an Deinen Namen knüpft, gleichsam ausgesprochen war, daß Du ihm angehörst; denn nach seinem Namen Heloim heißt Du Heloise.

Mein Los hat er zum Heil für uns beide werden lassen, während der böse Geist uns beide verderben wollte, indem er einen von uns der Hölle nahe brachte. Denn nur kurz bevor das Entsetzliche mir damals geschah, hatte uns das unlösliche Sakrament der Ehe miteinander verbunden, und ich, der ich Dich immer bei mir festhalten wollte, weil ich Dich über alles liebte, war so das Mittel, durch das der Herr Dich zu sich zurückführen konnte. Vielleicht, wenn Du mir nicht durch die Ehe verbunden gewesen wärest, vielleicht hätte dann meine Abkehr von der Welt, das Zureden Deiner Verwandten oder eine irdische Lust Dich in der sündigen Welt festgehalten. Du siehst, wie sehr Gott für uns gesorgt hat, als wollte er uns zu großen Absichten aufsparen, oder als wäre er erzürnt, gekränkt darüber gewesen, daß die Gaben und Talente, die er in uns gelegt hat, nicht zur Ehre seines Namens angewendet worden sind; und als hätte er gefürchtet, daß durch die Zügellosigkeit seines Knechtes nach dem Worte geschehen könnte: „Die Weiber machen selbst den weisesten Mann abtrünnig", wofür Salomon trotz all seiner Weisheit das beste Exempel ist.

Tag für Tag trägt nun dem Herrn das Pfund Deiner Tugend reiche Zinsen. Schon hast Du ihm eine ganze Zahl geistlicher Töchter geschenkt, während ich, ohne Kinder und im wahren Sinn unfruchtbar, mich mit den Söhnen der Welt abmühe. Es wäre ein entsetzliches Unglück, ein fürchterlicher Verlust gewesen, wenn Du, nur den Freuden des Fleisches hingegeben, vielleicht eine kleine Zahl von Kindern in Schmerzen geboren hättest, statt diese unendlich große Familie zu gründen, die Du nun in Freuden dem Himmel schenkst. Dann wärest Du nichts weiter als irgendein Weib, Du, die Du jetzt viel höher stehst als die Männer, Du, die Du nun den Fluch der Eva in den Segen der Maria umgewandelt hast. Welche Profanation wäre es doch gewesen, wenn die frommen Hände, die jetzt ohne Unterlaß in den heiligen Schriften blättern, zu nichts anderem gedient hätten als zu dem kleinlichen Getue der Frauen!

Gott selbst hat uns von der Umgebung alles Gemeinen und Unreinen befreit, uns entfernt aus schmutziger Lust und uns zu sich gebracht durch jene Gewalt, die auch den heiligen Paulus zuerst geschlagen und dann bekehrt hat. Und vielleicht will er an unserem Beispiel auch anderen, der Gelahrtheit hingegebenen Menschen zeigen, welchem Los sie verfallen könnten.

Trauere also nicht mehr, meine Schwester. Sei nicht ungerecht gegen einen Vater, der väter-

lich straft, denk an das, was geschrieben steht: „Welchen der Herr lieb hat, den züchtigt er; er stäupet aber einen jeglichen Sohn, den er annimmt." Und dann an anderm Orte: „Wer die Rute schonet, der hasset seinen Sohn." Solcher Schmerz ist nicht ewig. Es ist der Schmerz der Sühne, nicht der ewigen Verdammnis.

Tröste Dich mit den Worten des Propheten: „Der Herr geht nicht zweimal ins Gericht mit einer Sünde; es wird das Unglück nicht zweimal kommen." Lerne die Ermahnung des Gottes, der in Wahrheit ist, begreifen: „So ihr geduldig seid, werdet ihr eure Seelen erretten." Weshalb auch Salomon sagt: „Ein Geduldiger ist besser denn ein Starker, und der seines Mutes Herr ist, denn der Städte gewinnet."

Kommen Dir nicht die Tränen, wird Dir nicht das Herz von tiefster Trauer bewegt, wenn Du daran denkst, daß zu Deinem Heil wie zu dem der ganzen Welt der einzige Sohn Gottes so viel Leid ausgestanden hat. Unschuldig ist er von den unreinen Heiden ergriffen worden, vor den Richter geführt, gegeißelt, verhöhnt, man hat ihn ins Gesicht geschlagen, ihm ins Antlitz gespien, aus Dornen eine Krone aufgesetzt, ihn dann zwischen zwei Schächern auf den Schandpfahl des Kreuzes geschlagen und ihn den martervollsten, den entsetzlichsten Tod sterben lassen. Ihn, meine liebe Schwester, sollst Du immer vor Augen haben, ihn, Deinen göttlichen Bräutigam im Herzen tragen, den Bräutigam des wahren

Glaubens. Siehe, wie er dahingegangen ist zum Kreuze und sein Kreuz noch selber getragen hat! Mische Dich unter das Volk, unter jene Weiber, die sich damals auf die Brust geschlagen haben und um ihn gejammert, wie es der heilige Lukas erzählt: „Es folgete ihm aber nach ein großer Haufe Volks und Weiber, die klageten und beweineten ihn." Zu ihnen wandte er sich dann um voll Güte, in seiner Milde sagte er ihnen das Unglück voraus, das kommen wird und seinen Tod rächen, vor dem sie sich aber schützen könnten, wenn sie seine Worte befolgten. „Ihr Töchter Jerusalems," sprach er, „weinet nicht über mich, sondern weinet über euch selbst und über eure Kinder. Denn siehe, es wird die Zeit kommen, in welcher man sagen wird: ‚Selig sind die Unfruchtbaren und die Leiber, die nicht geboren haben, und die Brüste, die nicht gesäuget haben.' Dann werden sie anfahen zu sagen zu den Bergen: Fallet über uns! und zu den Hügeln: Decket uns! Denn so man das tut am grünen Holz, was will am dürren werden?"

Leide also mit dem, der für Dich gelitten hat, um Dich zu erlösen. Laß Dein Herz bluten und denke an den, der für Dich gekreuzigt worden ist. Bleibe im Geiste immer an seiner Grabstätte, weine und klage mit den andern frommen Frauen, von denen geschrieben steht, wie ich es Dir schon gesagt habe: „Die Frauen saßen am Grabmal und klagten und weinten um den

Herrn." Bereite mit ihnen die köstlichen Salben für ihn, nur sollen die Deinen noch viel köstlicher sein, nämlich seelische und nicht körperliche. Das sind die Salben, die er von Dir verlangt, alle andern sind ohne Nutzen. Gib Dich diesen Pflichten hin mit aller Kraft der Andacht!

Zu solchem herzlichen Mitleiden fordert der Herr selbst auf durch den Mund des Jeremias: „Ihr alle, die ihr vorübergehet, schauet doch und sehet, ob irgendein Schmerz sei wie mein Schmerz"; das heißt nämlich, kann es irgendeinen geben, dessen Schmerzen tieferes Mitgefühl verlangen, da ich doch unschuldig leide; und: der Herr allein ist der Weg, auf dem die Frommen aus dem irdischen Exil eingehen können in die wahre Heimat. Dafür hat er sein Kreuz aufgerichtet für uns als eine Leiter zum Segen und hat noch vom Kreuze herab zu uns gesprochen. Für uns ist der Sohn Gottes gestorben, uns hat er sich freiwillig geopfert. Ihm gib Dein schmerzliches Mitleid, ihm, ihm Deinen mitleidigen Schmerz. So mache zur Wahrheit, was der Prophet Zacharias von den frommen Seelen gesagt hat: „Sie werden ihn klagen, wie man klaget ein einiges Kind, und werden sich um ihn betrüben, wie man sich betrübet um ein erstes Kind."

Stell Dir vor, meine Schwester, von welchem großen Schmerz alle, die den König lieben, ergriffen werden, wenn sein einziger, sein erst-

geborner Sohn gestorben ist. Denk an die Trauer der ganzen Familie, die Ergriffenheit des ganzen Hofes, und wenn Du Dir nun vorstellst, welcher Schmerz die Braut des einzigen, dahingegangenen Sohnes erschüttert, dann wirst Du wissen, was wahre Trauer ist. Von solcher Art sollte auch Deine Trauer sein, da Du dem himmlischen Bräutigam aufs nächste verbunden bist. Er hat Dich zu seinem Eigen gemacht, nicht indem er irdischen Besitz dafür hingab, sondern indem er sich selbst hingab. Mit seinem eigenen Blute hat er Dich gekauft und immer wieder gekauft. Du siehst nun, welches Recht er auf Dich hat, Du siehst, wieviel Du ihm wert bist. Auch der Apostel bedenkt diesen Preis, den der Herr für uns gezahlt hat, und schätzt den unendlichen Wert, der zu unserem Heil dahingegeben worden ist, wägt die Dankbarkeit an der Größe der Wohltat, wenn er sagt: „Es sei aber ferne von mir rühmen, denn allein von dem Kreuz unseres Herrn Jesu Christi, durch welchen mir die Welt gekreuzigt ist und ich der Welt." Du bist mehr als der Himmel, mehr als die Welt wert, wenn der Schöpfer der ganzen Welt sein eigenes Blut für Dich hingegeben hat. Was hat er denn in Dir so Großes gesehen, sag doch, er, dem nichts fehlt, daß er für Dich den entsetzlichsten Tod erlitten hat? Was sucht er bei Dir, ich frage es nochmals, wenn nicht Dich selbst?

Der ist Dein guter Freund, der nichts will als

Dich selbst und nicht Deinen Besitz. Der ist Dein wahrer Freund, der für Dich in den Tod geht. Und im Tode noch sagt: „Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben lässet für seine Freunde." Er ist es, der Dich in Wahrheit geliebt hat, und nicht ich. Was wir für Liebe hielten, die Leidenschaft, die uns beide in einen sündigen Wirbel führte, war nur Begierde. Sie verdiente gar nicht den Namen Liebe. Befriedigung meiner sinnlichen Leidenschaft suchte ich bei Dir. Das war es, was ich von Dir gewollt habe. Du sagst, ich habe für Dich Leid ertragen, vielleicht sagst Du da die Wahrheit. Aber noch mehr Leid habe ich durch Dich zu erleiden gehabt, und auch das eigentlich gegen meinen Willen. Nicht Liebe war es, die mich leiden ließ, sondern die Gewalt, die mir angetan wurde. Ich tat es nicht zu Deinem Heil, sondern zu Deinem Schmerz. Der Herr aber hat um Dein Wohl gelitten und hat es aus freiem Willen getan. Jesus heilt allen Schmerz, er entfernt alles Leid. Zu ihm wende Dich also und nicht zu mir. Ihm widme Deine Andacht, Dein Mitgefühl, Deinen Schmerz. Klage über die ungeheuerliche Ungerechtigkeit, die entsetzliche Grausamkeit, die an dem unschuldigen Sohn Gottes vollbracht wurde, nicht über die gerechte und mäßige Strafe, die mich getroffen hat und die ich heute eher für einen Beweis unendlicher Gnade halte, die uns geworden ist.
Du bist ungerecht, wenn Du die Gerechtigkeit

nicht liebst, äußerst ungerecht, wenn Du mit Bewußtsein Dich gegen den Willen Gottes wehrst und mehr als dies angesichts der Gnade, die er uns erwiesen hat. Laß Deine Tränen fließen für Deinen Retter, nicht für Deinen Verderber. Für den, der Dich erlöst hat, nicht für den, der mit Dir gehurt hat. Klage um den Herrn, der gestorben ist, nicht um den Sklaven, der noch lebt, ja, der eben erst dem Tode entronnen ist. Ich bitte Dich, sorge durch Dein Leben dafür, daß man nicht zu Deiner Schande das Wort wiederhole, das Pompejus zu der trauernden Cornelia gesagt hat: „Der große Pompejus lebt noch nach der Schlacht, aber sein Glück ist vorbei. Willst Du nicht lieber um das trauern, was Du an ihm geliebt hast?“ Denke daran und schäme Dich, wenn Du noch so sehr festgehalten wirst von der Erinnerung an Frevel, die Dich entzückt haben. Nimm, Schwester, die Prüfung geduldig hin, die das göttliche Mitleid über Dich verhängt hat. Es ist die Rute eines Vaters, nicht der Stachel des Verfolgers, den Du spürst. Gott züchtigt, damit nicht der Böse zum Todesstreich aushole. Er verhindert den Tod durch eine heilsame Wunde, er gebraucht das glühende Eisen, um das Übel auszurotten, er verwundet den Leib und heilt die Seele. Er hätte töten sollen und gibt dafür das Leben, er straft einmal, um nicht immer strafen zu müssen. Nur einer hat den Schmerz zu ertragen gehabt, und zwei sind vom

wahren Tode errettet worden. Zwei haben gesündigt, einer nur gesühnt. Gott in seiner Gnade hat wohl auch die natürliche Schwäche Deines Geschlechtes als versöhnliches Moment für Dich gelten lassen, und das war gewiß gerecht. Denn durch Dein Geschlecht bist Du die Schwächere von uns beiden gewesen, durch Deine Keuschheit allerdings die Stärkere. So warst Du weniger schuldig als ich. Ich danke dem Herrn, der Dir die Strafe gespart hat und die Ehrenkrone gewahrt. Als er in mir durch den Schmerz eines Augenblickes das Feuer der Wollust, die mich auffraß, erkalten ließ, als er mich so verhinderte, wieder in maßlose Zügellosigkeit zu verfallen, ließ er Dein junges Blut unter der Herrschaft der Begierde. Und er läßt Dich der fortwährenden Versuchung des Fleisches ausgesetzt sein, damit Du die Märtyrerkrone erringst. Wenn Du es auch nicht hören willst und mir verbietest, es zu sagen, es ist doch wahr: dem standhaften Kämpfer gehört der Siegerkranz, und „keiner wird gekrönt, er kämpfe denn recht". Mich aber kann keine Märtyrerkrone mehr schmücken, ich habe nicht mehr zu kämpfen. Wenn einmal der Stachel der Wollust einem genommen ist, da gibt es keinen Kampf mehr. Aber vielleicht ist es auch etwas wert, sich nicht mehr quälen zu müssen und durch eine schmerzliche Sekunde tausend Qualen der Zukunft erspart zu haben. Von aller Kreatur gilt ja das Wort: „Es verfaulete das Vieh in seinem Mist."

Aber ich klage nicht, daß mein Verdienst gering ist. Deines ist ja um so größer. Im Herrn aber sind wir beide nur Eins durch das heilige Sakrament der Ehe. Nichts in und an Dir ist mir fremd. Dein ist der Herr, denn Du bist seine Braut. So bin ich jetzt, wie ich schon sagte, Dein Knecht, ich, der ehdem Dein Herr war. Aber Liebe macht mich Dir untertan, nicht Furcht. Viel aber hoffe ich darum von Deiner frommen Unterstützung. Denn was der Herr mir selbst versagen würde, wird er mir auf Dein Gebet hin geben. Das muß mir heute mehr wert sein als je, denn umringt von täglichen Gefahren und in der Angst meiner verzagten Seele, kann ich kaum mehr atmen, kaum mehr beten. Und ich kann auch nicht so tun, wie jener fromme Eunuche, der aus der weitesten Ferne kam, um zu Gott in Jerusalem zu beten. Ich meine den Schatzmeister am Hofe der Königin der Äthiopier Candace. Zu ihm wurde der Apostel Philipp von einem Engel geschickt, als er wieder heimgekehrt war, um ihn zu dem Glauben zu bekehren, den er durch sein Gebet und das fleißige Lesen der heiligen Bücher verdient hatte. Da er ohne Unterlaß auf der Reise in ihnen las, trotzdem er ein Heide war, so ließ ihn Gottes Gnade in der Bibel jene Stelle finden, die dem Apostel dann die beste Möglichkeit gab, seine Bekehrung zu vollenden.

Hier ist nun ein Gebet, das ich aufgesetzt habe, damit ihr es leicht habt, nach meinem Wunsch

zu tun, und nichts die Erfüllung verzögere. Ich schicke es Dir, und ich bitte, daß Du es im Verein mit Deinen Mitschwestern demütig vor Gott sprichst.

„Gott, der Du vom Anbeginn der Welt an das Sakrament der Ehe geheiligt hast, indem Du das Weib aus einer Rippe des Mannes schufst, der Du die Ehe geehrt hast, indem Du selbst der Sohn eines Weibes bist und durch das Wunder von Kanaan diese Feierlichkeit gekrönt, der Du auch mir trotz meiner Zügellosigkeit und Schwäche die Ehe gestattet hast, verwirf nicht die Bitten Deiner niedrigen Dienerin. Ich bete hier zu Deiner heiligen Majestät für meine Sünden und die meines Geliebten. Verzeihe, Du gütiger Gott, der Du die Güte selbst bist, verzeihe uns unsere Sünden, so groß sie auch sind, und laß Deine unendliche Güte walten über unsere unendliche Schuld. Ich flehe Dich an, strafe die Schuldigen in diesem Leben und spare uns im ewigen Leben die Strafe! Strafe jetzt, nicht in alle Ewigkeit! Nimm gegen Deine Diener die Zuchtrute und nicht das zornige Schwert! Schlag unseren Körper und schone unsere Seele. Komm zu uns, um uns zu entsündigen, nicht als Rächer! Sei milde, nicht gerecht! Sei barmherziger Vater, nicht strenger Herr! Führ uns in Versuchung und prüfe uns, so wie es der Prophet von Dir für sich selbst erfleht hat im Sinne der Worte: ‚Sieh, wieviel Kraft ich habe, und bemiß darnach die Prüfung, die Du mir auferlegst!' Das ist der Trost, den

der heilige Paulus den Gläubigen in den Worten verspricht: ‚Denn Gott ist getreu, der euch nicht lässet versuchen über euer Vermögen, sondern macht, daß die Versuchung so ein Ende gewinne, daß ihr es könnet ertragen.' Du hast uns zueinander gegeben, Herr, und Du hast uns voneinander genommen, so wie es Dir gefallen hat. Willst Du nicht, Allmächtiger, das, was Du so milde begonnen hast, auch barmherzig zu Ende führen? Die, die Du in der Welt voneinander getrennt hast, vereinige sie für alle Ewigkeit im Himmel! Du bist unsere Hoffnung, unser Erbe, unsere Erwartung, unser Trost. Du, Herr, gelobt für alle Zeit. Amen." Ich grüße Dich im Namen Christi, Du Braut Christi, lebe im Angesicht des Herrn und für ihn! Amen.

SECHSTER BRIEF

HELOISE AN ABÄLARD

An ihren Herrn und Meister – seine unwürdige Magd.

DAMIT Du mich ja nicht ungehorsam schelten sollst, wird Dein Wunsch dem Ausdruck meiner unendlichen Schmerzen Zügel anlegen, und ich werde, wenn ich Dir schreibe, Worte meiden, die ich im Gespräche nur schwer, vielleicht überhaupt nicht unterdrücken könnte. Wahrhaftig, dem Herzen kann man nicht befehlen, wir haben es nicht in unserer Gewalt und müssen ihm vielmehr folgen. Das ist der Grund, weshalb keiner, wenn ihn die Leidenschaft treibt, seinen Trieb so sehr unterdrücken kann, daß nicht manchmal Taten geschehen, die er gar nicht recht will, oder daß er sich doch wenigstens in Worten Luft macht, so wie es schon in der Schrift steht: „Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über." Ich will also meine Hand hindern, aufzuschreiben, was ich meiner Zunge zu sagen nicht verbieten könnte. Wollte Gott, daß mein bedrücktes Herz ebenso gehorche wie die Hand, die Dir schreibt. Du kannst aber doch etwas tun, um meinen Schmerz zu lindern, wenn Du ihn auch nicht ganz von mir nehmen kannst. Denn ebenso wie ein Nagel den andern in die Wand treibt, so verdrängt ein neuer Gedanke den alten, und der Geist, mit neuen Dingen beschäftigt, verliert notwendigerweise die Erinnerung ans Frühere, beschäftigt

sich nicht mehr damit. Je mehr ein Gedanke uns in Anspruch nimmt, desto mehr scheucht er die Erinnerung an andere; je edler er ist, je natürlicher er uns erscheint, desto mehr erfüllt er uns. So erbitten nun wir alle, Deine Töchter, Dienerinnen des Herrn und im Herrn, von Deiner väterlichen Güte zwei Dinge, die wir sehr notwendig brauchen.

Das erste, was wir wünschen ist, daß Du uns mitteilst, welchen Ursprung die Frauenklöster haben, und was der wahre Sinn unseres Berufes ist. Das zweite ist, daß Du eine Ordensregel aufstellen und uns niedergeschrieben schicken sollst, die für Frauen paßt und für alle Ewigkeit Sinn und Ordnung unserer Gemeinschaft festlegt, was nie von den heiligen Vätern getan worden ist. Da eine solche Ordensregel nicht da ist, sind Männer und Frauen in den Klöstern derselben Regel unterworfen, und das gleiche Joch der klösterlichen Lebensweise liegt über dem schwachen Geschlecht wie über dem starken. Bisher wurde ja die Ordensregel des heiligen Benediktus im Bereiche der lateinischen Kirche ebenso von den Frauen wie von den Männern befolgt, trotzdem diese Regeln eigentlich nur für die Männer aufgeschrieben worden sind und nur Männer sie wirklich befolgen können, sowohl Niedere wie Obere.

Ich will nun nicht von allen Kapiteln dieser Ordensregel hier im einzelnen sprechen, aber gilt es wirklich für die Frauen, wenn da von

Kutten, Hosen, Skapulieren die Rede ist? Was sollen Frauen anfangen mit Bestimmungen über Unterkleider, über wollene Hemden, die doch für Frauen infolge der monatlichen Reinigung ihres Blutes ganz und gar nicht taugen? Was haben die Frauen zu schaffen mit dem Statut, das vorschreibt, daß der Abt das Evangelium selbst vorlesen soll und, nachdem er es gelesen hat, die Hymne anstimmen? Was mit jener anderen Regel, die die Tischordnung festsetzt, sagt, wo sich der Abt mit seinen Gästen und mit den Pilgern niedersetzen soll fern von den andern? Was davon geht uns an? Soll eine Äbtin niemals Gastfreundschaft gewähren? Oder soll sie mit den Männern, die zu Gaste sind, an einem Tische essen? O daß es doch nicht so schnell um das Herz des Menschen geschehen wäre, wenn irgendwo Männer und Frauen unter demselben Dache wohnen oder gar an einem Tische sitzen, wo doch die Völlerei herrscht und die Liebe zum Trunk und man dann recht leicht verleitet wird, vom Wein zu trinken, der die feurige Lust weckt! Der heilige Hieronymus sah diese Gefahr voraus, als er an seine Mutter und deren Tochter schrieb und ihnen sagte, es sei schwer, die Schamhaftigkeit in der Mitte von Festen zu bewahren. Auch Ovid, der doch wirklich in Dingen der Ausschweifung und der Lüste ein Kenner war, spricht in seiner „Ars amandi" lang und breit davon, wieviel Gelegenheit zur Hurerei Festmähler geben:

Netzte der Wein einmal die durstigen Flügel des Amor,
Bleibt er und steht nun fest an dem gewonnenen Ort;
Drauf nun kommt es zum Lachen; dann nimmt der Arme die Hörner;
Dann flieht der Kummer und Schmerz weg mit der Runzel der Stirn.
Oft dort raubten die Mädchen bereits der Jünglinge Herzen;
Feuer im Feuer entbrennt, lebet die Lieb in dem Wein.

Und wenn wiederum nur Frauen unsere Gastfreundschaft genießen, an unseren Tisch zugelassen sind, gibt es nicht auch da eine geheime Gefahr? Ich glaube doch; denn nichts dient eher dazu, eine Frau zu verführen, als die Kuppelei einer andern. Wem vertraut eine Frau am offensten ihr verdorbenes Herz an? Nur wiederum einer Frau. Das ist auch der Grund, weshalb der heilige Hieronymus die Frauen, die sich dem klösterlichen Leben gewidmet haben, so ermahnt, allen Verkehr mit denen aufzugeben, die in der Welt leben. Schließlich, wenn wir den Männern zwar die Gastfreundschaft verweigern, sie aber den Frauen gewähren, hieße das nicht unfreundlich sein gegen jene, deren Hilfe wir doch sehr notwendig brauchen? Hieße es nicht die Männer vor den Kopf stoßen, wenn wir ihnen so wenig oder gar nichts wiedergeben wollen, die uns doch so viel schenken?

Ich fürchte aber, daß die Worte des heiligen Jakobus unsere Verurteilung in sich schließen, wenn wir nicht die Ordensregel bis aufs letzte erfüllen. Ich meine die Worte: „So jemand das ganze Gesetz hält und sündigt an einem, der ists ganz schuldig", was also sagen will: derjenige, der zwar viel tut, aber nicht alles, ist doch schuldig; denn wenn er einen Punkt nicht befolgt, überschreitet er doch die Regel, die man Punkt für Punkt erfüllen muß, wenn man sie überhaupt erfüllen will. Das ist auch die Meinung des Apostels, wenn er hinzufügt: „Der gesagt hat: du sollst nicht ehebrechen, der hat auch gesagt: du sollst nicht töten. So du nun nicht ehebrichst, tötest aber, bist du ein Übertreter des Gesetzes." Das heißt genau so viel, als wenn er sagte, man wird schuldig, wenn nur ein Gebot nicht befolgt wird, gleichviel welches es ist. Gott hat ja das eine wie das andere festgesetzt, und darum: welches Gebot man auch verletzen mag, versündigt man sich gegen Gott, der ja seinen Willen nicht in einer einzigen Regel zusammengefaßt hat, sondern in allen gleichmäßig sich ausspricht.

Aber ich will gar nicht von jenen Ordensregeln sprechen, die wir ohne Gefahr gar nicht einhalten können. Hat man jemals gesehen, daß die Angehörigen eines Frauenklosters aus ihren Klosterräumen aufs Feld hinausgehen, um die Ernte einzuholen oder die Felder zu beackern? Oder ist es wirklich möglich, die Eignung der

Frauen, die in ein Kloster gehen wollen, innerhalb eines Probejahres zu erkennen? Genügt es, zu ihrer Ausbildung ihnen dreimal die Ordensregel vorzulesen, wie das die Ordensregel haben will? Kann es etwas Unsinnigeres geben, als einen Weg zu betreten, von dem man nicht weiß, wohin er führt, ja, der noch nicht eigentlich gangbar ist? Kann es etwas Törichteres geben, als ein Leben zu wählen und zu beginnen, das man noch gar nicht kennt, ein Gelübde zu tun, das man dann zu erfüllen gar nicht imstande ist? Wenn die Vernunft wirklich die Mutter aller Tugenden ist, wenn die Vernunft die Mittlerin alles Guten ist, kann man dann wahrhaftig etwas für gut und für eine Tugend halten, das sich weit von der Vernunft entfernt? Hieronymus hat wahrhaftig recht, wenn er sagt, daß jene Tugenden, die ohne Maß und Grenze sind, eher schon Laster genannt werden können. Nun, heißt es nicht wahrhaftig sich vom Wege der Klugheit und Vernunft weit entfernen, wenn man jemandem, ohne seine Kräfte abzuwägen, eine Arbeit aufträgt, die in keinem Verhältnis zu seiner Natur steht? Wer würde daran denken, einen Esel so beladen zu wollen wie einen Elefanten? Verlangt man von Kindern und Greisen, was man von erwachsenen Männern haben will? Von Schwachen, was nur Starke tun können? Von Kranken, was nur Gesunde vermögen? Von Frauen, was nur Männer können? Kurz, vom schwachen Geschlecht, was nur das starke kann?

Das drückt auch der heilige Vater Gregorius in dem 14. Kapitel seines „Pastoralis" dort, wo er von Ermahnungen und Geboten spricht, in den Sätzen aus: „Anders sind Männer zu ermahnen, anders Frauen; jenen kann man Schwereres zumuten, diesen nur Leichtes, Männer mögen sich in harter Übung bewähren, Frauen werden am besten durch Sanftmut und Milde gewonnen." Daran haben die Männer, die die Ordensregeln für die Mönche aufgestellt haben, wohl nicht gedacht, sie sprechen nicht nur gar nicht von Frauen, sondern man kann geradezu sagen, daß sie bei der Aufstellung ihrer Regel haben wissen müssen, daß diese für Frauen nicht passen. Ist es nicht klar, daß es nicht angeht, den Ochsen und die Kuh vor dasselbe Joch zu spannen und zu der gleichen Arbeit jene anzuhalten, die von Natur aus verschieden geartet sind?

Der heilige Benediktus hat denn auch diese Unterscheidung nicht vergessen. Er, erfüllt von aller Gerechtigkeit, die nur im Menschen sein kann, hat in seiner Ordensregel alles nach der Verschiedenheit der Zeiten und der Menschen angeordnet, so daß alles mit Maß geschehe, was er ja auch in seiner Regel ausdrücklich verlangt hat. Er beginnt zuerst mit dem, was den Abt selber angeht, trägt ihm auf, über seine Mönche so zu wachen, daß er bei jedem einzelnen Rücksicht nehme auf dessen besondere Fähigkeit und dessen besondere Kraft; und bestimmt, daß der Abt nicht nur acht geben solle, daß sich seine

Herde nicht zerstreue, sondern daß er auch die Freude erstreben solle, sie wachsen zu sehen. Er erinnert ihn, daß er immer an seine eigene Schwäche denken müsse und nie vergessen, daß man ein schwankendes Rohr nicht knicken dürfe. Daß er auch an die besonderen Umstände jeder einzelnen Zeit denken müsse und die Klugheit Jakobs sich vor Augen halten, der sagte: „Wenn ich meine Herde einen einzigen Tag übertreibe, sterben sie mir dann alle an einem einzigen Tage." Schließlich soll er sich von der Vernunft, dieser wahren Mutter der Tugend, leiten lassen, daß er jedes Ding so einrichte, daß es für die Starken passe und die Schwachen nicht abschrecke. In gerechter Übereinstimmung mit diesem System des Maßhaltens denkt er bei seinen Regeln sehr an Kinder, an Greise, an alle Gebrechlichen. Ja, er will, noch ans Kleinste denkend, daß jener Mönch, der den Vorlesedienst der Woche hat, und der Küchenmeister vor den andern seine Mahlzeit bekommt, daß in jeder einzelnen Kongregation Menge und besondere Art der Nahrung und der Getränke zu der besonderen Art der Mönche stimme. Alle diese Einzelheiten sind mit der größten Sorgfalt ausgearbeitet. Ebenso bestimmt er die Art der Fasten je nach den Jahreszeiten und die Menge der Arbeit, die dann in Übereinstimmung mit der Schwäche menschlicher Natur gefordert werden soll.
Sag mir, ich bitte, ob Du nicht auch glaubst, daß der, der diese Ordensregel für die Männer

so aufgestellt hat, daß alles der Zeit und der besonderen Art angepaßt sei, damit man sich ohne Bitternis und Murren den Anordnungen fügen könne, sag mir, ob Du nicht auch glaubst, daß dieser große Heilige niemals von den Frauen die Befolgung derselben Regel verlangt hätte als von den Männern? Er, der so darnach getrachtet hat, die Klosterregel zu erleichtern für Kinder, für Greise, für Gebrechliche, weil er eben ihre Gebrechlichkeit und ihre Schwäche erkannt hat, würde er nicht ebenso für die besonderen Erfordernisse des schwachen Geschlechts gesorgt haben, dessen gebrechliche und zarte Natur nur allzu bekannt ist? Man erkennt leicht, daß es eine Entfernung von aller Vernunft wäre, wenn man die Frauen verpflichten wollte, dieselbe Ordensregel zu befolgen wie die Männer, und so die gleiche Last den Schwachen aufbürden würde wie den Starken. Ich glaube fürwahr, daß es für unsere Schwäche genügen wird, wenn wir in den Tugenden der Demut und Keuschheit die Häupter der Kirche erreichen und jener die in frommen Gemeinschaften leben nach dem Worte des Evangeliums: „Wer seinem Meister gleicht, der ist vollendet." Es wäre sogar schon sehr viel für uns, wenn wir die Laienbrüder darin erreichen würden. Denn in dem Schwachen müssen wir bewundern, was bei dem Starken nur gering erscheint nach den Worten des Apostels: „Auch im Schwachen wohnt die Kraft."

Wahrhaftig, wir wollen die Frömmigkeit der Laien nicht unterschätzen. Zu ihnen müssen wir ja auch Abraham, David und Hiob zählen, trotzdem sie verehelicht waren. Man mag dazu die Worte anmerken, die der heilige Chrysostomus in der 7. Predigt über den Hebräerbrief gesagt hat: „Es gibt vielerlei Mittel, durch die man das böse Tier in seinem Innern einschläfern kann." Welche sind es? Arbeit, Lesen der heiligen Bücher, Nachtwachen. Aber was hat das für uns für eine Bedeutung, für uns, die wir ja doch keine Mönche sind? Warum sagst Du das aber mir? sage es lieber dem heiligen Paulus, der die Worte ausgesprochen hat: „Sei standhaft in deiner Demut und in deinen Gebeten" oder an einer andern Stelle: „Höre nicht auf die Stimme des Fleisches, damit dein Leib nicht geil werde." Er hat das nicht für die Mönche allein geschrieben, sondern für alle, die in geordneten Gemeinschaften leben. Wahrlich, der Laie soll sich vom Mönch nur in einer Sache trennen, dadurch, daß er im ehelichen Leben beharren darf. Das Gesetz erlaubt ihm das, ohne ihn deswegen von allen andern Pflichten zu entbinden. Darum ist er bis auf diesen einen Punkt gehalten, geradeso zu handeln wie die Mönche. Die Seligkeit, die uns Jesus Christus versprochen hat, ist nicht für die Mönche allein vorbehalten. Sonst würde ja die ganze Welt zugrunde gehen, wenn die Klöster alle tugendhaften Menschen vereinigen müßten. Wie sollte die Ehe ein

ehrenhafter Lebenszustand sein, wenn sie ein Hindernis für unser Heil abgäbe?
Es ist also ganz klar: wer außer den allgemeinen Vorschriften des Evangeliums auch noch Keuschheit zu seinen Eigenschaften zählen darf, der hat alles getan, was ein Mönch tun soll. Wollte Gott, daß unser Beruf uns dahin brächte, daß wir alle diese Vorschriften erfüllen, aber nicht übers Ziel hinausschießen. Wir wollen ja nicht mehr sein als gute Christen. Das ist auch, wenn ich es recht verstehe, der Grund gewesen, weshalb die heiligen Väter nicht ebenso für uns Frauen eine allgemein gültige Ordensregel aufgestellt haben wie für die Männer, weil sie unsere Schwäche nicht noch durch das Gesetz einer besonderen Regel drücken wollten. Denn vor den Augen hatten sie die Vorschrift des Apostels: „Das Gesetz richtet nur Zorn an; denn wo das Gesetz nicht ist, da ist auch keine Übertretung." Und dann: „Das Gesetz aber ist neben einkommen, auf daß die Sünde mächtiger wurde." Und doch hat sogar dieser Mann, der so sehr die Enthaltsamkeit gepredigt hat, Verständnis für die weibliche Schwäche gehabt und darum jungen Witwen geraten, sich nochmals zu verehelichen. Seine Worte lauten: „So will ich nun, daß die jungen Witwen freien, Kinder zeugen, Haus halten, dem Widersacher keine Ursach zu schelten geben." Der heilige Hieronymus, erfüllt von Verständnis für diese Worte, antwortet so der Jungfrau Eustochium,

die ihn gefragt hatte, was mit Frauen geschehen solle, die voreilig ein Gelübde abgelegt haben: „Wenn sogar diejenigen, die ihre Jungfräulichkeit bewahrt haben, wegen ihrer sonstigen Sünden nicht vorwurfsfrei sind: was wird erst denen geschehen, die die Glieder Christi preisgegeben und den Tempel des Heiligen Geistes in ein Freudenhaus verwandelt haben? Es ist dem Menschen besser, das Joch der Ehe auf sich zu nehmen und auf der ebenen Erde zu bleiben, als hoch hinaus zu wollen und schließlich in den Rachen der Hölle hinabzustürzen." Wohl überlegend, was für eine Gefahr voreilige Gelübde bringen können, sagt der heilige Augustinus in seinem Buch „Über die Keuschheit der Witwen" zu Julian gewendet: „Die, welche sich noch nicht gebunden hat, soll es sich wohl überlegen, hat sie aber einmal den Schritt getan, dann soll sie auch dabei bleiben. Man soll dem Widersacher keine Gelegenheit geben und Christus kein Opfer entziehen."

Auch die Beschlüsse der Konzile bestimmen in gerechter Würdigung der weiblichen Schwäche, daß keine Diakonissen vor ihrem 40. Jahre eingesetzt werden sollen und auch dann erst, wenn sie mancherlei Prüfung bestanden haben, während man zum Diakon schon im zwanzigsten Jahre gemacht werden kann. Es gibt ja auch Klöster, in denen die Mönche, die sich dort regulierte Chorherren nennen, eine besondere Ordensregel von dem heiligen Augustinus

angenommen haben und sich dann in nichts geringer achten als alle andern Klosterbrüder, trotzdem sie Fleisch essen und Leinenwäsche tragen. Wenn unsere Schwäche uns nur gestattet, so viel zu tun wie diese, soll das nicht genügen? So wird man, was die Nahrung anbelangt, uns zum Beispiel mehr erlauben dürfen als Männern, weil ja die Natur von selbst unser Geschlecht nüchterner geschaffen hat. Es ist allbekannt, daß die Frauen frugaler leben als die Männer, daß sie mäßiger sind als sie, und die Erfahrung sagt auch, daß sie sich nicht so sehr dem Trunke ergeben wie die Männer. Auch Theodosius Macrobius (in dem siebenten Buch der Saturnalien) bestätigt diese Ansicht mit den Worten: „Aristoteles sagt, daß die Frauen sich nur selten berauschen, alte Männer aber oft. Die Frau hat an sich einen von Feuchtigkeit durchdrungenen Körper, was ja schon die glatte und glänzende Haut der Frau zeigt oder die regelmäßigen Reinigungen ihres Organismus, die den Körper von überflüssiger Flüssigkeit befreien. Darum verliert der Wein, den eine Frau trinkt, indem er von der übrigen Feuchtigkeit aufgenommen wird, seine Kraft, und seine Hitze, einmal von der übrigen Feuchtigkeit zum Erlöschen gebracht, steigt nicht mehr so ins Hirn hinauf.“ An einer andern Stelle: „Man könnte den weiblichen Körper, der vielfachen Reinigungen unterliegt, auch einem Filter vergleichen durch die vielen Öffnungen, die er

hat und durch die die übermäßige Flüssigkeit nach außen dringt. Durch die vielen Öffnungen der weiblichen Haut strömt auch der Dunst des Weines aus, während bei den alten Männern der Körper trocken ist, was man auch an der rauhen und spröden Haut sehen kann." Darum möchte ich, daß Du überlegen sollst, ob es nicht gerechter und sogar zuverlässiger wäre, wenn man uns aus Rücksicht auf unsere schwächere Organisation Freiheit lassen würde zu essen und zu trinken, was wir wollen, da unsere Herzen sowieso nicht leicht der Unmäßigkeit und der Berauschtheit sich zuneigen werden. Unsere Frugalität bewahrt uns vor dem einen, und die Konstitution schützt uns, wie ich schon gesagt habe, vor dem andern Laster. Das muß für unsere schwachen Naturen genug sein; vielleicht ist es sogar viel für uns, wenn wir keusch und besitzlos lebend unsere Pflichten gegen Gott erfüllen und so in unserer Lebensweise den Häuptern der Kirche gleichkommen, den frommen Laien und schließlich auch jenen, die sich regulierte Chorherren nennen und sich rühmen, nach apostolischer Art zu leben. Ist es übrigens nicht sogar klug, wenn man denen, die sich Gott geweiht haben, die Möglichkeit läßt, über das, was sie gelobt haben, noch freiwillig hinauszugehen und so mehr zu tun, als in ihrem Gelübde steht? Jesus Christus sagt das wahre Wort: „Wenn ihr alles getan habt, so sprechet: wir sind unnütze Knechte, wir haben getan,

was wir schuldig waren." Man könnte noch klarer sagen: das sind wirklich nutzlose und wertlose Menschen ohne viel Bedeutung, die nur das tun, wozu sie verpflichtet sind, und nichts mehr aus Liebe darüber tun. An einer andern Stelle spricht der Herr davon, was man aus Liebe tun muß, und sagt im Bilde: „Wenn du noch etwas von dem Deinen dazu tun willst, so werde ich es dir zurückgeben, wenn ich wiederkomme." Wenn mehr unter denen, die jetzt leichtsinnig ein Klostergelübde ablegen, darauf achten würden, von welcher Art eigentlich der Stand ist, in den sie eintreten, und sorgsamer jedes Wort der Ordensregel in ihrem Herzen erwägen wollten, dann gäbe es später weniger törichte Verstöße, und es würden weniger Sünden aus Nachlässigkeit begangen werden. So aber leben alle die, die nun blind in Klöster eintreten, in ihnen noch zügelloser als vorher, sie mißachten ihre eigene Ordensregel ebenso leichthin, wie sie sie eben angenommen haben, ohne sie zu kennen, lassen sich dann von ihren Launen leiten und nennen das dann später Sitte und Gewohnheit.

Die Frauen sollen sich darum hüten, eine Last auf ihre Schultern zu nehmen, unter der wir die meisten Männer niederbrechen sehen, wenn sie sich nicht vorher ihren Pflichten entziehen. Wir müssen es einsehen, daß die Welt alt geworden ist, die Menschen wie alle Kreaturen ihre erste Kraft verloren haben. Nach den Worten Christi

darf man sagen: es fehlt nicht so sehr an der Liebe einzelner Menschen als an der aller Gläubigen. Die Menschen sind schwach geworden, und man muß deshalb die Regeln, die für sie aufgeschrieben worden sind, ändern, mildern. Der heilige Benediktus, der die Dinge so gesehen hat, gesteht selbst, daß er die Strenge der Klosterregeln gemindert hat und daß seine Regel, verglichen mit den früheren Gesetzen, eher eine Vorschrift der Rechtschaffenheit, eine Vorbereitung für das Klosterleben ist. „Diese Regel", sagt er, „haben wir verfaßt, damit sie uns, wenn wir nach ihr leben, ein Wegweiser zur Rechtschaffenheit oder die Grundlage unserer Lebensweise werde. Im übrigen, wer nach Vollkommenheit strebt, dem stehen die Lehren der heiligen Väter zu Gebote, deren Befolgung den Menschen zur Höhe der Vollendung emporführt." Und weiter: „Wer du auch seist, der du der himmlischen Heimat zustrebst, erfülle zuerst mit Christi Hilfe zur Vorübung das Geringe, das unsere Regel verlangt, alsdann erst wirst du unter Gottes Schutz zu den erhabenen Gipfeln der Weisheit und Tugend gelangen." Er sagt: die heiligen Väter hätten früher jeden Abend alle das ganze Brevier gesprochen, er aber habe in Anbetracht der Lauheit, die in der Welt herrscht, die Pflichten der Mönche so weit herabgesetzt, daß er die Psalmen auf die ganze Woche verteilt hat, so daß nun die Mönche sogar weniger Pflichten in dieser Hinsicht haben als die Kleriker.

Was ist es nun, das allen Geboten der Religion und aller klösterlichen Ruhe am meisten widerstrebt? Das, was die Üppigkeit erzeugt, unsere Sinne in Aufruhr bringt, unsere Gottähnlichkeit zerstört, die Vernunft, die uns von allem übrigen Lebenden unterscheidet, vernichtet? Es ist der Wein; und die Heilige Schrift sagt das rechte Wort: „Viel gefährlicher als alle Nahrung ist der Wein" und warnt deshalb vor ihm. Der große weise Salomon redet von ihm in seinen Sprüchen so: „Der Wein macht lose Leute, und starkes Getränk macht wild; wer dazu Lust hat, wird nimmer weise ... Wo ist Weh, wo ist Leid? Wo ist Zank? Wo ist Klagen? Wo sind Wunden ohne Ursach? Wo sind rote Augen? Nämlich wo man beim Wein liegt und kommt auszusaufen, was eingeschenket ist. Siehe den Wein nicht an, daß er so rot ist und im Glase so schön stehet. Er gehet glatt ein, aber danach beißt er wie eine Schlange und sticht wie eine Otter. So werden deine Augen nach andern Weibern sehen, und dein Herz wird verkehrte Dinge reden. Und du wirst sein wie einer, der mitten im Meer schläft, wie ein Steuermann, der eingeschlafen ist und das Ruder verloren hat. Und du wirst sprechen: Sie schlagen mich, aber es tut nicht wehe, sie zerren mich hin und her, aber ich fühle es nicht. Wann will ich aufwachen, daß ich wiederum Wein finde?" Und dann: „O nicht den Königen, Lamuel, gib den Königen nicht Wein zu trinken, denn nichts

bleibt geheim, wo die Trunkenheit herrscht. Sie möchten trinken und der Rechte vergessen und verändern die Sache irgend der armen Leute." Auch im Buche Sirach steht geschrieben: „Wein und die Weiber betören die Weisen." Ebenso entrüstet sich der heilige Hieronymus in seiner Schrift an Nepotianus „Über das Benehmen der Kleriker" sehr darüber, daß im Alten Testament Zeugnis dafür ist, daß früher die Priester sich viel mehr vom Trunke ferngehalten haben als jetzt. Er sagt: „Rieche nicht an den Wein, damit du dir nicht das Wort des Philosophen sagen lassen mußt: hoc non est osculum porrigere, sed vinum propinare (das heißt nicht küssen, sondern die Schale zum Munde führen)." Der Apostel verurteilt hart jene Priester, die nach Wein riechen, und das alte Gesetz verbietet ihnen den Genuß des Weines überhaupt. „Die den Gottesdienst am Altare versehen, sollen weder Wein noch Gegorenes trinken." Hebräisch heißt „Sicera" jedes berauschende Getränk ohne Unterschied der Art, wie es erzeugt wird, ob aus dem gegorenen Saft der Früchte oder aus Honig, aus Kräutern, aus Palmenfrüchten oder sonst aus irgendwelchen Früchten, die man siedet. „Alles, was berauscht und dir den Verstand nimmt, das fliehe ebenso wie den Wein." So steht es also um den Wein, daß man ihn von der Tafel der Könige entfernt hat, daß er den Priestern der Juden ganz und gar verboten

war und für das gefährlichste der Getränke erklärt. Und doch war der heilige Benedik=tus, dieser große und von gerechtem Geiste er=füllte Mann, durch die Lauheit seiner Zeit ge=zwungen, den Wein den Mönchen zu gestatten. Er sagt: „Wir lesen zwar, daß der Wein für die Mönche überhaupt nichts sei, allein weil man in unserer Zeit die Mönche davon doch nicht überzeugen kann usw." Er verweist da, wenn ich mich nicht irre, auf die Worte, die er in dem „Leben der Väter" gelesen hat: „Man hatte einem Vater von einem Mönche gesagt, daß er keinen Wein trinke, worauf dieser erwiderte: ‚Der Wein ist überhaupt nicht für Mönche.'" Und dort steht dann noch: „Eines Tages feierte man die Messe auf dem Berge des Vaters Antonius und fand daselbst ein Gefäß mit Wein. Einer der Alten hob es auf und brachte einen Becher voll dem Vater Sisoi. Der trank ihn aus, nahm zum zweitenmal und leerte ihn wieder. Als ihm aber zum drittenmal angeboten wurde, wies ers zurück und sagte: ‚Laß genug sein, Bruder, ver=gissest du, daß der Teufel darin steckt?'" Und weiter wird von dem Vater Sisoi gesagt: „Abra=ham sagte zu seinen Schülern: ‚Wenn man an einem Feiertag oder Sonntag zur Kirche geht und trinkt drei Kelche Wein, ist das nicht zu viel?' Und es antwortete der Alte: ‚Es wäre nicht zu viel, wenn der Satan nicht wäre.'"
Und nun sag mir, ich bitte Dich, wo steht es denn überhaupt geschrieben, daß das Fleisch

nach dem Gebot des Herrn etwas Übles sein soll und daher den Mönchen verboten? Man muß einmal darüber nachdenken, wodurch sich der heilige Benediktus bewogen gefühlt hat, die Klosterregel in dem überhaupt gefährlichsten und heikelsten Punkte, was nämlich den Wein anbelangt, zu ändern. Weil er wußte, daß er da die größten Schwierigkeiten bei den Mönchen haben würde. Er meinte ohne Zweifel, daß er in seiner Zeit die Mönche sowieso nicht dahinbringen würde, auf den Wein zu verzichten. Wollte Gott, daß man in unserer Zeit nun ebenso klug sei und auf gleiche Weise es mit allen jenen Dingen halte, die weder gut noch schlecht sind, sondern gleichgültig. Und wenn dann der Beruf des klösterlichen Lebens von einem nichts verlangen würde, wozu man sich nicht auch aus eigenem Willen entschlösse, dann würden alle diese gleichgültigen Dinge, die kein Ärgernis erregen, eben gestattet sein, und man brauchte nur ganz einfach alles das zu verbieten, was eben sündhaft ist. So könnte man es halten, was die Nahrung und die Kleidung betrifft, und jeder würde sich einfach das anschaffen, was das Billigste ist, und überall das, was eben das Bedürfnis verlangt, nehmen und nichts tun, was überflüssig ist. Man soll sich wahrhaftig nicht so viel um die Dinge kümmern, die uns nicht wirklich für das Reich Gottes vorbereiten oder ihm wohlgefällig machen. Das alles aber sind Äußerlichkeiten, die

ebenso für die Berufenen da sind wie für die Erwählten, für die Heuchler wie für die wahrhaften Gläubigen. Nichts trennt Juden und Christen so sehr als die Unterscheidung zwischen äußerem Tun und innerem. Nur die Milde scheidet die wahren Kinder Gottes von den Kindern des Teufels, jene wahre Liebe, die der Apostel die letzte Vollendung des Gesetzes nennt. Dieser Apostel setzt denn auch den Wert der Taten niedriger als die wahre fromme Gesinnung und ruft in diesem Sinne den Juden zu: „Wo bleibt nun der Ruhm? Er ist aus. Durch welch Gesetz? Durch der Werke Gesetz? Nicht also, sondern durch des Glaubens Gesetz. So halten wir es nun, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben." Und dann noch: „Ist Abraham durch die Werke gerecht, so hat er wohl Ruhm, aber nicht vor Gott. Was saget aber die Schrift? Abraham hat Gott geglaubt, und das ward ihm zur Gerechtigkeit gerechnet." Und weiterhin sagt er: „Dem, der nicht mit Werken umgeht, glaubet aber an den, der die Gottlosen gerecht macht, dem wird sein Glaube gerechnet zur Gerechtigkeit, nach dem Vorsatz der Gnade Gottes." Derselbe Apostel erlaubt denn auch den Christen den Genuß des Fleisches und trennt so das Wesentliche vom Unwesentlichen. Er sagt: „Das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken, sondern Gerechtigkeit und Friede und Freude im Heiligen Geist. Es ist zwar alles rein, aber es ist nicht

gut dem, der es isset mit einem Anstoß seines Gewissens. Es ist viel besser, du essest kein Fleisch und trinkest keinen Wein oder das, daran sich dein Bruder stößt oder ärgert oder schwach wird." In diesen Worten ist also keine Nahrung im besondern untersagt, sondern immer nur das Ärgernis, das aus dem Tun entstehen kann. Es ist ja auch geschehen, daß getaufte Juden sich darüber entrüstet haben, daß Christen Speisen aßen, die das alte mosaische Gesetz verboten hat. Das ist die Art von Ärgernis, die Petrus vermeiden wollte, und darüber klärte ihn der heilige Paulus zu seinem Wohl, allerdings mit einigem Tadel, auf in jenen Worten, die der dann selbst in seinem Briefe an die Galater mitteilt. Ebenso heißt es im Korintherbrief: „Die Speise macht uns nicht besser vor Gott", und er kommt dann noch einmal darauf zurück: „Alles, was feil ist auf dem Fleischmarkt, das esset . . . denn die Erde ist des Herrn und was drinnen ist." Und dann an die Kolosser: „So lasset nun niemand euch Gewissen machen über Speise oder über Trank", und gleich darauf: „So ihr denn nun abgestorben seid mit Christus den Satzungen der Welt, was lasset ihr euch dann fangen mit Satzungen, als lebtet ihr noch in der Welt, die da sagen: du sollst das nicht angreifen, du sollst das nicht kosten, du sollst das nicht anrühren, welches sich doch alles unter Händen verzehret, und ist Menschengebot und Lehre."
Er nennt diese primitiven Regeln „Satzungen der

Welt", weil sie sich auf körperliche Dinge beziehen, ein primitives und noch ganz fleischliches Geschlecht sie zur ersten Übung bekam, wie man in der Schule eben mit dem Alphabet anfängt. Diesen primitiven Geboten, die sich auf Fleischliches richten, sind jene aber entwachsen, die in Christo leben; sie haben mit ihnen nichts mehr zu tun, sie leben ja nicht mehr in der Welt unter Menschen, denen nur das Irdische und das Materielle gilt und die darum Unterschiede machen zwischen der einen Nahrung und der andern, zwischen dem einen Dinge und dem andern, sagen: du darfst das nicht anrühren oder jenes nicht kosten, denn diese oder jene Dinge bringen der Seele Verderben, wenn man sie nämlich, um mit dem Apostel zu reden, so oder so kostet oder berührt. Man kann sie aber auch demütig hinnehmen und gebrauchen. Das alles aber ist die Art von äußerlichen, dem Fleische hingegebenen Menschen, die Weise jener, die nur nach dem Körper sehen, nicht aber die des Herrn und seiner Diener. Christus hat doch gewiß damals, als er seine Jünger ausgesandt hat, um das Evangelium zu predigen, jede Art von Ärgernis vermeiden wollen. Trotzdem erlaubte er ihnen, alle Speisen zu genießen, damit sie dort, wo sie aufgenommen werden, ebenso leben könnten wie ihre Wirte, mit ihnen trinken und essen, was man ihnen eben bot. Der heilige Paulus sah in seiner Einsicht voraus, daß es einmal notwendig sein würde, diese Lehre des

Herrn, die auch die seine war, wieder zu ändern, als er nämlich an Timotheus schrieb: „Der Geist aber saget deutlich, daß in den letzten Zeiten werden etliche von dem Glauben abtreten und anhangen den verführerischen Geistern und Lehren der Teufel durch die, so in Gleisnerei Lügenredner sind, und verbieten, ehelich zu werden und zu meiden die Speise, die Gott geschaffen hat, zu nehmen mit Danksagung, den Gläubigen und denen, die die Wahrheit erkennen. Denn alle Kreatur Gottes ist gut und nichts verwerflich, das mit Danksagung empfangen wird. Denn es wird geheiliget durch das Wort Gottes und Gebet. Wenn du den Brüdern solches vorhältst, so wirst du ein guter Diener Jesu Christi sein, auferzogen in den Worten des Glaubens und der guten Lehre, bei welcher du immerdar gewesen bist." Und schließlich, wenn man so mit den Augen des Körpers nach den äußeren Zeichen der Enthaltsamkeit werten würde, müßte man da nicht Johannes und seine Jünger, die die Enthaltsamkeit und die Kasteiungen ins letzte getrieben haben, höher stellen als Christus selbst und seine Jünger? Die Jünger des heiligen Johannes, die sich noch an Äußerlichkeiten hielten, die noch nach dem Beispiel der Juden handelten, murrten ja auch gegen Christus und seine Jünger und fragten ihn: „Warum fasten wir und die Pharisäer so viel, und deine Jünger fasten nicht?" Der heilige Augustinus, der auf den Grund dieser Über-

legungen ging und denn auch merkte, wieviel zwischen der wahren Tugend und ihrem Schein liegt, erkennt, daß die äußeren Dinge, die man tut, nicht viel mit unserem wirklichen Verdienst zu tun haben. Er spricht denn auch in seiner Schrift „Über das Gute der Ehe" aus: „Keuschheit ist nicht eine Tugend des Leibes, sondern der Seele. Tugenden der Seele aber zeigen sich bisweilen am Körper, bisweilen betätigen sie sich in der Gesinnung: so wird die Tugend der Märtyrer offenbar, wenn sie körperliche Leiden erdulden." Dann sagt er: „Hiob besaß schon vorher die Geduld, dem Herrn war sie bekannt, und er legte Zeugnis davon ab, aber die Menschen lernten sie erst durch die Prüfungen und Heimsuchungen kennen, die er durchzumachen hatte." Und dann: „Um aber ganz deutlich zu machen, daß die Tugend in der Gesinnung bestehen könne, auch ohne äußerlich sichtbares Werk, so will ich ein Beispiel anführen, das jeden Gläubigen überzeugen wird. Daß der Herr Jesus in Wirklichkeit gehungert und gedürstet, gegessen und getrunken habe, daran zweifelt keiner, der an das Evangelium glaubt. Stand er darum in der Tugend der Enthaltsamkeit von Speise und Trank vielleicht Johannes dem Täufer nach? Denn: Johannes ist kommen, aß nicht Brot und trank keinen Wein, so sagten sie: er hat den Teufel. Des Menschen Sohn ist kommen, isset und trinket, so sagen sie: siehe der Mensch ist ein Fresser und Weinsäufer, der Zöllner und

Sünder Freund." Und nachdem er von Johannes und von sich selber solches gesagt, fügte er noch hinzu: „Die Weisheit ist gerechtfertigt worden durch ihre Kinder, welche sehen, daß es bei der Tugend der Enthaltsamkeit allezeit in erster Linie auf die Beschaffenheit des Herzens ankomme, daß sie sich aber je nach der Zeit und Gelegenheit auch äußerlich betätige wie die Tugend der heiligen Märtyrer durch ihre Geduld im Leiden. Darum ist das Verdienst des Petrus, der den Märtyrertod erlitten, nicht größer als das des Johannes, der nicht gelitten hat; auch hat sich Johannes, der nie verehelicht war, durch seine Enthaltsamkeit kein größeres Verdienst erworben als Abraham, der Kinder gezeugt hat: beide haben an ihrem Teil und zu ihrer Zeit Christo gedient, der eine im ehelosen Stand, der andere in der Ehe. Aber Johannes hat die Enthaltsamkeit auch äußerlich betätigt, Abraham übte sie nur in der Gesinnung. Auf die Tage der Patriarchen folgte eine Zeit, in welcher durch das Gesetz jeder verdammt wurde, der in Israel keine Nachkommenschaft erzeugte; dennoch traf denjenigen nicht der Fluch des Gesetzes, der unfähig war, Kinder zu erzeugen. Nun aber ist die Fülle der Zeiten erschienen, wo es heißt: Wer es fassen kann, der fasse es; wer da hat, der wirke Werke; wer aber nicht Werke wirken will, der sage nicht, daß er etwas in sich habe." In diesen Worten kann man deutlich lesen, daß vor Gott nur das Verdienst entscheidet und daß

jene, die gleich sind an Tugend, wenn auch ihre Werke von verschiedener Art sind, vom Himmel gleich belohnt werden. Die wahren Christen kümmern sich deswegen auch nur um den inneren Menschen, den sie von seinen Sünden befreien und mit neuen Tugenden schmücken wollen, und geben gar keine Obacht auf den äußeren Menschen. Wir wissen denn auch, daß die Jünger des Herrn selbst so grobschlächtig, man könnte beinahe sagen ohne jeden Anstand in der Anwesenheit des Herrn sich benahmen, daß sie alle Schicklichkeit und alle Regeln des Benehmens vergaßen. Wenn sie über ein Feld kamen, scheuten sie sich nicht, die Ähren aus der Erde zu reißen, ihnen das Korn zu entnehmen und dies dann wie die Kinder zu verzehren. Sie gaben sich nicht die Mühe, ihre Hände zu waschen, bevor sie aßen, und wurden deswegen unreinlich gescholten. Aber der Herr entschuldigte sie. „Das ist es nicht, was den Menschen unrein macht," sagte er, „wenn man mit den schmutzigen Händen ißt." Und er fügt dann auch gleich hinzu: daß die Seele von solchen Äußerlichkeiten nicht befleckt wird. Sondern nur durch jene Dinge, die mit dem Herzen zu tun haben, mit der Seele, und das sind, sagt er, Gedanken, Ehebrüche, Morde und so weiter. Denn solange die Seele nicht durch einen bösen Willen vergiftet ist, kann auch das, was von ihr in die Welt dringt, keine Sünde sein. Hier erklärt er denn auch, daß Ehebruch und Mord wahrhaftig aus der Seele kom-

men, sie können begangen werden, ohne daß der Körper etwas damit zu tun hat. Nach den Worten: „Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen." Und: „Wer seinen Bruder haßt, tötet ihn." Die tatsächliche Gewalt, die Tötung an sich bedeutet nun noch nichts, wenn zum Beispiel eine Frau einfach das Opfer einer Gewalttat wird oder wenn ein Richter aus guten Gründen gezwungen ist, einen Schuldigen sterben zu lassen. „Denn kein Mörder", heißt es in der Schrift, „hat Teil am Reiche Gottes."

Man darf also weniger an die wirklichen Taten denken als an den Geist, in dem sie getan werden, wenn man Ihm gefallen will, der in die Herzen sieht und das Innerste prüft, der im Dunkeln schauen kann und die geheimsten Handlungen der Menschen richtet. So sagt der heilige Paulus: „Es wird gerichtet nach dem Evangelium", das heißt nach meiner Lehre. Deshalb ist das Scherflein der Witwe, die nur zwei kleine Münzen geben konnte, die zusammen einen Heller ausmachten, allen reichen Gaben der Reichen vorzuziehen, zu denen gesprochen wird: „Du bedarfst nicht meiner Güter." So muß man denn auch das Almosen nach seinem Geber beurteilen, nicht aber den, der etwas herschenkt, nach seiner Gabe. Es steht ja auch in der Schrift: „Der Herr war gnädig zu Abel und zu seinem Opfer." Das heißt, er sah sich vorher die Frömmigkeit dessen an, der opferte, und um seinetwillen war ihm dann

das Opfer angenehm. Es ist die wahre Einfalt und Frömmigkeit des Herzens, die vor den Augen Gottes um so mehr Wert hat, je weniger man auf Äußerlichkeiten achtet.

So fährt denn auch der Apostel in seinem schon früher erwähnten Briefe an Timotheus, nachdem er eine größere Freiheit in der Wahl der Speisen erlaubt hat, im gleichen Sinne fort von der körperlichen Arbeit zu sprechen: „Übe dich selbst in der Gottseligkeit; denn die leibliche Übung ist wenig nutz, aber die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens." Denn wer seine Seele Gott empfiehlt, bekommt von ihm hier auf Erden, was er braucht, und im andern Leben die ewige Seligkeit. Was anderes sollten uns diese Vorschriften lehren, als wahrhaft christlich zu leben, so wie Jakob für unseren Vater aus dem, was die Haustiere hergeben, Nahrung zu bereiten, statt wie Esau auf Wildpret zu fahnden, kurz nach jüdischer Art sich an Äußerlichkeiten zu halten. Das ist es auch, was den Psalmensänger sagen läßt: „Vor mir sind, o mein Gott, die Gelübde, die ich dir getan, und ich will sie lösen, indem ich dich preise." Und an diese Worte mag man die des Dichters reihen: „Suche nichts außer dir selbst."

Man könnte noch unzählige andere Stellen aus den Büchern heiliger oder profaner Autoren anführen, die uns darüber belehren, wie wenig Wichtigkeit äußeres Tun hat, so daß man es so-

gar gleichgültig nennen kann. Sonst müßte man ja wirklich die Werke des Gesetzes und das unerträgliche Joch der Knechtschaft der Freiheit des Evangeliums und dem sanften Joch Jesu Christi, dessen Last leicht ist, vorziehen. Jesus selbst spricht, indem er uns auffordert, sein sanftes Joch und diese leichte Last zu tragen: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid." Auch der Apostel Paulus sagt dann im gleichen Sinne, als er getaufte Juden, die noch glaubten, die Gebote des alten Gesetzes einhalten zu müssen, tadelt, nach dem Berichte der Apostelgeschichte: „Ihr Männer, lieben Brüder, was versucht ihr denn nun Gott mit Auflegen des Jochs auf der Jünger Hälse, welches weder unsere Väter noch wir haben mögen tragen. Sondern wir glauben durch die Gnade des Herrn Jesu Christi selig zu werden, gleicherweise wie auch sie."

So flehe ich denn, daß Du, der Du nicht allein ein Schüler des Herrn bist, sondern in Wahrheit nach dem Vorbilde jenes Apostels bist in Deiner Weisheit ebenso wie Deinem Namen nach, daß Du uns in der Ordensregel, die ich von Dir erbitte, nur solche Werke vorschreibst, die der Schwäche unserer Natur entsprechen, damit wir uns dann ganz dem Dienste des Herrn widmen können. Das ist ja auch jene Art von Dienst, die der Herr erwartet, er, der alle äußerlichen Opfer zurückweist. Ich sage das nicht, um alle körperliche Arbeit von uns zurückzu-

weisen. Sie soll sein, wenn sie die Not erfordert. Aber ich halte diese Art von Tätigkeit durchaus nicht für gar so wertvoll, weil sie dem Leibe dient und uns schließlich doch vom heiligen Gottesdienst entfernt. Ich richte mich nach den Worten des Apostels, in denen ausdrücklich von jenen Frauen, die sich Gott geweiht haben, gesagt wird, daß sie das Vorrecht genießen sollen, durch fremde Wohltätigkeit gespeist zu werden, nicht vom Ertrage eigener Arbeit. Das ist es auch, was den heiligen Paulus veranlaßt hat, in seinem Briefe an Timotheus zu sagen: „So aber ein Gläubiger Witwen hat, der versorge dieselben und lasse die Gemeine nicht beschweret werden; auf daß die, so rechte Witwen sind, genug haben." Er nennt „rechte" Witwen die Frauen, die sich Christus geweiht haben, denen nicht nur der Mann gestorben ist, sondern für die die ganze Welt versunken ist und die selbst für die Welt gestorben sind. Dieses sind die Witwen, die ein gutes Recht haben, von der Kirche erhalten zu werden als die Hinterlassenschaften ihres himmlischen Bräutigams. So hat der Herr selbst seine Mutter lieber einem Apostel anvertraut als ihrem Ehemann, und die Apostel selbst haben sieben Diakonen eingesetzt, das heißt sieben Diener der Kirche, um Sorge zu tragen für die heiligen Frauen. Mir ist ja allerdings auch bekannt, daß der Apostel in seinem Briefe an die Thessalonicher jene getadelt hat, die müßig und beschaulich leben. Er ist so weit gegangen, daß er ge-

sagt hat: Niemand soll essen, der nicht arbeitet. Es ist auch bekannt, daß der heilige Benediktus die Handarbeit geradezu angeordnet hat, um das müßige Leben zu verhindern. Aber saß nicht auch Maria müßig zu den Füßen des Herrn, um seinen Worten zu lauschen? Martha aber, die für sie und den Herrn arbeitete, murrte eifersüchtig gegen die faule Schwester, sie hätte allein die Last des Tages und die Hitze zu tragen. Ebenso sehen wir auch heute oft jene, die sich mit äußeren Dingen abmühen, murren, wenn sie denen die Früchte der Erde liefern, die sich mit geistlichen Dingen beschäftigen, und oft klagen solche Menschen weniger über den Zehnten, den ihnen tyrannische Herrscher abnehmen, als über die paar Groschen, die sie Menschen zu geben gezwungen sind, die sie zwar Nichtstuer nennen und Müßiggänger, die aber doch mehr tun als nur die Worte des Herrn anhören, denn sie lesen sie und singen sie ja auch beim Hochamt. Die Murrenden denken nicht daran, daß es nach den Worten des Apostels nur gerecht ist, die irdischen Dinge mit jenen zu teilen, die sich mit den himmlischen beschäftigen. Schon das alte Gesetz hat diese mäßige Gunst den Dienern der Kirche zugestanden; der Stamm der Leviten durfte ja keinen erblichen Landbesitz bekommen, damit ihn nichts hindere, dem Herrn zu dienen. Dafür sollten sie von der Arbeit, von dem Ertrage der anderen Zehnten und Abgaben erheben.

Vor allem aber ist es der Gottesdienst und die Verteilung der Psalmen, für die wir Deine Aufmerksamkeit erbitten. Trage in dieser Hinsicht unserer Schwäche Rechnung. Und was das Fasten, die Mäßigkeit angeht — da mußt Du überlegen, ob es noch besonderer Vorschriften für uns bedarf über die hinaus, die allen Christen gelten. Jedenfalls müßte es sich da eher um wirkliche Unmäßigkeit handeln als um den einfachen Genuß von Speise und Trank. Wie immer, bestimme, was für uns am ehesten taugt. Richte es so ein, daß wir es nicht notwendig haben, immer dieselben Psalmen zu singen, wenn wir den ganzen Psalter im Laufe einer Woche immer wiederholen müßten. Wohl hat der heilige Benediktus die Psalmen für die Woche eingeteilt; aber er hat auch angemerkt, daß seine Nachkommen selbst eine andere Verteilung treffen dürfen, wenn sie sich besser schickt, da er wohl vorausgesehen hat, daß im Laufe der Zeiten die Herrlichkeit der Kirche wachsen werde und daß auf dem einfachen Fundament, auf dem sie erbaut ist, allmählich ein bewunderungswürdiges Bauwerk erstehen wird. Wir bitten aber, daß Du vor allem andern anordnest, wie wir das Evangelium lesen sollen und wie es mit den nächtlichen Vigilien gehalten werden soll. Es scheint mir sehr gefährlich, daß wir zur nächtlichen Stunde Priester oder Diakonen in unser Kloster lassen sollen, um uns vorlesen zu lassen. Wir möchten um jeden Preis den Anblick und

die Nähe von Männern vermeiden, um uns Gott aufrichtiger widmen zu können und weniger der Versuchung ausgesetzt zu sein. Dein Amt ist es, Herr, solange Du noch lebst, unsere Ordensregel festzusetzen, und wir werden sie dann immer befolgen. Denn nach Gott bist Du der Gründer dieses Klosters. Durch die Gnade Gottes bist Du der Schöpfer unserer Vereinigung, sei nun mit Gott der Gesetzgeber, der unsere Ordensregel aufstellt. Vielleicht haben wir nach Dir einen andern Oberen, der auf anderm Grunde bauen möchte. Wir fürchten, daß unser künftiger Oberer weniger Sorge um uns tragen würde oder wir ihm weniger gehorchen würden. Vielleicht hätte er auch den guten Willen, aber nicht die gleiche Kraft wie Du. Sprich Du also zu uns, und wir werden Dir gehorchen. Leb wohl.

SIEBENTER BRIEF

ABÄLARD AN HELOISE

TEURE Schwester, Deine Liebe verlangt von mir für Dich und die Deinen Aufklärung über den Orden, dem Du angehörst. Ich will Dir, so gut ich es kurz kann, sagen, welches der Ursprung des Nonnenstandes ist. Der Orden der Mönche und Nonnen hat von unserem Herrn Jesus Christus seine erste, grundlegende Form empfangen, allerdings hat es auch schon vor seiner Menschwerdung gewissermaßen Keime des Standes unter beiden Geschlechtern gegeben. Denn der heilige Hieronymus schreibt schon an Eustachium: „Die Söhne der Propheten, die im Alten Testamente als Mönche erwähnt werden . . ." Der heilige Lukas erinnert ja auch daran, daß Hanna als Witwe sich dem Tempeldienst und dem Gottesdienst geweiht hat, daß sie zusammen mit Timeon der Ehre gewürdigt worden ist, den Herrn im Tempel zu empfangen, und ihr prophetische Gaben verliehen waren. Dann, als die Zeit gekommen war und Jesus Christus, der die Krönung aller Gerechtigkeit und aller Tugend ist, erschien, um zu vollenden, was angefangen war, um zu entschleiern, was noch unbekannt war, da hat er eben, so wie er die beiden Geschlechter zu sich rief und erlöste, sie auch wieder in mönchischer Gemeinschaft versammelt. Dadurch hat er die Grundformen des klösterlichen Standes

für Männer und für Frauen festgelegt, sein eigenes Leben ihnen als Beispiel gesetzt. Wir lesen, daß seine Mutter und andere heilige Frauen ihm durch die gleiche Gemeinschaft verbunden waren wie die Apostel und seine Jünger. Sie hatten so der Welt entsagt und sich alles irdischen Gutes entledigt, um nur Jesus anzugehören, wie es geschrieben steht: „Der Herr ist mein Erbteil." So haben sie auch bis aufs letzte vollbracht, was man tun soll, nach der von dem Herrn festgesetzten Regel: die Welt hinter sich lassen, um in die heilige Lebensgemeinschaft einzutreten nach den Worten: „Wer nicht verleugnet alles, was er hat, der kann nicht mein Jünger sein."

Und mit welcher Liebe haben diese heiligen Frauen, die man wahrhaftig Nonnen nennen kann, dem Herrn Folge geleistet! Wie hat auch Jesus Christus selbst ihnen gedankt! Und seine Apostel eiferten ihm dann nach in ihrer Ehrung. Das sind Tatsachen, die die heilige Geschichte erzählt. Wir lesen im Evangelium, daß der Herr einen Pharisäer, der ihn bewirtete, für sein Murren bestraft hat und den Liebesdienst einer sündigen Frau viel höher bewertete als die unaufrichtige Gastfreundlichkeit des Mannes. Wir lesen auch: als Lazarus wieder auferstanden war und sie mit vielen andern beim Mahle saßen, Martha, seine Schwester, sich darum kümmerte, daß alles beim Mahle in Ordnung war, da goß Maria ein Gefäß mit köstlicher Salbe über die

Füße des Herrn aus, und sie trocknete dann mit ihren Haaren seine Füße. Das ganze Haus aber war von dem herrlichen Dufte der Salbe erfüllt. Judas wurde neidisch, weil es so viel Geld gekostet hatte, und auch die andern Jünger entrüsteten sich, daß dieses viele Geld so in der Luft aufging. So kümmerte sich also Martha um das Mahl, Maria bereitete den Duft, der den Herrn einhüllt. Die eine sorgt so für seine innere Erquickung, die andere für seinen äußeren Menschen.

Das Evangelium erwähnt nur von Frauen, daß sie sich dem Herrn geweiht haben. Daß sie all ihr Gut hingegeben haben, um ihm täglich Nahrung zu geben, und ihn gegen alle Not des Lebens geschützt. Er selbst bediente ja seine Jünger bei Tisch, er selbst wusch ihnen demütig die Füße, und wir hören nichts davon, daß er jemals von ihnen oder von andern Männern solche Dienste sich hat erweisen lassen. Nur Frauen waren es, wie gesagt, die ihm in solchen menschlichen Dingen Hilfe leisten durften; Martha durch die Bewirtung und Maria durch die Fußwaschung erfüllten die Pflichten gegen ihn, die er für die Jünger auf sich genommen hatte; und die eine war um so eifriger dabei, da sie früher sündhaft gewesen war. Der Herr goß Wasser in eine Schale, um die Füße seiner Jünger zu waschen. Mit Tränen aber, die aus ihrer tiefen Reue kamen, nicht mit Wasser, wusch Maria die Füße des Herrn. Christus trocknete mit

einem Leinentuche die Füße seiner Jünger, sie aber nahm statt eines Tuches ihre Haare. Dazu benutzte sie noch heilsame Salben, was Christus nicht getan. Man weiß auch, daß diese Frau im Vertrauen auf die Milde des Erlösers die Salben über seinem Kopfe sich ergießen ließ. Die Geschichte erzählt, daß sie die Salbe nicht aus dem Alabastergefäß hervorträufeln ließ, sondern sie zerbrach das Gefäß und entleerte es bis auf den letzten Tropfen, um so die Glut ihrer vollen Hingabe zu erweisen, da es sich mit ihrem Gefühl wohl nicht vertrug, das Gefäß, das sie für dieses Opfer benutzt hatte, noch irgendwie später zu etwas anderem zu gebrauchen. So verwirklichte sie die Weissagung des Daniel von der Weise, wie der Herr der Herren, der Frömmste der Frommen gesalbt werden solle.

Man sieht, eine Frau mußte kommen, um den Allerheiligsten zu salben, und durch diese Tat legt sie Zeugnis ab, daß er es ist, an den sie glaubt und dessen Kommen der Prophet verkündiget hat.

Ist das nun, sag mir, eine unerklärliche Güte des Herrn oder ein besonderes Verdienst der Frauen, daß der Herr gerade von Frauen seinen Kopf und seine Füße salben ließ? Worin, ich bitte euch, sagt es mir, liegt der Vorrang ihres Geschlechtes, des schwächeren, daß gerade eine Frau den Herrn der Herrlichkeit salben durfte, der doch von dem Augenblicke seiner Empfängnis an mit dem Heiligen Geiste gesalbt und ge-

weiht war. Mit wirklichen Salben und Heilmitteln durfte erst sie, eine Frau, ihn zum König und Priester weihen und so im wirklichen Sinne zu Christus, das ist dem Gesalbten machen.
Es ist bekannt, daß der Erzvater Jakob einen Stein gesalbt hat, was prophetisch auf den Herrn hinweist. Dann war es nur den Männern erlaubt, Könige oder Priester zu salben, überhaupt die Sakramente zu geben; bloß das Recht zu taufen war den Frauen manchmal noch verstattet. Der Erzvater hatte einmal den Stein geweiht, auf dem dann der Tempel erstehen sollte, der Priester weiht jetzt den Altar mit dem heiligen Öl. Also Männer sind es, die symbolisch das Sakrament vergeben, eine Frau hat aber in Wirklichkeit salben dürfen. Das bezeugt auch das Wahrwort: „Sie hat ein gutes Werk an mir getan." Eine Frau also hat den Herrn selbst gesalbt, die Christen wurden nur von Männern gesalbt. Das Haupt ist von einer Frau gesalbt worden, die Glieder von Männern.
Nun, man berichtet auch, daß sie in überströmender Hingabe die Salbe hat ausströmen lassen auf den Kopf des Herrn, nicht Tropfen für Tropfen, so wie im Hohen Lied die Braut singt: „Dein Name ist eine ausgegossene Salbe." Darauf, auf diese überströmende Fülle deutet der Psalmensänger im Bilde, wenn er sagt, daß köstlicher Balsam herabfließt vom Haupte Aarons in seinen Bart, der sich ergiesst wie ein Kleid. In seinen Anmerkungen zum 26. Psalm

sagt Hieronymus, wie es auch an anderem Orte geschrieben steht, daß David dreifach gesalbt worden ist, so wie Christus und die Christen. Zuerst wurden die Füße des Herrn gesalbt, dann sein Haupt, und das geschah von den Händen einer Frau. Nach seinem Tode aber war es Joseph von Arimathia und Nikodemus, die ihn nochmals mit Balsam versahen. Auch die Christen werden ebenso dreifach gesalbt und geweiht: einmal in der Taufe, das zweitemal bei der Konfirmation, das drittemal in der letzten Ölung. Da kann man nun sehen, wie hoch die Frau eingeschätzt wird. Zweimal läßt sich Christus bei Lebzeiten von ihr salben an den Füßen und am Haupt und wird so von ihr zum König, zum Priester geweiht. Die Salbe aus Myrrhen und Aloe, die beim Einbalsamieren für die Verstorbenen verwendet wird, deutet auf die Unvergänglichkeit seines Leibes hin, und die erhalten ja auch die Auserwählten, die auferstehen dürfen. Daß ein Weib diese Salbung vollzieht, das will sagen, wie einzig sein Königtum und seine Priesterschaft ist. Sein Haupt wird gesalbt, das bedeutet die höhere Weihe, die Füsse, das bedeutet die niedere. Man sieht, auch die Weihe zum König darf ihm ein Weib geben, während er die Krone, die Männer ihm geboten haben, nicht gewollt hat und geflüchtet, als jene ihn durchaus zum König machen wollten. Das Weib macht ihn zum König des Himmels, nicht zum König auf Erden, so wie er später ge-

sagt hat: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt."

Bischöfe sind stolz, wenn sie angetan mit prunkenden Gewändern, von Gold glitzernd, unter dem Zuruf der Völker Könige salben, Priester weihen und auch jene segnen, denen Gott flucht. Eine geringe Frau aber, im Alltagskleid, ohne jeden äußeren Prunk, inmitten von murrenden Aposteln weiht und salbt Christus, nicht weil es ihr Amt ist, sondern von frommem Sinn erfüllt. O du unerschütterliche Festigkeit im Glauben, o du unermeßliche Liebesglut, die du alles glauben läßt, stets hoffst und standhaft bleibst! Der Heuchler murrt darüber, daß eine Sünderin die Füße des Herrn salben darf, die Jünger entrüsten sich laut, daß eine Frau wagt, sein Haupt zu salben. Der Glaube dieser Frau aber wird durch nichts erschüttert, sie vertraut der Güte des Herrn, und ihm ist ihr Tun genehm. Er zeigt es auch, wie wohlgefällig sie ihm ist, denn er spricht zu Judas, man solle sie gewähren lassen, und antwortete auf seine Entrüstung: „Laß sie so tun bis zum Tage meiner Grablegung." Das will sagen: neide mir nicht bei meinen Lebzeiten dieses Zeugnis wahrer Liebe, sonst könntest du hindern, daß es nach meinem Tode geschehe.

Es ist sichere Überlieferung, daß es fromme Frauen waren, die die Salben für die Grablegung bereitet haben. Maria würde sich nicht zu diesem Dienste gedrängt haben, wenn sie das

frühere Mal zurückgewiesen worden wäre. Mehr als das, der Herr hat die über die Kühnheit der Frau murrenden Apostel zurückgewiesen, als sie laut ihre Entrüstung kundgaben. Erst wollte er sie durch ruhige Antworten besänftigen, dann aber lobte er Marias Tun so sehr, daß er dem Markus auftrug, es im Evangelium zu erzählen, damit alle Welt davon wisse, und wo immer von ihm dann in Predigten gesprochen werde, auch diese Frau, die viele überheblich nannten, gepriesen werde. Bei keinem andern Geschehnis hören wir, daß der Herr, dem doch auch andere Liebe und Ehren erwiesen haben, sie so gerühmt hätte. Aber noch ein zweites Mal bezeugte er, wie angenehm ihm die Hingabe der Frauen ist, indem er das Scherflein der armen Witwe über alle Tempelschätze stellte. Petrus und die andern Apostel rühmten sich laut, alles für den Herrn preisgegeben zu haben. Zachäus gab, als sein Wunsch, den Herrn empfangen zu dürfen, erfüllt war, die Hälfte seiner Güter den Armen und versprach jedem, dem er ein Unrecht getan habe, es vierfach zu ersetzen. Noch viele andere haben keine Kosten gescheut im Namen des Herrn und aus Liebe zu ihm, ihm die köstlichsten Dinge hingegeben und geopfert. Und doch ist ihnen nicht das gleiche Lob geworden wie den Frauen.

Wahrlich auch das Verhalten der Frauen beim Tode des Herrn zeigt, wie groß ihre Hingabe für ihn stets gewesen ist. Sie allein

blieben unerschütterlich fest im Glauben, als sogar der erste seiner Jünger ihn verleugnete, sein Lieblingsjünger entfloh, die Apostel sich in alle Winde zerstreuten. Nichts konnte sie von Christus entfernen, weder während seiner Leiden, noch als der Tod kam, so daß man sie auf die Worte des heiligen Paulus anwenden kann: „Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes? Trübsal oder Angst?" Aus dem gleichen Grunde hat auch Matthias, nachdem er von sich und von den anderen Jüngern berichten mußte: „Da verließen ihn alle Jünger und flohen von ihm", weiterhin in seinem Berichte die Standhaftigkeit und Treue der Frauen hervorgehoben, die so lange als irgend möglich noch bei dem Gekreuzigten ausharrten, wie es geschrieben steht: „Und es waren viel Weiber da, die von ferne zusahen, die da Jesu waren nachgefolgt aus Galiläa und hatten ihm gedient." Ebenso erzählt dieser treue Evangelist, daß sie sich von der Grabstätte des Herrn nicht entfernen wollten: „Es waren aber Maria Magdalena und die andere Maria, die setzten sich gegen das Grab." Auch Markus berichtet von den Frauen: „Es waren auch Weiber da, die von fern solches schaueten, unter welchen war Maria Magdalena und Maria, des kleinen Jakobs und Josefs Mutter, und Salome, die ihm auch nachgefolget, da er in Galiläa war, und gedienet hatten, und viele andere, die mit ihm hinauf gen Jerusalem gegangen waren." Und

Johannes, der früher geflohen war, erzählt, sie seien standhaft unter dem Kreuze stehen geblieben, und auch er selbst sei da zu ihnen getreten und bei dem Kreuze gestanden. Aber er selbst muß eingestehen, daß das Ausharren der Frauen das seine übertroffen habe, und es klingt so, als ob erst ihr Beispiel ihn aufgemuntert habe, zurückzukehren, ihn gleichsam zurückgerufen hätte. Seine Worte sind: „Es stund aber bei dem Kreuze Jesu seine Mutter und seiner Mutter Schwester, Maria, Kleophas' Weib, und Maria Magdalena. Da nun Jesus seine Mutter sahe und den Jünger dabei stehen usw." In einem prophetischen Bilde hat der fromme Hiob diese Standhaftigkeit frommer Frauen und die Schwäche der Jünger schon lange vorher angedeutet: „All mein Fleisch", sagt er, „ist geschwunden, und an meiner Haut hängt das Gebein, und nur die Lippen an meinen Zähnen sind übriggeblieben." Es ist nämlich richtig, daß in den Knochen, die erst das Fleisch und die Haut tragen, alles Starke des Körpers liegt. Mit den Knochen im Körper Christi, also der Kirche, ist der feste Grund des christlichen Glaubens gemeint oder jene glühende Liebe, von der im Hohen Lied steht, daß auch ungezählte Ströme Wasser die Liebe nicht zum Verlöschen bringen können; es ist dieselbe, von der der Apostel spricht: „Sie trägt alles, glaubet alles, sie hoffet alles, sie duldet alles." Das Fleisch aber ist das, was im Körper

innen ist, die Haut ist das Äußere. Die Apostel werden verglichen mit dem Fleisch am Körper Christi, weil sie durch ihre Worte die Seele nähren halfen, und die Frauen werden verglichen mit der Haut, weil sie sich um die Bedürfnisse des Körpers kümmerten. „Als das Fleisch schon geschwunden war, und die Knochen des Herrn nur noch an der Haut hingen", das heißt, wenn man das Bild versteht: als die Apostel von dem Leiden Christi erschüttert waren und keine Hoffnung mehr hegten, da blieb der fromme Glaube der Frauen unerschütterlich und entfernte sich gleichsam nicht von dem Gebein des Herrn. Sie sind standhaft geblieben in ihrem Glauben, in ihrer Hoffnung, in ihrer Liebe, so sehr, daß sie ihn auch im Tode nicht verlassen haben, nicht in Gedanken und nicht in Wirklichkeit. Es ist wahr, daß die Männer an Geist und Körper stärker sind als die Frauen. Deshalb ist auch gerechterweise die männliche Natur dem Fleische verglichen, das näher den Knochen ist, und es entspricht dem früheren Bilde, daß die schwache Natur des Weibes der Haut verglichen wird. Ebenso: da es das Amt der Apostel ist, die Menschen ihrer Sünden wegen zu tadeln, werden sie den Zähnen des Herrn verglichen. Aber in Wirklichkeit haben sie nur noch die Lippen. Das heißt, sie konnten eher reden als handeln. Sie sprachen sehr viel von ihrer Verzweiflung, als Christus starb, und wagten doch nichts für ihn zu tun. Das war auch

so mit jenen Jüngern, die nach Emmaus gingen, sich auf dem Wege davon unterhielten, was sich ereignet hatte, und denen deswegen der Herr erschien, um sie in ihrem Glauben zu bestärken. Denn auch Petrus und die anderen Jünger konnten nur Worte machen, als die Leiden Christi anhoben, trotzdem er ihnen vorausgesagt hatte, daß dieser Augenblick kommen würde, sie aber taten nichts für ihn. Petrus sagt: „Wenn sie auch alle sich an dir ärgerten, so will ich doch mich nimmermehr ärgern." Ja sogar: „Und wenn ich mit dir sterben müßte, so will ich dich nicht verleugnen." Desgleichen sagten auch alle Jünger. Das sagten sie, aber sie handelten nicht so. Denn selbst der erste und größte seiner Jünger, der in seinen Worten genug Entschlossenheit gezeigt hatte, um zum Herrn zu sprechen: „Ich bin bereit, mit dir in Gefängnis und in den Tod zu gehen", und dem der Herr im Vertrauen auf sein Verhalten die Kirche anvertraut hat in den Worten: „Wenn du dich dermaleinst bekehrst, so stärke deine Brüder" — auch er verleugnete ihn auf das erste Wort einer Magd hin. Und er tat es sogar dreimal. Trotzdem der Herr noch lebte. Und auch alle die andern gingen von ihm. Die Frauen aber verließen ihn nicht einmal im Tode; weder in Wirklichkeit noch in ihren Seelen vergaßen sie ihn. Unter ihnen war die bekehrte Sünderin, die Jesus Christus, den sie immer für ihren Herrn hält, sucht und fragt: „Sie haben

meinen Herrn weggenommen", und dann: „Hast du ihn weggetragen, so sage mir, wo hast du ihn hingeleget, so will ich ihn holen." Die Widder, ja sogar die Hirten der Herde des Herrn ergreifen die Flucht, die Schafe allein lassen sich nicht einschüchtern. Christus wirft denn auch seinen Jüngern die Schwäche des Fleisches vor, da sie im Augenblicke des Leidens nicht eine Stunde der Wache bei ihm festgehalten haben. Die Frauen jedoch wachten die ganze Nacht weinend an seiner Grabstätte, und so haben sie es verdient, die ersten Zeugen seiner Auferstehung zu sein. Sie haben es mehr durch Taten als durch Worte bewiesen, wie sehr sie ihn bei Lebzeiten geliebt haben und ihm treu geblieben sind im Tod. So hat auch der Schmerz, den sie bei seinem Leiden und seinem Tode gefühlt haben, sie würdig gemacht, als erste die Freude seiner Auferstehung zu genießen. In der Tat erzählt auch Johannes: Während Josef von Arimathia und Nikodemus den Leib des Herrn in Wäsche hüllten und mit Salben einbalsamierten, prüften Maria Magdalena und Maria, die Mutter des Josef, sorgsam den Ort, wohin man den Leichnam legen wollte. Der heilige Lukas erwähnt das in den Worten: „Es folgten aber die Weiber nach, die mit ihm kommen waren aus Galiläa, und beschaueten das Grab und wie sein Leib gelegt ward; sie kehrten aber um und bereiteten Spezereien." Sie glaubten jedenfalls, daß die Salben des Nikodemus

nicht genügen würden. Die Sabbatheiligung verhinderte sie, sofort ihre Absicht auszuführen, aber nach dem Berichte des heiligen Markus kehrten am Tage nach dem Sabbat Maria Magdalena, Maria, die Mutter des Josef, und Salome in aller Frühe zur Grabstelle zurück, gerade im Augenblicke der Auferstehung.
Wir haben nun gesehen, wie fromm und eifrig die Frauen waren. Lesen wir nun nach, wie die Belohnung ausfiel, die sie gerechterweise verdient hatten. Zuerst kam ein Engel zu den Frauen und teilte ihnen die Auferstehung des Herrn mit, und dann sahen sie selbst ihn vor allen andern und durften ihn berühren. Maria Magdalena, jene, die sich am glühendsten in ihrer Liebe gezeigt hatte, durfte die erste sein, dann die andern, von denen es heißt, daß sie nach der Engelerscheinung „zum Grabe hinausgingen und liefen, daß sie es seinen Jüngern verkündigeten, und siehe, da begegnete ihnen Jesus und sprach: ‚Seid gegrüßet.' Sie näherten sich also ihm, sie berührten ihn an den Füßen und fielen vor ihm nieder. Da sprach Jesus: ‚Gehet hin und verkündiget es meinen Brüdern, daß sie gehen nach Galiläa: daselbst werden sie mich sehen.'"
Auch der heilige Lukas gibt davon Bericht in den Worten: „Es waren aber Maria Magdalena und Johanna und Maria Jakobi, und andere mit ihnen, die solches den Aposteln sagten." Der heilige Markus verhehlt nicht, daß die Frauen zuerst von dem Engel zu den Aposteln geschickt

wurden, um ihnen das Wunder zu verkünden. Bei ihm spricht der Engel zu ihnen: „Er ist auferstanden, er ist nicht hier. Gehet aber hin und saget es seinen Jüngern und Petrus, daß er vor euch hingehen wird in Galiläa." Als der Herr selbst der Maria Magdalena erschien, sprach er die Worte: „Gehe hin zu meinen Brüdern und sag ihnen, ich fahre auf zu meinem Vater." Diese Berichte sagen uns, daß die frommen Frauen, man könnte sagen als Apostelinnen, den Vorrang vor den Aposteln bekommen haben, da sie doch vom Herrn oder von dem verkündenden Engel erst zu den Aposteln geschickt worden sind, um denen die freudige Kunde seiner Auferstehung zu bringen, diese Nachricht, die alle erhofften. So daß die Apostel erst von den Frauen erfahren mußten, was sie nachher aller Welt verkündeten. Dazu erzählt noch der Evangelist, daß der Herr, als er nach seiner Auferstehung den Frauen begegnete, sie grüßte, um so durch seinen Gruß noch mehr als durch seine Begegnung zu zeigen, wieviel Sorge und Dank er ihnen schuldet. Denn wir hören nicht, daß er zu irgend jemandem sonst noch die Worte gesprochen habe: „Seid gegrüßt." Er hat ja, was im Gegensatze dazu steht, seinen Jüngern verboten, irgend jemand mit solchen Worten zu begrüßen, als er sagte: „Und grüßet niemand auf dem Wege." Und so scheint es, daß er diesen Vorzug den heiligen Frauen bewahrt hat, um ihnen damit eine Ehre zu erweisen, als er schon in die Unsterblichkeit

eingegangen war. Auch die Apostelgeschichte tut der Frömmigkeit und Standhaftigkeit der heiligen Frauen gebührende Erwähnung an jener Stelle, wo berichtet wird, wie nach der Himmelfahrt des Herrn seine Jünger vom Ölberge nach Jerusalem zurückkehrten, und die Frömmigkeit dieser heiligen Gemeinschaft geschildert wird. Da heißt es: „Diese alle waren stets beieinander einmütig mit Bitten und Flehen samt den Weibern und Maria, der Mutter Jesu."

Nun ist genug gesagt von den Judenfrauen, die schon zu Lebzeiten des Herrn, als er selbst noch das Heil seiner Lehre verkündete, bekehrt wurden und die Grundsteine für jene Art des Lebens gelegt haben, der Du Dich gewidmet hast. Wir müssen nun von den griechischen Witwen sprechen, die in späterer Zeit von den Aposteln in die christliche Gemeinschaft eingeführt worden sind; auch da müssen wir erkennen, wie sorgsam und liebevoll die Apostel zu ihnen waren. So wurde der Fahnenträger des christlichen Häufleins, der glorreiche Stefan, der erste der Märtyrer, und mit ihm eine Reihe anderer großer Männer von den Aposteln für ihren Dienst bestimmt. Darüber sagt die Apostelgeschichte: „In den Tagen, da der Jünger viel wurden, erhob sich ein Murmeln unter den Griechen wider die Hebräer, darum, daß ihre Witwen übersehen wurden in der täglichen Handreichung. Da riefen die Zwölfe die Menge der Jünger zusammen und sprachen: ‚Es taugt nicht, daß wir das Wort

Gottes unterlassen und zu Tische dienen. Darum, ihr lieben Brüder, sehet unter euch nach sieben Männern, die ein gut Gerücht haben und voll heiligen Geistes und Weisheit sind, welche wir bestellen mögen zu dieser Notdurft. Wir aber wollen anhalten am Gebet und am Amt des Wortes.' Und die Rede gefiel der ganzen Menge wohl, und erwähleten Stephanum, einen Mann voll Glauben und heiligen Geistes, und Philippum und Prochorum und Nikanor und Timon und Parmenam und Nikolaum, den Judengenossen von Antiochia. Diese stellten sie vor die Apostel und beteten und legten die Hände auf sie." Dies ist auch ein Zeugnis für die keusche Enthaltsamkeit des Stefan, da gerade er bestellt worden ist, um für die frommen Frauen zu sorgen und ihnen zu dienen. Für wie ehrenvoll solcher Dienst gehalten worden ist und wie verdienstlich vor Gott und den Aposteln, das sieht man aus dem Gebet, durch das man solches Tun geweiht hat, und aus dem Auflegen der Hände, das auch bedeutet: wir beschwören jene, die wir mit solchem Auftrag betrauen, treu zu sein, und wir erflehen für sie durch Gebete Segen und Kraft. Der heilige Paulus wollte ja dieses Amt als einen Teil seines apostolischen Amtes für sich selbst in Anspruch nehmen und sprach: „Haben wir nicht Macht, eine Schwester zum Weibe mit umherzuführen wie die andern Apostel?" Damit will er sagen: Sollen wir nicht ein Gefolge von frommen Frauen haben und auf unseren Mis-

sionsreisen mitnehmen so wie die andern Apostel? Die können dann, während wir das Wort Gottes verkündigen, dafür sorgen, daß uns an nichts fehlt. Ebenso sagt dann auch der heilige Augustin in seiner Schrift „Über das Werk der Mönche": „Darum gingen gläubige Weiber mit ihnen, die mit den Gütern dieser Welt gesegnet waren, und taten ihnen von dem Ihrigen Handreichung, damit sie an dem, was zum Unterhalt des Lebens dient, nicht Mangel litten." Ferner heißt es: „Wer nicht glauben will, daß die Apostel frommen Frauen gestatteten, sie überallhin zu begleiten, wo sie das Evangelium verkündigten, der möge das Evangelium selbst nachlesen und daraus ersehen, daß sie hierin dem Beispiel des Herrn selber folgten. Denn im Evangelium heißt es: „Und es begab sich danach, daß er reisete durch Städte und Märkte und predigte und verkündigte das Evangelium vom Reich Gottes, und die Zwölfe mit ihm; dazu etliche Weiber, die er gesund hatte gemacht von den bösen Geistern und Krankheiten, nämlich Maria, die auch Magdalena heißet, und Johanna, das Weib Chusa, des Pflegers Herodis, und Susanna und viele andere, die ihnen Handreichung taten von ihrer Habe." Hieraus geht also deutlich hervor, daß der Herr, während er predigend umherzog, von dienenden Frauen mit den Bedürfnissen des äußerlichen Lebens versorgt wurde und daß diese Frauen gleichwie die Apostel seine unzertrennliche Begleitung bildeten. Schon in den

ersten Zeiten der Kirche hatten dann, als die Zahl der Weiber, die sich diesem Leben weihten, ebenso wie die der Männer zunahm, die Frauen ihre eigene Behausung. Der redekundige Jude Philo, derselbe, der die wundervolle Beschreibung der Alexandrinischen Kirche, die unter der Leitung des Markus stand, gegeben hat, rühmt dann auch (wie es in der Kirchengeschichte II, 16. Kapitel heißt): „In vielen Gegenden der Erde leben solche Menschen." Und dann: „An jedem dieser Orte befindet sich ein der Andacht geweihtes Haus, welches ‚senivor' oder ‚Monasterium' genannt wird." Ferner: „Sie kennen nicht bloß die besten frommen Lieder der Alten, sondern dichten auch selbst neue zur Ehre Gottes, welche sie nach verschiedenen Rhythmen und Tonarten gar lieblich singen." Er erzählt dann Einzelheiten über ihre Enthaltsamkeit, über ihren Gottesdienst und fährt fort: „Bei den Männern, von denen wir sprechen, befinden sich auch Frauen, darunter mehrere schon hochbetagte Jungfrauen, welche ihren Leib unberührt und keusch bewahren, nicht aus irgendwelchem Zwang, sondern aus Frömmigkeit; die, während sie mit Eifer dem Studium der Weisheit obliegen, nicht allein ihre Seele, sondern auch den Leib heiligen und es für unwürdig halten, daß das zur Aufnahme der Weisheit bestimmte Gefäß der Lust diene, oder daß diejenigen sterbliche Kinder gebären, die nach der geheiligten unsterblichen Frucht des göttlichen Wortes streben

und die eine Nachkommenschaft hinterlassen sollen, die nimmermehr dem Tod und der Vernichtung anheimfällt." Ferner heißt es von Philo: „Er schreibt auch von ihren Gemeinschaften, daß Männer und Weiber getrennt in besonderen Vereinigungen leben und daß sie Vigilien halten, wie es bei uns jetzt noch Sitte ist." Dazu gehört nun auch, was die „Dreiteilige Geschichte" zum Ruhme der christlichen Philosophie, also des Mönchslebens, und zwar der Frauen wie der Männer, sagt, Buch I, Kapitel XI: „Die Begründer dieser tiefsinnigen Philosophie waren, wie einige behaupten, der Prophet Elias und Johannes der Täufer. Der Pythagoreer Philo aber erzählt, daß zu seiner Zeit fromme Hebräer aus verschiedenen Gegenden sich in einem Landhaus bei einem Sumpf Maria, auf einem Hügel gelegen, vereinigt und dort der Philosophie gelebt haben. Ihre Wohnung aber und die Art, sich zu ernähren und ihre ganze Lebensweise schildert er so, wie wir sie bei den ägyptischen Mönchen jetzt noch beobachten. Er schreibt, daß sie vor Sonnenuntergang keine Speise zu sich nehmen, des Weines und des Fleisches sich gänzlich enthalten, als Speise diene ihnen Brot, Salz und Ysop, als Trank Wasser. Mit ihnen zusammen wohnen hochbetagte Weiber, die aus Liebe zur Philosophie Jungfrauen geblieben waren und freiwillig auf die Ehe verzichtet hatten." Auch der heilige Hieronymus in seinem Buche über „Berühmte Männer" sagt im 8. Kapitel zum Lobe

des heiligen Markus und seiner Kirche: „Er zuerst predigte in Alexandria von Christus und gründete daselbst eine Kirche, durch Lehre und Sittenstrenge so ausgezeichnet, daß sich alle Christen an ihr ein Beispiel nehmen mußten." Schließlich hat noch Philo, einer der besten jüdischen Schriftsteller, welcher zur Zeit der damals noch juden-christlichen Kirche in Alexandria lebte, ein Buch über die Bekehrung seines Volkes, das er verherrlichen wollte, geschrieben; und ebenso wie Lukas berichtet, daß die Gläubigen in Jerusalem allen Besitz miteinander in Gemeinschaft hatten, so hat auch Philo gleiches von der unter der Leitung des Markus stehenden Alexandrinischen Kirche dem Gedächtnis der Nachwelt überliefert. Ebenso sagt Hieronymus im 11. Kapitel: „Der Jude Philo, von Geburt ein Alexandriner und einer Priesterfamilie angehörend, wird von uns darum unter die Kirchenschriftsteller gezählt, weil er in seinem Buch über die erste, vom Evangelisten Markus gegründete Kirche von Alexandria sich in Lobsprüchen über die Unsrigen ergeht und erwähnt, daß dieselben nicht bloß hier, sondern auch in vielen andern Provinzen sich aufhalten, und ihre Wohnungen Klöster nennt."
Man sieht, die ersten Gläubigen waren das Urbild der Mönche, die wünschen und danach trachten, ihnen nachzuleben, nichts für sich besitzen wollen, die weder reich noch arm kennen, ihren Besitz mit den Bedürftigen teilen, sich dem

Gebet, dem Psalmensingen, dem Unterricht und der Enthaltsamkeit weihen, so wie eben auch nach dem Berichte des Lukas die ersten Christen in Jerusalem gelebt haben. Wenn wir das Alte Testament durchblättern, lesen wir nichts davon, daß die Frauen in allem, was Gott und die religiösen Verrichtungen betrifft, anders behandelt werden als die Männer. Sie haben nicht nur ebenso wie die Männer zur Ehre Gottes Gebete gesungen, sondern sie haben auch selbst solche verfaßt. Männer und Frauen zusammen haben zuerst das Lied von der Befreiung des Volkes Israel angestimmt. Von dem Augenblicke an hatten sie das Recht erworben, in der Kirche den Gottesdienst zu halten nach den Worten: „Und Mirjam, die Prophetin, Aarons Schwester, nahm eine Pauke in ihre Hand, und alle Weiber folgten ihr nach, hinaus mit Pauken am Reigen, und sie sang ihnen vor: Lasset uns dem Herrn singen, denn er hat eine herrliche Tat getan." Es ist hier gar nicht davon die Rede, daß Moses das Wort verkündigt hat oder mit Mirjam gesungen, oder auch nur, daß die Männer ebenso wie die Frauen bei Paukenschlag Reigenlieder angestimmt haben. Wenn nun Mirjam hier Verkünderin und Prophetin genannt wird, so will das nicht nur sagen, daß sie einen Hymnus angestimmt und gesungen hat, sondern daß sie ihn in prophetischer Verzückung selbst gedichtet hat. Wenn erzählt wird, daß sie ihn vor den andern angestimmt hat, so will das die An-

ordnung, den Rhythmus des Gesanges zeigen. Sie begleiteten ihren Gesang mit Paukenschlag und bildeten Chöre, das erweist nicht allein ihre fromme Andacht, sondern es deutet auf einen zeremoniellen Gottesdienst hin, der das Urbild unseres klösterlichen ist. Zu solchem feierlichen Tun ermahnt denn auch David in den Worten: „Lobet ihn mit Pauken und Reigen", das will sagen durch Abtötung eures Leibes und durch jene einige Liebe, die nach den Worten ist: „Die Menge der Gläubigen war ein Herz und eine Seele." Auch die geschilderte Begleitung des Gesanges durch den Paukenschlag hat ihren symbolischen Sinn: es wird gezeigt, wie eine Gott hingegebene Seele sich jauchzend zu den himmlischen Bezirken emporschwingt, die enge Erde verläßt, aus tiefer Entzückung in Gott versunken dem Herrn ein Preislied singt.

Auch noch von Debora, von Hanna und von der Witwe Judith gibt es im Alten Testamente Lieder; im Evangelium steht dann noch eines von der Mutter des Herrn. Als Hanna ihren Sohn Samuel dem Herrn und seinem Tempel weihte, gab sie durch diese Handlung dem Kloster das Recht, Kinder aufzunehmen. In diesem Sinne schreibt Isidorus in seinem Briefe an jene Brüder, die im Kloster des Honorianus lebten (Kapitel V): „Wer von seinen Eltern dem Kloster geweiht worden ist, der soll wissen, daß er daselbst immer zu bleiben hat. Denn auch Hanna hat ihren Sohn Samuel dem Herrn

dargebracht, und er blieb beim Dienste des Tempels, zu welchem er von seiner Mutter bestimmt worden war, und diente an dem Platze, auf den man ihn gestellt hatte." Ebenso gewiß ist, daß Aarons Töchter am Tempeldienste und am Amte der Leviten den gleichen Anteil hatten wie ihre Brüder. Gott selbst wies sie an, dort zu leben, wie in jenen Worten des Buches Numeri geschrieben steht, die der Herr zu Aaron spricht: „Alle Hebopfer, welche die Kinder Israel heiligen dem Herrn, habe ich dir gegeben und deinen Söhnen und Töchtern samt dir zum ewigen Recht." Man darf daraus folgern, daß es auch für den klösterlichen Stand unnötig ist, Unterschiede zu machen zwischen Mann und Weib. Daß es vielmehr ausgemacht ist, daß Frauen und Männer darin gleichstehen, wie sie schon der gleiche Name verbindet. Man redet ja ebenso von Diakonissen wie von Diakonen, und man darf in diesen beiden Titeln Gegenstücke sehen zu den Titeln Leviten und Levitinnen. In demselben Buche können wir auch lesen, daß das strenge Gelübde der Nasiräerweihe ebenso für Frauen wie für Männer Geltung gehabt hat; denn der Herr selbst sprach zu Moses: „Sage den Kindern Israel und sprich zu ihnen: Wenn ein Mann oder Weib ein Gelübde tut, dem Herrn sich zu enthalten, der soll sich Weins und starken Getränks enthalten. Weinessig oder starken Getränkeessig soll er auch nicht trinken, auch nichts, das aus Wein-

beeren gemacht wird. Er soll weder frische noch dürre Weinbeeren essen, solange solches sein Gelübde währet; auch soll er nichts essen, was man vom Weinstock machet, weder Weinkern noch Hülsen, solange die Zeit solches seines Gelübdes währet." Ich bin der Meinung, daß von solcher Art das Gelübde der Frauen war, die am Tore des Heiligtums wachten und aus deren Spiegeln Moses jenes Gefäß anfertigte, in dem Aaron und seine Söhne sich waschen sollten, wie geschrieben steht: „Moses stellte ein ehernes Becken auf, daß Aaron und seine Söhne sich daraus wüschen; das er verfertigt hatte aus den Spiegeln der Weiber, die an der Türe des Heiligtums wachten." Es wird da in ganz besonders eindringlichen Worten die heilige Glut ihrer frommen eifervollen Hingebung geschildert; wie sie selbst, wenn das Heiligtum geschlossen war, sich von der Tempelschwelle nicht entfernten, wachend die heiligen Vigilien beteten, die ganze Nacht durch im frommen Gebet verharrten, von dem Dienste Gottes also nie abließen, während die Männer schliefen. Mit der Erwähnung, daß das Heiligtum ihnen verschlossen war, ist das Leben der Büßer gemeint, die sich von der übrigen Menschheit entfernen, um desto inbrünstiger sich reuiger und harter Buße hinzugeben. Das ist nun gerade jene Art Leben, die das beste Symbol für das Mönchsleben gibt, in dem man eine sanfte Form der Buße erkennen kann. Mit dem Heiligtum, an dessen Tore Weiber wachen,

ist ein Symbol gegeben für das, was der Apostel in dem Briefe an die Hebräer meint: „Wir haben einen Altar, davon nicht Macht haben zu essen, die der Hütte pflegen", das heißt dessen die nicht teilhaftig werden sollten, die ihren Körper der Lüsternheit hingeben. Das Tor des Heiligtums, das will sagen das Ende des irdischen Lebens, wenn die Seele den Leib verläßt und in das andere ewige Leben eingeht. An diesem Tore wachen jene, die stets daran denken, welchen Ausgang ihr irdisches Dasein nehmen wird und ob sie in den Himmel kommen werden, und die sich durch Buße vorbereiten, würdig in die Ewigkeit einzugehen. Über diesen täglichen Eingang und Ausgang der frommen Gemeinde gibt es ein Gebet: „Der Herr behüte deinen Eingang und Ausgang." Er wacht ja ebenso über unsern Eingang wie über unsern Ausgang, wenn er uns in den Himmel eintreten läßt, so wie wir dieses Leben verlassen haben und vorher alles gesühnt. David hat recht, wenn er den Eingang vor dem Ausgang nennt, und zwar nicht weil das die wirkliche Reihenfolge ist, sondern weil es dem Range dieser Begriffe entspricht. Der Ausgang aus diesem Leben geht vor sich in Schmerzen. Der Eingang ins andere ist voll von Wonne. Mit den Spiegeln der Frauen sind jene äußeren Werke gemeint, nach denen man beurteilt, ob eine Seele schön oder häßlich ist, so wie man in einem Spiegel eben die Eigenschaften eines mensch-

lichen Antlitzes sieht. Es wird nun aus diesen Spiegeln ein Gefäß geformt, in dem sich Aaron und seine Söhne waschen sollen, und damit soll gesagt werden: die guten Werke heiliger Frauen und die Hingebung des schwachen Geschlechtes an Gott spricht ein hartes Urteil über die lässigen Priester, die lässigen Ältesten des Volkes; und dadurch werden sie zur Reue gestimmt und weinen. Die Frauen also führen jene durch ihr Tun zur Gnade, die von der Sünde freispricht. Aus ebensolchen Spiegeln mag auch der heilige Gregorius ein Gefäß für seine Buße gefertigt haben, als er die Standhaftigkeit frommer Frauen, das siegende Martyrium dieses schwachen Geschlechtes bewundert und seufzend ausruft: „Was werden die rauhen Männer sagen, wenn sie zarte Jungfrauen solche Leiden um Christi willen ertragen und das gebrechliche Geschlecht aus dem schwersten Kampfe siegreich hervorgehen sehen, so daß man ihm oft die doppelte Krone der Jungfräulichkeit und des Martyriums zuerkennen muß?“ Man darf zu diesen Frauen, die am Tore des Heiligtums wachen und gewissermaßen als Nasiräerinnen sich dem Herrn geweiht haben, auch die fromme Hanna rechnen, die ebenso wie der heilige Simeon der Ehre teilhaftig wurde, unsern Herrn Jesus, den ersten Nasiräer, im Tempel zu empfangen, die dann zugleich mit Simeon den Heiland erkennen durfte, was kein anderer Prophet konnte, und ihn verkündigen. Zu ihrem Lobe erzählt der

Evangelist: „Und es war eine Prophetin Hanna, eine Tochter Phanuels, vom Geschlecht Aser. Die war wohlbetagt und hatte gelebt sieben Jahr mit ihrem Mann nach ihrer Jungfrauschaft. Und war nun eine Witwe bei vierundachtzig Jahren; die kam nimmer vom Tempel, diente Gott mit Fasten und Beten Tag und Nacht. Dieselbige trat auch hinzu zu derselbigen Stunde und preisete den Herrn und redete von ihm zu allen, die da auf die Erlösung zu Jerusalem warteten." Merke nun hier auf jedes Wort und gib Obacht, wie der Evangelist sorgsam Punkt für Punkt diese Witwe preist und welch eindringliche Worte er für ihre Vortrefflichkeit findet. Alles zählt er aufs sorgsamste auf: ihre prophetische Gabe, ihren Vater, ihr Geschlecht, wie lange ihr Gott geweihtes Witwentum, das auf ihre sieben Ehejahre folgte, dauerte, wie eng sie dem Tempel angehörte, wie sie immerwährend betete und fastete, den Herrn lobte und ihm dankte und dann den Heiland verheißen hat und seine Geburt allen verkündet. Simeon wird ja auch vom Evangelisten gepriesen, aber es wird nichts davon gesagt, daß er die Gabe der Voraussagung gehabt hat. Nur seine Gerechtigkeit wird gerühmt, nicht seine Enthaltsamkeit; es wird auch nichts von seiner Hingebung an den Herrn gesagt, nichts davon, daß er den Messias verkündet hat.

Zu den wahren frommen Witwen zählen auch jene, über die der Apostel dem Timotheus

schreibt: „Ehre die Witwen, welche rechte Witwen sind." Und dann: „Das ist aber eine rechte Witwe, die einsam ist, die ihre Hoffnung auf Gott stellet und bleibet am Gebet und Flehen Tag und Nacht. Solches gebeut, auf daß sie untadelig seien." Ferner: „So aber ein Gläubiger Witwen hat, der versorge dieselbigen und lasse die Gemeine nicht beschweret werden, auf daß die, so rechte Witwen sind, mögen genug haben." „Rechte" Witwen werden vom Apostel jene genannt, die ihr Witwentum nicht durch eine zweite Ehe entweiht haben, oder jene, die aus herzinniger Frömmigkeit, nicht einem Zwange gehorchend, in diesem Stande verharrt und sich Gott geweiht haben. Er nennt sie einsam. Sie haben ja allem entsagt, erwarten von dieser Erde nichts mehr oder auch, weil es niemand gibt, der für sie sorgt. Das sind die Witwen, die nach der Vorschrift des Apostels geehrt, von der Kirche unterhalten werden sollen, als ein Erbteil ihres himmlischen Bräutigams. Es wird dann auch genau festgesetzt, welche aus der Schar der Witwen zu Diakonissen zu wählen sind: „Laß keine Witwe erwählet werden unter sechzig Jahren, und die da gewesen sei eines Mannes Weib und die ein Zeugnis habe guter Werke, so sie Kinder aufgezogen hat, so sie gastfrei gewesen ist, so sie der Heiligen Füße gewaschen hat, so sie den Trübseligen Handreichung getan hat, so sie allem guten Werke nachgekommen ist. Der jungen Witwen aber entschlage dich."

Dieses letztere Gebot wird dann noch vom heiligen Hieronymus genauer ausgeführt: „Vermeide es, sie mit dem Diakonissenamt zu betrauen, damit nicht ein böses statt ein gutes Beispiel gegeben werde, wenn jüngere zu diesem Amt gewählt werden, die der Versuchung leichter zugänglich und von Natur noch schwächer sind: sie möchten sonst, da sie noch nicht ein langes, an Erfahrungen reiches Leben hinter sich haben, denen ein übles Beispiel geben, welchen sie ein Vorbild im Guten sein sollten." Von solchem üblen Beispiel, das junge Witwen geben können, spricht der Apostel in so klaren Worten, weil er, was das anbelangt, schon seine Erfahrungen gemacht hat und fernerem Übel durch vorsorglichen Rat vorbeugen will. Nachdem er also gesagt hat: „Der jungen Witwen entschlage dich", sagt er nun auch, warum man das soll und wie man Abhilfe schaffen kann: „Denn wenn sie geil worden sind wider Christum (d. h. trotz Christus), so wollen sie freien und haben ihr Urteil, daß sie die erste Treue gebrochen haben; daneben sind sie faul und lernen umlaufen durch die Häuser; nicht allein aber sind sie faul, sondern auch schwätzig und vorwitzig und reden, das nicht sein soll. So will ich nun, daß die jungen Witwen freien, Kinder zeugen, Haus halten, dem Widersacher keine Ursache geben zu schelten. Denn es sind schon etliche umgewandt dem Satan nach." Der heilige Gregorius ist derselben Meinung, daß man nämlich

in der Wahl der Diakonissen vorsichtig sein soll, wenn er an den Bischof von Syrakus Maximus schreibt: „Junge Äbtissinnen wollen wir durchaus nicht; deine brüderliche Liebe möge daher den Bischöfen gebieten, nur Jungfrauen, die das sechzigste Lebensjahr erreicht haben und deren Leben und Sitten erprobt sind, den Schleier zu geben." Diakonissin nannte man früher jene, die wir jetzt die Äbtissin nennen, denn man hat sie eher für Dienerinnen angesehen als für Mütter. Diakon, das will sagen Diener. Und man war eben der Meinung, daß auch Diakonissen nach ihren Pflichten, also nach dem Dienen genannt werden sollen, nicht nach dem ehrenvollen Rang ihrer Stellung, so wie denn der Herr selbst durch Beispiel und Wort gelehrt hat: „Wer unter euch der Größeste ist, der soll aller Diener sein." Und: „Welcher ist der Größeste, der zu Tische sitzt oder der da dienet? Ich aber bin unter euch wie ein Diener." Und dann: „Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er ihm dienen lasse, sondern daß er diene." Das ist denn auch der Grund, daß Hieronymus trotz der Autorität des göttlichen Wortes Anstand genommen hat, den Titel Abt, wenn ihn auch viele stolz führen, anzunehmen. In seinem Kommentar jener Stelle des Briefes an die Galater: „Der schreiet: Abba, lieber Vater", sagt er: „Abba bedeutet im Hebräischen Vater." Wenn nun Abba im Hebräischen und Syrischen Vater bedeutet, und andererseits der

Herr nach dem Evangelium angeordnet hat, man dürfe keinen Vater nennen, es sei denn Gott, so ist auch mir unklar, wie man denn innerhalb eines Klosters irgendwen so nennen dürfe oder sich selber ansprechen lassen. Es ist doch kein Zweifel, daß er, der dieses Gebot erlassen hat, jener ist, der auch befohlen hat: Du sollst nicht schwören. Dürfen wir nun nicht schwören, so dürfen wir auch keinen Vater nennen. Wenn wir aber das Wort Vater anders auslegen, so müssen wir notwendig auch über das Gebot vom Schwören anders denken.

Auch jene Phöbe, die der Apostel Paulus den Römern so empfahl und für die er manches gutes Wort sprach, war eine Diakonisse, die, von der es heißt: „Ich befehle euch aber unsere Schwester Phöbe, welche ist am Dienst der Gemeine zu Kenchreä, daß ihr sie aufnehmet in dem Herrn, wie sichs ziemt den Heiligen, und tut ihr Beistand in allem Geschäft, darinnen sie eurer bedarf. Denn sie hat auch vielen Beistand getan, auch mir selbst." Im übrigen erwähnen auch Cassiodorius und Claudius bei der Erklärung dieser Stelle, daß sie Diakonisse gewesen ist. Cassiodorius sagt da: „Der Apostel deutet an, daß sie Diakonisse der Muttergemeinde gewesen sei. Dieses Amt wird in der griechischen Kirche noch heutzutage von Frauen gleichsam als ein Kriegsdienst des Herrn ausgeübt; auch das Recht zu taufen wird ihnen in dieser Kirche zuerkannt." Und Claudius bemerkt im gleichen

Sinne: „Diese Stelle beweist, daß nach apostolischer Verordnung auch Frauen im Dienste der Kirche verwendet wurden. Ein solches Amt bekleidete in der Gemeinde von Kenchreä Phöbe, welche der Apostel so sehr lobt und warm empfiehlt." In seinem Briefe an Timotheus zählt er solche Frauen zu den Diakonen, und die Vorschriften für ihre Lebensführung sind die gleichen wie die für Männer. Dort heißt es bei der Erwähnung der verschiedenen Ränge kirchlicher Ämter, als er vom Bischof zu den Diakonen kommt: „Desselbigengleichen die Diener sollen ehrbar sein, nicht zweizüngig, nicht Weinsäufer, nicht unehrliche Hantierungen treiben, die das Geheimnis des Glaubens in reinem Gewissen haben." Und ferner: „Und dieselbigen lasse man zuvor versuchen, danach lasse man sie dienen, wenn sie unsträflich sind. Desselbigengleichen ihre Weiber sollen ehrbar sein, nicht Lästerinnen, nüchtern, treu in allen Dingen. Die Diener laß einen jeglichen sein Eines Weibes Mann, die ihren Kindern aber wohl vorstehen und ihren eigenen Häusern. Welche aber wohl dienen, die erwerben ihnen selbst eine gute Stufe und eine große Freudigkeit im Glauben in Christo Jesu." Was also dort von den Diakonen steht: „Sie seien nicht zweizüngig", das hat ebenso seine Bedeutung für die Diakonissen: „Nicht Lästerinnen", sagt er dort; „nicht Weinsäufer", meint er für die Frauen; „nüchtern" und alles, was sonst noch im

besonderen gesagt werden muß, ist hier zusammengefaßt in der Vorschrift: „treu in allen Dingen". Wie die Bischöfe und die Diakonen nur eine Frau haben dürfen, so soll die Diakonisse nur Eines Mannes Weib gewesen sein: „Laß keine Witwe erwählet werden", sagt er, „unter sechzig Jahren, und die da gewesen sei Eines Mannes Weib und die ein Zeugnis habe guter Werke, so sie Kinder aufgezogen hat, so sie gastfrei gewesen ist, so sie der Heiligen Füße gewaschen hat, so sie den Trübseligen Handreichungen getan hat, so sie allem guten Werk nachgekommen ist. Der jungen Witwen aber entschlage dich." Man sieht am besten, wie genau der Apostel in der Schilderung des Amtes einer Diakonisse und in den Vorschriften für sie gewesen ist, wenn man diese Gebote mit den früher gegebenen Satzungen für Bischöfe und Diakonen vergleicht. Bei den Diakonen ist nicht gesagt: „ein Zeugnis haben guter Werke" oder „gastfrei sein". Andererseits steht in den Vorschriften für die Diakonissen: „So sie der Heiligen Füße gewaschen hat, so sie den Trübseligen Handreichung getan hat, so sie allem guten Werk nachgekommen ist. Der jungen Witwen aber entschlage dich." Davon steht wiederum nichts in den Vorschriften für Bischöfe und Diakone. Allerdings auch von ihnen wird verlangt, daß sie „unsträflich" sind. Aber von den Diakonissen wird nicht nur verlangt, daß sie ohne Fehl sind, sondern auch

„daß sie allem guten Werk nachgekommen seien". Die Vorschrift ist auch sehr genau in in der Bestimmung der Altersgrenze. Die Diakonissen sollen nämlich in allem auf das höchste eingeschätzt werden. Sie sollen nicht unter sechzig Jahren sein, denn man soll nicht nur das Leben, das sie selbst jetzt führen, ehren, auch ihr Alter, ihre Erfahrung soll würdig machen. Der Herr selbst hat ja auch den Johannes zwar über alles geliebt, und doch hat er den Petrus, der der ältere war, vor ihn und die andern Jünger gesetzt. Es ist ja überall so menschliche Art, daß man lieber einen Älteren zum Vorgesetzten haben will als einen Jüngeren; man fügt sich lieber einem Älteren, weil man das Gefühl hat, daß ihn nicht bloß ein Zufall, sondern die Natur, die Zeit selbst über uns gesetzt hat. Das ist auch die Ansicht des Hieronymus, wenn er im ersten Buche seiner Schrift „Gegen Jovinianus" über die Bevorzugung des Petrus spricht: „Einer wird erwählt, damit ein Oberhaupt da sei und so der Anlaß zu einer Spaltung beseitigt werde. Aber warum ist nicht Johannes dazu erwählt worden? Jesus hat dem Alter den Vorzug gegeben. Petrus war der ältere, und es sollte nicht der Jüngling, der fast noch ein Knabe war, Männern von vorgerückterem Alter vorgezogen werden. Der gute Meister, der seinen Jüngern jeden Anlaß zum Streit benehmen mußte, wäre ja sonst gewissermaßen selbst schuld gewesen, wenn man seinen Lieblingsjünger mit Mißgunst

angesehen hätte." Aus derselben Ursache läßt sich erklären, daß jener Abt, von dem im „Leben der Altväter" erzählt wird, von zwei Brüdern dem jüngeren das höhere Amt nicht gegeben hat, sondern dem älteren, trotzdem der jüngere früher dem Orden angehört hatte, nur darum, weil der andere eben älter war. Der Abt fürchtete, daß selbst der leibliche Bruder sich zurückgesetzt und gekränkt fühlen werde, wenn man ihm den jüngeren vorzieht. Er dachte daran, daß auch die Apostel über die beiden Brüder in ihrer Mitte zürnten, die durch die Hilfe ihrer Mutter von Christus eine Bevorzugung erlangen wollten. Da kam ja allerdings noch dazu, daß der eine, Johannes nämlich, jünger war als alle andern Apostel.

So sehen wir den Apostel ungemein sorgsam bei der Wahl der Diakonissen. Ja, er sorgte noch weiterhin dafür, daß ihnen alle Versuchung erspart wurde, wenn sie sich Gott geweiht hatten. Deshalb sagte er nicht nur: „Ehre die Witwen, welche rechte Witwen sind", sondern auch: „So aber eine Witwe Kinder oder Neffen hat, solche laß zuvor lernen ihre eigenen Häuser göttlich regieren und den Eltern Gleiches vergelten." Dann, ein paar Zeilen weiter: „So aber jemand die Seinen, sonderlich seine Hausgenossen nicht versorget, der hat den Glauben verleugnet und ist ärger denn ein Heide." Das ist eine apostolische Vorschrift, die der Menschlichkeit und der Religion zugleich dient. Es

soll vermieden werden, daß unter dem Schein der Frömmigkeit schutzlose Kinder im Stich gelassen werden und daß dann später das Blut in einer Witwe doch wieder Mitleid für die Schwachen weckt, so daß sie wieder in ihrem Gelübde wankend gemacht werden könnten und sich wieder zu den Dingen wenden, die sie für immer verlassen haben; ja, daß es sogar geschehen könnte, daß sie dann am heiligen Gut zu Verbrechern würden, ihrer Familie Gewinn zuschanzen und die fromme Gemeinschaft dadurch schädigen. Deshalb ist das Gebot unumgänglich notwendig, daß alle, in deren Hausstand es noch etwas zu besorgen gibt, dies tun sollen, bevor sie sich wirklich dem klösterlichen Berufe weihen und Gott widmen, daß sie also „ihren Eltern Gleiches vergelten" sollen, das will sagen: daß sie für ihre Kinder ebenso sorgen sollen, wie sie selbst einmal von ihren Eltern versorgt worden sind. Es wird dann, um das Tun solcher Witwen auf die höchste Stufe zu bringen, noch verlangt, daß sie standhaft im Gebet seien bei Tag wie bei Nacht. Um ihre Bedürfnisse besorgt, spricht der Apostel: „So aber ein Gläubiger Witwen hat, der versorge dieselbigen und lasse die Gemeine nicht beschweret werden, auf daß die, so rechte Witwen sind, mögen genug haben." Das heißt: wenn irgendwo eine solche Witwe, die sich Gott gegeben hat, Angehörige hat, die imstande sind für sie zu sorgen, da soll das geschehen, damit dann

für die übrigen die gemeinschaftliche Kasse genügt. Man darf aus dieser Vorschrift folgern, daß diejenigen, die ihre Witwen nicht unterstützen wollen, durch apostolisches Gesetz dazu gezwungen werden mögen. Der Apostel sorgt aber nicht nur für die äußeren Nöte der Witwen, sondern auch für ihre Ehrung in den Worten: „Ehre die Witwen, welche rechte Witwen sind." Solche Witwen aber waren sicherlich jene, von denen eine der Apostel selbst seine Mutter nannte, die andere der Evangelist Johannes seine Herrin; beide gaben ihnen diese Namen aus Ehrfurcht vor ihrem heiligen Beruf. Paulus schreibt nämlich an die Römer: „Grüßet Rufum, den Auserwählten in dem Herrn, und seine und meine Mutter", und Johannes zu Anfang seines zweiten Briefes: „Der Älteste der auserwählten Herrin und ihren Kindern." Dann bittet er sie um ihre Liebe und fügt noch hinzu: „Und nun bitte ich dich, Herrin, daß wir uns untereinander lieben." Solchem Vorbild folgend und vertrauend, hat Hieronymus (in einem Brief an die Jungfrau Eustochium, die sich dem gleichen Berufe gewidmet hatte wie Du) keine Scheu getragen, sie „meine Herrin" zu nennen. Aber er erklärt auch, warum er solche Ansprache für seine Pflicht hält: „Darum nenne ich Eustochium meine Herrin, weil ich die Verlobte meines Herrn also nennen muß." In demselben Briefe sagt er dann noch, dieses heilige Amt über allen irdischen Ruhm stellend: „Ich will nicht haben,

daß du viel mit Damen verkehrst und in den Häusern vornehmer Frauen aus und ein gehst; ich will nicht, daß du dasjenige häufig siehst, was du gering geachtet, um im jungfräulichen Stande zu bleiben. Mag die Schar ehrgeiziger Schmeichlerinnen sich um des Kaisers Gemahl drängen, solltest du darum deinem Manne sein Recht verkürzen? Du, Gottes Braut, wolltest dienstfertig zu eines Menschen Gattin eilen? Lerne in diesem Stück heiligen Stolz, wisse, daß du mehr bist denn jene." Hieronymus ist es auch, der an eine Jungfrau, die sich Gott gegeben hatte, über die Seligkeit im Himmel und die Ehre auf Erden, die solcher Gott geweihten Jungfrau wird, das Folgende sagt: „Welche Seligkeit dem heiligen Stand der Jungfrauen im Himmel zuteil wird, das sehen wir nicht bloß aus den Zeugnissen der Heiligen Schrift, sondern auch aus dem Brauch der Kirche, welcher uns zeigt, daß die Jungfrauen, welche die geistliche Weihe empfangen, ein ganz besonderes Verdienst dadurch erwerben. Denn während von der großen Menge der Gläubigen alle die gleichen Gnadengaben empfangen und alle der gleichen Segnungen der Sakramente sich erfreuen, so haben jene etwas vor den übrigen voraus, denn aus der heiligen und unbefleckten Herde der Kirche werden sie zum Lohn für ihren heiligen Entschluß vom Heiligen Geist auserlesen als besonders heilige und reine Opfer und werden als solche durch den höchsen Priester Gott

vor seinem Altar dargebracht." Dann heißt es noch: „Es besitzt also der jungfräuliche Stand etwas, das die andern nicht haben, da eine besondere Gnadengabe mit ihm verbunden ist und er sich auch, sozusagen, bei seiner Weihe eines besonderen Vorrechtes erfreut. Denn die Weihe der Jungfrauen darf ja — es sei denn bei drohender Todesgefahr — zu keiner andern Zeit vollzogen werden als an Epiphanias und an den Weißen Ostern oder an den Feiertagen der Apostel. Auch dürfen die Jungfrauen selbst wie die Schleier, die ihr gottgeweihtes Haupt bedecken sollen, nur vom obersten Priester, d. h. vom Bischof geweihet werden." Im Gegensatze hierzu dürfen die Mönche, trotzdem sie ja demselben Stande angehören und ihr Geschlecht sozusagen das starke ist, an jedem Tage vom Abt geweiht werden und ihr Kleid geweiht bekommen, selbst wenn sie so keusch geblieben sind wie die Jungfrauen. Priester und niedere Brüder können während der Quatemberfasten geweiht werden, Bischöfe an jedem Sonntag. Aber es erhöht die Weihe der Jungfrauen, daß sie nur selten und an ganz hohen Festen und Freudentagen geschehen darf. Dann freut sich die ganze Gemeinde über solch herrliche Tugend, wie es in den prophetischen Worten des Psalmensängers steht: „Jungfrauen führet man zum Könige." Und dann noch: „Man führet sie mit Freuden und Wonne und gehen in des Königs Palast." Es ist auch eine weitverbreitete

Annahme, daß Matthäus, der Apostel und Evangelist, der Verfasser der bei solcher Weihe üblichen Liturgie ist oder doch sie selbst zu sprechen gepflegt hat. Wir lesen wenigstens davon in seiner Leidensgeschichte eben dort, wo man auch die Erzählung findet, der Apostel sei für die Weihe und Heiligkeit eben des jungfräulichen Standes in den Märtyrertod gegangen. Für uns Klosterbrüder und Mönche aber hat kein Apostel eine solche Weiheformel verfaßt.

Wie heilig Dein Stand ist, wird nun ja schon durch den ganz eigenen Namen angedeutet. Sie heißen „Sanctimonalien". Dieses Wort hat seinen Ursprung von dem lateinischen sanctimonia oder sanctitas, d. h. Heiligkeit. Es ist ja klar durch das Zeugnis des Herrn selbst: je schwächer das weibliche Geschlecht ist, desto wohlgefälliger ist es auch Gott, desto preisenswerter seine Tugend, so wie der Herr den verzagten Apostel ermahnt, im Kampfe zu verharren, bis der Sieg kommt nach dem Worte: „Laß dir an meiner Gnade genügen; denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig." Der Herr ist es ja auch, der in dem zweiten Korintherbriefe den Apostel über die einzelnen Glieder seines Leibes, d. h. der Kirche sprechen läßt und da Kraft und Wert der schwächeren Glieder rühmt. Die Worte heißen: „Sondern vielmehr die Glieder des Leibes, die uns dünken die schwächsten zu sein, sind die nötigsten, und die uns dünken die unehrlichsten zu sein, denselbigen legen wir am

meisten Ehre an, und die uns übel anstehen, die schmücket man am meisten. Denn die uns wohl anstehen, die bedürfens nicht. Aber Gott hat den Leib also vermenget und dem dürftigen Glied am meisten Ehre gegeben, auf daß nicht eine Spaltung im Leibe sei, sondern die Glieder füreinander sorgen." Niemandem ist ja auch die göttliche Gnade und Barmherzigkeit in solchem Maße zuteil geworden als dem schwächeren Geschlechte, den Frauen, trotzdem sie durch Anlage wie durch die Erbsünde Schuld auf sich gehäuft hatten. Überlegen wir uns einmal, wie es mit den verschiedenen Ständen innerhalb dieses Geschlechtes ist. Da sieht man Jungfrauen, Witwen, Ehefrauen, verworfene Buhlerinnen, die Letzten des Geschlechtes, — und über alle ohne Unterschied hat Gott seine Gnade ausgegossen nach den Worten des Herrn und des Apostels: „Die Letzten werden die Ersten und die Ersten werden die Letzten sein" — „wo aber die Sünde mächtig ist, da ist die Gnade noch viel mächtiger."

Selbst wenn wir also bis an die Anfänge aller Welt zurückgehen, sehen wir, daß die Frauen vom Schöpfungstage an von der göttlichen Gnade bevorzugt worden sind und besonderer Ehren teilhaftig geworden. Das Weib ist im Paradiese geschaffen worden. Der Mann wurde erst ins Paradies versetzt. Das soll für immer eine Mahnung an die Frauen sein, daß das Paradies ihre Heimat ist und daß die Unschuld des Para-

dieses ihre wahrhafte Lebensform ist. Das will auch der heilige Ambrosius in seinem Buche „Über das Paradies" sagen, mit den Worten: „Und Gott nahm den Menschen, welchen er gemacht hatte, un dsetzte ihn ins Paradies." Das heißt: er, der schon auf der Welt war, wurde von Gott nur genommen und ins Paradies geführt; der Mann ist also nicht im Paradies erschaffen worden, wohl aber das Weib. Der Mann war der Bessere, trotzdem sein Geburtsort der schlechtere war. Umgekehrt war es mit dem Weibe. Der Herr hat durch Maria Evas, der Mutter alles Übels, Sünde gesühnt, bevor noch Jesus Christus Adams Sünde ausgemerzt hatte. Wie alle Sünde ihren Anfang nahm mit dem Weibe, so hatte auch im Weibe alle göttliche Gnade ihre Quelle, und die heilige Kraft der Jungfrau glänzt über allem.

Anna und Maria boten auch schon den Jungfrauen und den Witwen das Vorbild frommer Lebensart, bevor noch Johannes und die Apostel den Männern das Beispiel klösterlicher Lebensweise gegeben haben. Wenn wir nun nach Eva uns die Tugend der Debora, der Judith, der Esther vor Augen halten, so werden wir gleich sehen, daß die Männer zurückstehen und sich schämen können. Wahrhaftig, Debora, die Richterin des auserwählten Volkes, ist in den Krieg gezogen, als es an Männern gebrach, und hat den Feind besiegt. Triumphierend hat sie ihr Volk befreit. Judith, ohne Waffen, von einer

einzigen Dienerin geleitet, griff eine furchtbare Schar an, allein hat sie das Haupt des Holofernes mit dem Schwerte von seinem Leib getrennt, die ganze Schar der Feinde zurückgeschlagen und das Volk, das schon ohne Hoffnung war, gerettet. Esther, vom Heiligen Geiste geleitet, konnte, trotzdem sie im Widerspruch mit dem Gesetze einem heidnischen Prinzen vermählt war, doch die Einflüsterungen des gottlosen Haman und den grausamen Willen des Königs zunichte machen und in einem einzigen Augenblick das Gegenteil von dem erreichen, was der König schon beschlossen hatte.

Man sieht es als ein Wunder der Kraft an, daß David mit einer Schleuder und einem Stein gegen Goliath losgegangen ist und ihn besiegt hat. Die Witwe Judith aber wagte sich ohne Schleuder und ohne Stein, ohne die Hilfe jeder Waffe gegen ein feindliches Heer vor. Esther hat durch ihr Wort allein das Volk befreit und das verdammende Urteil gegen die Feinde gewendet, so daß die, die eine Grube gegraben hatten, selbst in sie fielen. Zur Erinnerung an diese wunderbare Handlung haben die Juden ein jährliches Fest eingesetzt, was sie nie für die Tat eines Mannes getan haben, so groß sie auch gewesen sein mag.

Und wer bewundert nicht die unvergleichliche Standhaftigkeit jener Mutter von sieben Söhnen, die der gottlose König Antiochus mit ihren Kindern gefangen genommen hatte — der Bericht da-

von ist zu finden in der Makkabäergeschichte — und die er vergeblich zu zwingen suchte, Schweinefleisch zu essen, was das alte Gesetz verboten hatte. Diese Mutter vergaß alle sonst natürlichen Gefühle, alles was man sonst Menschlichkeit nennt, um nur an Gott selbst zu denken. Und da mußte sie zusehen, wie einer nach dem andern ihrer Söhne den Märtyrertod erlitt, erlitt also selbst diesen Tod siebenfach und verdiente ebenso viele Märtyrerkronen, bis sie selbst dann dasselbe Schicksal erlitt. Wenn wir im Alten Testamente blättern, finden wir da irgendein Geschehnis, das solcher mutigen Standhaftigkeit zu vergleichen wäre? Als der unermüdliche böse Versucher alles gegen den frommen Hiob aufgeboten hatte, sagte er schließlich, als es ans Sterben ging, da er die menschliche Schwachheit dem Tode gegenüber kannte, zu ihm: „Haut für Haut, und alles wird der Mensch für sein Leben geben." Denn die Vorstellung der Schrecken des Todes füllt unser aller Herz so sehr mit Angst aus, ob wir es nun wollen oder nicht, daß wir, um dieses eine zu schützen, oft alles hingeben und vor nichts zurückschrecken, wenn wir nur hoffen, das Leben retten zu können. Diese christliche Heldin aber hat lieber ihr Leben und das ihrer Kinder hingegeben, als das Gesetz in einem einzigen Punkte zu übertreten. Und was war es für eine Übertretung des Gesetzes, zu der sie gezwungen werden sollte? Verlangte man von ihr, daß sie ihren

Gott verleugnen solle, Götzen anbeten? Nein. Man wollte nur, daß sie Schweinefleisch esse, was das Gesetz verbietet. O meine Brüder, ihr, die ihr wie ich Mönche seid und die ihr Tag um Tag auf die unverschämteste Weise unsere Ordensregel übertretet, indem ihr Fleisch begehret, das euch verboten ist, was könnt ihr der Standhaftigkeit dieser Frau an die Seite stellen? Oder seid ihr so unempfindlich, daß euch ein solches Beispiel, wenn mans euch entgegenhält, nicht beschämt? Hört doch, ihr Brüder, den Vorwurf, den der Herr den Ungläubigen macht, wenn er über die Königin von Mittag spricht: „Die Königin von Mittag wird auftreten am Jüngsten Gericht mit diesem Geschlecht und wird es verdammen." Ihr solltet aber durch die Standhaftigkeit dieser Frau noch mehr, noch tiefer erschüttert werden, weil ihr Tun viel mehr Größe hatte als eures, ihr aber durch euer Ordensgelübde viel enger gebunden sein solltet als sie. Die Kirche hat denn auch dieser tugendhaften Frau, die sich in der Stunde der Entscheidung so bewährt hat, eine besondere Gnade erwiesen, daß nämlich ihr Märtyrertod durch ein feierliches Hochamt und eine besondere Messe gefeiert wird. Und das ist eine Ehre, wie sie keinem der frommen Menschen des alten Bundes erwiesen wird, keinem von denen, die vor der Ankunft des Herrn hingegangen sind. Trotzdem auch in der Geschichte der Makkabäer schon erzählt ist, daß Eleazar, jener alte, ehrwürdige und schriftkun-

dige Mann, aus demselben Grunde schon vorher zum Märtyrer geworden ist. Aber weil die Tugend der Frauen, als des schwächeren Geschlechtes, wie schon früher gesagt, Gott genehmer ist und deshalb auch mehr geehrt wird, so wird dieses Märtyrertum des Eleazar, an dem keine Frau Anteil hatte, auch nicht im besonderen durch eine Feier ausgezeichnet. Man hat es für nichts so Wunderbares gehalten, daß das stärkere Geschlecht sich in der Stunde der Schmerzen eben auch als das stärkere erweist. Das ist auch der Grund, daß die Heilige Schrift jene Frau mit so großen Worten preist, mit diesen nämlich: „Es war ein großes Wunder an der Mutter, und ist ein Beispiel, das wohl wert ist, daß mans von ihr schreibe. Denn sie sah ihre Söhne alle sieben, auf einen Tag nacheinander martern und litt es mit großer Geduld um der Hoffnung willen, die sie zu Gott hatte. Dadurch ward sie so mutig, daß sie einen Sohn um den andern auf ihre Sprache tröstete und faßte ein männliches Herz." Und nun, wenn es darauf ankommt, jungfräuliche Tugend zu preisen, dürfen wir die Tochter des Jephtha vergessen? Sie wollte, daß ihr Vater sein Gelübde, so voreilig es auch war, halte und nicht wortbrüchig werde, und damit also Gott, der sich ihr gnädig gezeigt hatte, sein Opfer bekomme, verlangte sie selber von dem Vater, daß er das Messer gegen sie erhebe. Stellt euch nun vor, was sie, wenn sie Christin gewesen wäre, für ihren Glauben alles vollbracht

hätte? Wenn Heiden sie hätten zwingen wollen, Gott zu verleugnen, von ihm abzufallen? Hätte sie so, wie der Apostel, über Christus gesprochen: „Ich kenne den Menschen nicht"? Ihr Vater gab ihr noch eine Frist von zwei Monaten; als aber diese zwei Monate um waren, kam sie selbst und verlangte den Tod. Freiwillig wollte sie sterben, sie kannte keine Angst, sondern begehrte selber, daß ihr nach dem Gelübde geschehe. Sie gibt ihr Leben hin für ein voreiliges Gelübde ihres Vaters, sie erfüllt, was er versprochen hat, nur damit es Wahrheit werde. Sie kann es nicht mit ansehen, daß ihr Vater das Wort bricht; man sieht, wie wenig sie selbst dazu imstande gewesen wäre. Wie heiße Liebe wohnt also in dieser Jungfrau für den leiblichen Vater sowie für den im Himmel! Sie will sterben, um diesem einen Wortbruch zu ersparen und damit jenem geschehe, was ihm gelobt ist. Gewiß, diese edle Maid hat die hohe Auszeichnung redlich verdient, daß Jahr um Jahr die Töchter Israels zusammenkommen und in feierlichen Gesängen die Erinnerung an den Tod der Jungfrau preisen und in Bekümmernis über das schmerzliche Schicksal, dem sie anheimfiel, klagen.

Wenn man aber nun auch von allem andern schweigen soll: nichts war für unsere Erlösung, für das Heil der ganzen Welt so unentbehrlich als das weibliche Geschlecht. Es hat uns ja den Erlöser geschenkt. Das ist es ja auch, worauf

jenes Weib, das dem heiligen Hieronymus mit so vielen Bitten zusetzte, hingewiesen hat, auf dieses Motiv berief sie sich zu seinem Staunen, als sie ausrief: „Was wendest du dich ab? Was weichst du zurück vor meinem Flehen? Sieh in mir nicht das Weib, sieh die Unglückliche in mir. Mein Geschlecht hat den Heiland geboren." Nun ja, kann man irgend etwas solchem Ruhme vergleichen? Dem Ruhme, den das weibliche Geschlecht errungen hat, da ihm die Mutter des Herrn angehört. Unser Herr und Erlöser hätte ja, wenn das nach seinem Wunsche gewesen wäre, auch den Körper eines Mannes annehmen können, ebenso wie es ihm eben gefallen hat, die erste Frau aus dem Körper des Mannes zu schaffen. Er wollte aber die Demut des weiblichen Geschlechtes, das vor ihm Gefallen gefunden hat, ehren, indem er ihm diese Gnade erwiesen hat. Er hätte im Körper der Frau ja auch noch einen edleren Teil finden können für das Amt der Geburt als der ist, der auch allen andern Menschen als unreiner Weg zu Empfängnis und Geburt dient. Aber er wollte vielmehr dem elenden Leib eine Ehrung ohnegleichen erweisen und gab darum durch die Tatsache seiner Geburt dem Zeugungsorgane des Weibes eine Weihe, die höher steht als jene, die dem männlichen Geschlechtsorgan durch die Beschneidung gegeben wird.

Nun will ich, so wie ich es im Anfange mir vorgenommen habe, nicht weiter von Ehren

sprechen, die Jungfrauen geworden sind, sondern jetzt auch von allen den übrigen Frauen reden. Hör also zu. Wie groß war doch die Gnade, die Elisabeth und Hanna bei der Ankunft Christi empfingen! Elisabeth war eine verehelichte Frau, Hanna eine Witwe. Der Mann der Elisabeth, der Hohepriester Zacharias, war an der Zunge gelähmt, zur Strafe für seine Ungläubigkeit, Elisabeth aber vom Heiligen Geiste erfüllt, fühlte bei der Ankunft und Begrüßung der Maria, wie das Kind in ihrem Leibe sich regte. Und so durfte sie als erste die Empfängnis der Maria prophezeien und verkündigen und war so mehr noch als eine Prophetin. Sie durfte verkündigen, daß die Jungfrau schon empfangen hatte, und so gab sie den Anlaß, daß die Mutter Gottes selbst den Herrn lobte. Elisabeth hatte die Gabe der Verkündigung in noch höherem Grade als Johannes, denn er konnte ja nur auf den schon zur Welt Gekommenen hinweisen, sie aber erkannte den Sohn Gottes, als er eben erst empfangen war. In dem Sinne, in dem wir die Maria Magdalena ebenfalls gewissermaßen einen weiblichen Apostel nennen können, dürfen wir auch Elisabeth und die fromme Witwe Hanna, von der ich schon früher so viel erzählt habe, den andern Propheten als weibliche Prophetin anreihen.

Wenn wir nun das, was über prophetische Gaben zu sagen ist, auch von Heiden aussprechen wollen, dann gilt es vor allem, sich der

Seherin Sibylle zuzuwenden, zu hören, was ihr über den Herrn Christus offenbart wurde. Der Vergleich dieser Frau mit allen andern Propheten, sogar dem Jesaia, von dem Hieronymus sagt, er sei schon mehr ein Evangelist als ein Prophet gewesen, zeigt, daß die Frauen viel stärkere prophetische Gaben gehabt haben als die Männer. Augustinus sagt darum, sie gegen die Ketzer ausspielend: „Vernehmen wir auch, was die Sibylle, ihre Prophetin, über ihn sagt: Einen andern hat der Herr den gläubigen Menschen gegeben, daß sie ihn anbeten. Ferner: Erkenne du selbst, daß dein Herr Gottes Sohn sei. An einer andern Stelle nennt sie den Sohn Gottes Symbolum, d. h. Berater. Und der Prophet sagt: ‚Sein Name ist: Wunderbar — Rat.'" Und der nämliche Kirchenvater berichtet im 18. Kapitel seines Buches vom „Gottesstaat" folgendes über sie: „In jener Zeit soll nach verschiedenen Berichten die Erythräische Sibylle — manche behaupten auch, es sei diejenige von Cumä gewesen — geweissagt haben." Er gibt auch den Inhalt jener siebenundzwanzig Verse, die von ihr erhalten sind, lateinisch:

„Erde mit Schweiß bedeckt, verkündet die Nähe des Richters,
Und vom Himmel herab naht, ewig zu herrschen, ein König,
In leibhaftigem Fleisch erscheint er, zu richten den Erdkreis."

Liest man die griechischen Initialen dieser Verse

THE INSTITUTE OF MEDIAEVAL STUDIES
ST. MICHAEL'S COLLEGE

hintereinander, so entstehen die Worte: „Jesus Christus, Sohn Gottes, Heiland." Auch Laktantius zitiert einige Verkündigungen der Sibylle, die den Messias betreffen, in den folgenden Worten: „Er wird nochmals in die Hände der Ungläubigen fallen. Sie werden mit ihren sündigen Händen dem Gotte Backenstreiche geben, und giftigen Speichel werden sie ausspeien aus unreinem Munde. Er aber wird demütig seinen heiligen Rücken darbieten, und schweigend wird er sich ins Angesicht schlagen lassen, damit keiner das Wort erkenne und niemand den Geistern der Hölle sage, woher er gekommen, und mit einer Dornenkrone wird er gekrönt werden. Für den Hunger geben sie ihm Galle, und Essig zum Trinken; also werden sie ihn bewirten. O du verblendetes Volk, deinen Gott, den aller Sterblichen Geist preisen sollte, hast du nicht erkannt; mit Dornen hast du ihn gekrönt, Galle hast du ihm gemischt. Der Vorhang im Tempel wird zerrissen, mitten am Tag wird es finster sein drei Stunden lang, und er wird sterben, drei Tage wird ihn der Schlummer befangen, alsdann wird er aus der Unterwelt ans Licht kommen, als Erstling der Auferstehung." Diese Sibyllinische Verkündigung hat meiner Meinung nach auch der größte lateinische Dichter Virgil gekannt und wohl gemerkt. Er tut ihrer in der vierten Ekloge Erwähnung: da erzählt er, während der Regierungszeit des Kaisers Augustus, während des Konsulates des Pollio,

würde ein Knabe auf wunderbare Weise geboren werden, den der Himmel selbst zur Erde geschickt haben werde, damit er die Sündhaftigkeit der ganzen Welt trage und auf herrliche Weise eine neue Zeit einleite. Der Dichter erwähnt selbst, daß die Prophezeiung des Cumäischen Gedichtes, also der Sibylle, die man eben die Cumäische genannt hat, ihn zu diesen Versen angeregt hat. Seine Verse erregen den Anschein, daß er alle Menschen aufrufe, froh zu sein mit ihm, zu singen mit ihm und auch selbst wieder zu schreiben von der künftigen Geburt dieses Kindes. Alles andere auf der Welt hält er daran gemessen für gleichgültig und für gemein, und so heißen seine Verse:

„Etwas Höheres laßt, o Sikelische Musen, uns singen:
Nicht jedweden erfreut Weinbaum und Sumpftamariske.
Schon ist das äußerste Alter genaht des Cumäischen Liedes;
Wiederum erneut sich die große Folge der Zeiten;
Wieder schon kehret das Reich des Saturn und wieder die Jungfrau;
Schon ein neues Geschlecht entsteigt dem erhabenen Himmel."

Wir wollen nun Satz für Satz die Verkündigung der Sibylle untersuchen, dann werden wir sehen, daß sie alles enthält, was im christlichen Glauben wesentlich ist. Alles ist in dieser Verkündigung

und ihrer Niederschrift schon enthalten. Nichts ist verschwiegen; nicht seine göttliche Art, nicht sein Menschentum, nicht, daß er zweimal zur Erde kommt, nicht das doppelte Gericht. Das erste, das ihn ungerechter Weise zu seinen Leiden verdammte, das zweite, auf dem er in unfehlbarer Gerechtigkeit die Welt richten wird. Sie spricht auch von der Höllenfahrt ebenso wie von der glorreichen Auferstehung und übertrifft darin nicht nur die Weissagungen der Propheten, sondern auch die der Evangelisten, denn die wußten ja von einer Höllenfahrt Christi nichts zu sagen.

Wie wunderbar ist dann jenes ausführliche und traute Gespräch, das der Herr Jesus mit der Samariterin, der Heidin, geführt hat, indem er so innig auf sie einsprach, daß selbst die Apostel sich höchlichst verwunderten. Von ihr, die doch ungläubig war und einen üblen Ruf hatte, weil sie mit so vielen Männern Umgang hatte, begehrte er einen Trunk, er, von dem sonst nirgends berichtet steht, daß er von irgend jemandem Speise oder Trank verlangt hätte. Die Apostel treten hinzu, sie bieten ihm von der Nahrung an, die sie gekauft haben, sprechen: „Rabbi, iß" — aber er nimmt nichts von dem, was sie ihm bieten, und sagt, als wolle er sich vor ihnen rechtfertigen: „Ich habe eine Speise zu essen, da wisset ihr nicht von." Das Weib aber bittet er ihm zu trinken zu geben. Sie will nicht und sagt: „Wie bittest du von mir zu

trinken, so du ein Jude bist und ich ein samaritisches Weib? Denn die Juden haben keine Gemeinschaft mit den Samaritern." Und dann: „Hast du doch nichts, damit du schöpfest, und der Brunnen ist tief." So tut er, trotzdem es eine Heidin ist, und trotzdem sie ihm nicht zu trinken geben will; er, der die Speisen, die die Apostel ihm freiwillig anbieten, nicht annimmt. Erzeigt er nicht auch da wieder eine hohe Gnade dem schwächeren Geschlechte, daß er, dem wir allein das Leben danken, ein Weib um einen Schluck Wasser anspricht? Ich frage Dich, warum mag er das getan haben? Darauf kann doch nur die Antwort sein: er wollte deutlich offenbaren, daß die Tugend des Weibes ihm um so wohlgefälliger ist, je schwächer bekanntlich seine Natur ist, und daß er desto mehr ihnen Heil zu bringen dürstet, je höher ihre Tugend einzuschätzen ist. Er deutet also, wenn er von einem Weibe einen Trunk verlangt, an, daß solcher Durst am besten durch die Erlösung von Frauenseelen gestillt wird. Und er nennt einen solchen Trunk Speise, in den Worten: „Ich habe eine Speise zu essen, da wisset ihr nicht von." So wie er ja auch an einer andern Stelle erklärt, was er mit Speise meint in dem Ausspruch: „Meine Speise ist, daß ich tue den Willen meines Vaters" — was eben auch sagen will, daß der Wille Gott Vaters besonders da zur Wirklichkeit werde, wo es um das Seelenheil von Frauen geht. Wie es ja auch von der ver-

traulichen Zwiesprache, die Jesus mit dem Juden-obersten Nikodemus gehabt hat, heißt, als er den, der insgeheim sich zu ihm geschlichen hatte, bekehren wollte. Allein dieses Gespräch hatte keinen so wunderbaren Ausgang; die Samariterin wurde ja bekanntlich vom Geiste Gottes erfüllt und durfte dann prophezeien, daß der Herr zu dem Judenvolk gekommen sei und nun auch zu den Heiden kommen werde, und die Worte sagen: „Ich weiß, daß Messias kommt, der da Christus heißt. Wenn derselbe kommen wird, so wird er es uns alles verkündigen." Es heißt auch, daß auf die Worte dieses Weibes hin dann aus der Stadt sehr viele Menschen hingeströmt sind zu Jesus, anfingen, an ihn zu glauben, zwei Tage lang nicht von ihm wichen, der doch an einer andern Stelle zu seinen Schülern gesprochen hat: „Gehet nicht auf der Heiden Straße und ziehet nicht in der Samariter Städte." Johannes berichtet auch, daß einmal Heiden, als sie nach Jerusalem kamen, um Feste zu feiern, durch Philippus und Andreas dem Herrn mitteilen ließen, daß sie ihn gerne sehen wollten. Es wird aber nicht berichtet, ob ihnen solcher Wunsch erfüllt wurde und ob sie auf ihre Bitte hin ebenso vertraulich mit Christus sprechen konnten, wie es der Samariterin vergönnt war, die doch gar nicht darum gebeten hatte. Ich glaube sogar, daß Christus seine Tätigkeit unter den Heiden mit der Samariterin begonnen hat und nicht nur sie allein zu seinem

Glauben bekehrt, sondern nach dem Berichte der Schrift durch ihre Bekehrung dann auch noch andere. Wir lesen, daß auch die Magier, vom Sterne erleuchtet, zu Christus hingeführt worden sind und daß sie dann andere durch ihr Wort und ihre Lehre bekehrt haben, allein nur sie selbst durften zum Herrn kommen. Man sieht auch hier wiederum, wie viele Gunst dem heidnischen Weib von Christus erwiesen wurde, denn sie eilte nach Hause, rief in der Stadt aus, er sei gekommen, erzählte, was er ihr verkündet hatte, und gewann so viele Gläubige für ihn.

Wenn wir nun im Alten Testament oder in den Evangelien lesen, so finden wir dort geschrieben, wie die göttliche Gnade, die stärkste Kraft des Himmels nämlich, einen Verstorbenen wieder ins Leben zurückzurufen, sich vor allem an Frauen erwiesen hat. Nur für sie und an ihnen geschahen solche Wunder. Da ist vor allem die Erzählung, daß die Mütter von Elia und Elisäus baten, ihre Söhne möchten wiedererweckt und ihnen zurückgegeben werden, und daß das geschah. Der Herr erweckte auch den Sohn einer Witwe, die Tochter des Hohenpriesters, den Lazarus auf die Bitten seiner Schwester vom Tode, und so kommt die Kraft dieses Wunders Frauen zugute. Deshalb heißt es auch in dem Apostelbriefe an die Hebräer: „Die Weiber haben ihre Toten aus der Auferstehung wiedergenommen." Denn das Mädchen, das ins Leben zurückgerufen worden ist, bekam ja ebenso die

Gnade des Himmels zu spüren dadurch, daß ihr schon erstorbener Körper ihr wieder zurückgegeben wird, wie eben die andern Frauen, denen teure Tote erweckt und zurückgegeben werden und sie also getröstet. Man sieht aus alledem, wie der Herr Frauen ehrt, wenn er sie vor allem beglückt, indem er ihre Teueren wieder ins Leben zurückruft oder auch sie selbst, dann aber, als es an seine eigene Auferstehung geht, sie die ersten sein dürfen, denen er erscheint, was wiederum eine ganz besondere Auszeichnung ist. Und auch diese hat das Geschlecht der Frauen mit Recht verdient durch das Mitleid, das es dem Herrn inmitten eines Volkes von Feinden entgegengebracht hat. Wir lesen in dem Berichte des Lukas, wie die Frauen dem Herrn folgten, als ihn die Männer zum Kreuze führten, wie sie klagten und weinten, wie er sich dann zu ihnen wendete und für ihre Liebe dankte und, damit sie sich vor dem kommenden Untergange retten könnten, ihnen verkündigte: „Ihr Töchter von Jerusalem, weinet nicht über mich, sondern weinet über euch selbst und über eure Kinder. Denn siehe, es wird die Zeit kommen, in welcher man sagen wird: Selig sind die Unfruchtbaren und die Leiber, die nicht geboren haben." So liest man auch in den Erzählungen des Matthäus, daß die Frau des ungerechten Richters bemüht war, den Herrn zu befreien. Es heißt von ihr: „Und da er auf dem Richterstuhl saß, schickte sein Weib zu ihm und ließ ihm sagen:

Habe du nichts zu schaffen mit diesem Gerechten; ich habe heute viel erlitten im Traume von seinetwegen." Und dann von allen jenen, die der Predigt Jesu lauschten, war es wiederum eine Frau, die laut zu seinem Preise rief: „Selig der Leib, der dich getragen hat, und die Brüste, die dich gesäuget haben." Aber trotzdem daß das, was sie ausrief, Wort für Wort wahr war, rief sie der Herr doch zurück und verbesserte ihre Worte: „Ja, selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren." Man weiß, daß der Herr von allen Aposteln Johannes am meisten geliebt hat, so daß man ja auch Johannes den Lieblingsjünger des Herrn genannt hat. Aber Johannes selbst schreibt von Martha und Maria: „Denn Jesus hatte Martha lieb und ihre Schwester Maria und Lazarus." Johannes also, er, der Lieblingsjünger des Herrn, der sich so nennen durfte wie keiner der andern Apostel, schreibt von den Frauen, daß sie dieselbe Ehre genossen haben wie er. Er nennt allerdings mit den Frauen auch ihren Bruder, aber er sagt doch zuerst den Namen der Frauen, um so anzudeuten, daß sie dem Herren Jesus näher gewesen sind.
Und nun sei zum Beschluß von jenen Frauen die Rede, die zwar Christinnen waren, aber uns ein Beispiel der göttlichen Milde dadurch bieten, daß sie zeigen, wie Gottes Milde auch der Verworfenheit von Huren sich geneigt hat. Maria Magdalena, Maria Aegyptiaca, die Gott dann hoch ehrte und über alle hob, sie hatten vorher

ein Leben der argen Buhlerei geführt. Und doch durfte die eine, wie schon berichtet, dann später immer zusammen mit den Aposteln leben, von der andern hört man, daß sie in der Einsamkeit hart, fast übers Menschliche hinaus für ihr Tun gebüßt hat. Und so sieht man, daß die fromme Tugend der Frauen an allererster Stelle steht, wenn man die Klostersitten der beiden Geschlechter vergleicht. Deshalb hat das Wort des Herrn an die Ungläubigen: „Die Huren werden eher ins Reich Gottes kommen als ihr" Geltung auch für gutgläubige Männer, und man darf es anwenden auf Mönche beider Geschlechter und so sagen, daß jene, die nach ihrem Geschlecht und dem Leben, das sie geführt haben, die Letzten waren, die Ersten sein werden und die Ersten die Letzten.

Nun, wir wissen ja auch alle, wie demütig und andächtig Frauen den Rat und die Mahnung Christi und des Apostels, keusch zu sein, befolgt haben. Sie haben, um ihre Körper und ihre Seelen rein zu erhalten, sich selbst im Märtyrertod geopfert für Gott, und also zweifach gekrönt verlangen sie, dem Lamme, das den Jungfrauen verlobt ist, auf allen Wegen zu folgen. Solche vollkommene Tugend wird bei Männern nicht oft gefunden. Bei Frauen wohl. Ja, wir wissen von Frauen, die so keusch lebten und so um ihre Keuschheit besorgt waren, daß sie Hand an sich selbst legten, um nur ja die Jungfräulichkeit, die sie Gott geweiht hatten, nicht zu verlieren, sondern als

wahre Jungfrauen zum Herrn, ihrem Bräutigam, einzugehen. Der Herr hat denn auch gezeigt, wie wohlgefällig ihm fromme Jungfrauen sind. Als einmal der Ätna ausbrach und das Heidenvolk um Hilfe flehend zur heiligen Agathe strömte, da rettete ein Schleier der Heiligen, den sie vor das entsetzliche Feuer breitete, das Volk vor aller Gefahr des Körpers und der Seele. Nirgends steht aber etwas davon, daß auch das Kleid eines Mönches solche Wunderkraft gehabt hat. Wir lesen wohl, daß der Jordan vom Mantel des Elias geteilt worden ist, so daß Elias und Elisäus trockenen Fußes durchgehen konnten. Das ist aber etwas ganz anderes, als wenn durch den Schleier einer Jungfrau die ungeheure Menge des Heidenvolkes vor aller Verderbnis des Körpers und der Seele bewahrt wird und sie nun bekehrt werden und als Gläubige die Himmelsstraße ziehen. Noch ein Wort zeigt die hohe Würde heiliger Frauen, daß sie nämlich, wenn sie geweiht werden, zu sagen haben: „Durch seinen Ring hat er mich erworben, seine Braut bin ich." Das sind die Worte der heiligen Agnes nun, die das Gelübde jener Jungfrauen bilden, die sich dem Herrn weihen. Wenn ich nun, um euren Eifer zu steigern, euch in eurer Hingebung zu ermuntern, bis in die Zeit des Heidentums zurückgehe und untersuche, in welcher Form damals der Stand, dem Du jetzt angehörst, bestanden hat, wie er geehrt worden ist, so kann ich Beispiele bringen, daß

es auch in diesem heidnischen Urzustande schon Lebensformen gegeben hat, die ähnlich waren, nur daß eben der rechte Glaube noch nicht da war. Die Kirche hat dann das Nötige daran geändert und übernommen, was gut war, sowohl unter dem, was bei Heiden bestand, als bei dem, was die Juden davon hatten. Wir wissen ja alle, daß die christliche Kirche von der jüdischen Synagoge die ganze Reihe geistlicher Ämter vom Türhüter bis zum Bischof übernommen hat, auch die Einrichtung der Tonsur, die den Priester charakterisiert, die Quatemberfasten, das Fest der süßen Brote, ja, daß sogar die Ornamente der priesterlichen Ornate und viele Zeremonien innerhalb der kirchlichen Gebräuche übernommen worden sind. Es ist auch allbekannt, daß in weiser Überlegung und Rücksicht die Kirche die weltlichen Würden, wie es sie bei den einzelnen Völkern gab, zum Beispiel die der Könige und Fürsten, beibehalten hat und eine ganze Reihe von gesetzlichen Vorschriften, sogar von sittlichen Anschauungen und Geboten, wie sie eben die Völker vor ihrer Bekehrung gehabt haben. Aber mehr als das, auch kirchliche Ämter sind ebenso übernommen worden, dazu die besonderen Formen der Gebote für die Enthaltsamkeit oder Satzungen, die körperlichen Reinigungen betreffend. Unsere Bischöfe und Erzbischöfe amtieren jetzt auf die Art, auf die früher eben Flamines und Archiflamines amtiert haben, Tempel, in denen früher den

Dämonen gedient worden ist, wurden dem Herrn Gott geweiht oder den Heiligen. Bei den Heiden waren es die Jungfrauen, die ganz besonders hoch in Ehren standen. Bei den Juden verlangte das Gesetz die Ehe. Ja, die Heiden gingen so weit in der Ehrung der Keuschheit, daß in ihren Götzentempeln ganze Scharen von Frauen lebten, die, wenn auch nicht jungfräulich, doch wenigstens der Ehe fern waren. Deshalb spricht Hieronymus im dritten Buche seines Kommentars zum Galaterbrief: „Was werden wir zu tun haben, wenn uns zur Beschämung Juno ihre geweihten Frauen, Vesta ihre Jungfrauen und andere Götzen ihre Enthaltsamkeit übenden Verehrer haben?" Er sagt Frauen und Jungfrauen, und nennt Frauen jene, die früher mit Männern geschlechtlichen Umgang gehabt haben, jetzt aber ohne Männer leben, mit Jungfrauen aber meint er solche, die nie ein Mann berührt hat. Die Worte monos und monachos, das zweite kommt vom ersten, heißen beide Einsiedler, haben beide den gleichen Sinn. Derselbe Autor (in seiner Schrift „Gegen Jovinianus", erstes Buch) führt eine ganze Reihe von Beispielen über die Keuschheit und Enthaltsamkeit der Frauen unter den Heiden an. Er sagt: „Ich bin bei der Aufzählung dieser Frauen absichtlich so ausführlich gewesen, damit diejenigen, welche die christliche Schamhaftigkeit gering achten, wenigstens von den Heiden Keuschheit lernen." Und an einer

andern Stelle preist er die Keuschheit so sehr, daß man der Meinung sein kann, Gott habe überall, bei allen Völkern an der Unberührtheit des Körpers großes Wohlgefallen gehabt und diese Eigenschaft dann auch besonders geehrt durch die Erweisung von Wundern. Diese Stelle lautet: „Was soll ich reden von der Erythräischen und Cumäischen Sibylle und von den andern acht? Denn Varro behauptet, es seien zehn gewesen. Was sie von andern unterscheidet, ist ihre Jungfräulichkeit und die Sehergabe, die ihnen zum Lohn dafür verliehen ist." Und an einer andern Stelle: „Als die Vestalin Claudia des Vergehens der Unzucht verdächtigt wurde, soll sie an ihrem Gürtel ein Floß fortgezogen haben, das Tausende von Menschen nicht hatten von der Stelle bringen können." Ebenso sagt Sidonius, der Bischof von Clermont, in der Vorrede seines Buches:

„So war Tanaquil nicht, noch auch die Jungfrau,
Deren Vater du warst, o Tricipitinus;
So nicht war die Geweihte der phrygischen Vesta,
Die durch der Albula hochaufschwellende Fluten
Mit jungfräulichem Haar das Floß gezogen."[1]

[1] Dieses Zitat sowie eine Reihe anderer sind den Übersetzungen von Dr. P. Baumgärtner, Leipzig 1894 und Moritz Carrière, Gießen 1844, entnommen.

Augustinus im 22. Buch seiner Schrift „Vom Gottesstaat" sagt: „Kommen wir nun zu ihren Wundern, welche sie als von ihren Göttern verrichtet unseren Märtyrern entgegenstellen, werden wir da nicht finden, daß sie auch nur unsern Zwecken dienen und unserer Sache förderlich sind? Unter den großen Wundertaten ihrer Götter ist gewiß eine der größten die, welche Varro erzählt: eine vestalische Jungfrau habe, als sie fälschlicherweise der Unkeuschheit verdächtigt wurde, ein Sieb mit Wasser aus dem Tiber angefüllt und vor ihre Richter getragen, ohne daß ein Tropfen verloren gegangen sei. Wer hat das schwere Wasser aufgehalten, trotz der vielen Öffnungen, durch die es hätte abfließen können? Sollte nicht der allmächtige Gott einem irdischen Körper sein Schwergewicht nehmen und dasselbe Element mit Leben erfüllen können, in welchem nach seinem Willen der lebenschaffende Geist seinen Sitz hat?" Wir brauchen uns durchaus nicht zu wundern, daß Gott schon bei den Heiden die Keuschheit durch diese und andere Wunder in Ehren gesetzt hat oder durch die Wirkung der Götzen, zu denen man betete und deren Einfluß man sie zuschreibt, zu hohem Ansehen gebracht. Er hat das getan, um jene, die dann gläubige Christen wurden, schon früher für diese Tugend zu gewinnen, da sie sich erinnern, daß sie schon als Heiden diese Eigenschaften hochzuschätzen hatten. Auch Kaiphas bekam ja die Gabe der

Verkündigung nicht seiner geringen Person wegen, sondern in seinem Amte als Hoherpriester. Mehr als das, es gibt falsche Apostel, die Wunder verrichten dürfen, und das ist dann nicht der Fall ihrer Person wegen, sondern um das Amt, dem sie anzugehören scheinen, in Ehre zu erhalten. Es ist also gar nicht so merkwürdig, daß der Herr auch an ungläubigen Frauen Wunder geschehen ließ, aber er hat es nicht der einzelnen Personen wegen getan, sondern um die Keuschheit in Ansehen zu bringen oder böse und falsche Anklagen gegen eine unschuldige Jungfrau zu entkräften. Es ist kein Zweifel, daß auch die Heiden die Jungfräulichkeit sehr hoch gewertet haben, ebenso wie alle Völker die Heiligung der Ehe durch die Kraft Gottes zu ehren gelernt hatten. Es gibt darum auch keinen Grund zu staunen, wenn selbst bei Heiden Gott Einrichtungen, die er als gut und heilbringend erkennt, durch Wunder bekräftigt, nicht etwa um die Kräfte des falschen Götzendienstes zu bestätigen, sondern um eben durch seine göttliche Kraft, insbesondere wenn sie der Unschuld zugute kommt, die Schlechtigkeit böser Menschen zunichte zu machen. Vor allem ist das geschehen, wenn durch die Ehrung solcher Eigenschaften die Menschen angehalten werden konnten, sie sich selbst zu eigen zu machen. Unter Heiden ebenso wie unter Gläubigen geschehen ja weniger Sünden, wenn Sinnlichkeit und fleischliche Begierde gemieden wird.

So hat denn auch Hieronymus (und mit ihm die meisten anderen Kirchenväter) gerechterweise die Sittenlosigkeit des schon früher erwähnten Häretikers Jovinianus angefochten durch den Zuruf: „Gehdu nur unter die Heiden, dort wirst du dich schämen, weil du dort an ihnen Tugenden sehen wirst, die du selbst an gläubigen Christen nicht hochschätzest. Werden wir uns nur klar darüber: auch die Majestät heidnischer Herrscher, selbst wenn diese unverständig zu Unrecht angewendet wird, ihre Gerechtigkeit, ihre Barmherzigkeit, die sie einfach als Menschlichkeit üben, und alles andere, was sonst noch einen Herrscher ziert, — es ist ein Geschenk Gottes. Man darf wahrhaftig nicht das Gute mißachten, wenn es mit Bösem zusammen auftritt, denn — auch der heilige Augustinus weiß es schon, und der gewöhnliche Verstand des gemeinen Menschen zeigt es auch — das Übel wohnt in der sonst anständigen Menschennatur. Wir können dem Dichterworte beistimmen: „Gute fliehen das Laster aus Liebe zur Tugend." Statt derlei Wunder zu leugnen, wollen wir also vielmehr an sie glauben und sie wieder erflehen. So, wenn Methodius berichtet, daß Vespasian, bevor er den Thron bestieg, an einem Blinden oder Lahmen Wunder getan hat oder der heilige Gregorius an der Seele des Trajan. Es ist gut so. Andere Herrscher sollen dadurch angehalten werden, ebenso schön zu handeln. Es ist menschliche Kraft, im unreinen Sumpf die edle

Schale zu finden, das Weizenkorn in der Spreu. So kann dann auch Gott innerhalb des krassesten Unglaubens Schönes finden, das er selbst gesäet hat, und darum haßt er nicht, was er geschaffen hat. Wenn dann tausend Wunder in der Welt erglänzen, so erscheint sie dadurch um so deutlicher als seine Schöpfung. Keine Schlechtigkeit der menschlichen Natur konnte ihr ihre Schönheit nehmen, und wer an Gott glaubt, sieht, wie groß Er ist, der sich selbst im Heidentum erweist.

Wie sehr die gottgeweihte Keuschheit auch von den Heiden geachtet worden ist, zeigen die strengen Strafen, die überall einer Verletzung des Keuschheitsgelübdes galten. Juvenal (in der vierten Satire, in der gegen Crispin) berichtet, was diese Strafen gewesen sind: „Mit dem sie noch neulich gebuhlt hat, wird die Priesterin nun lebendigen Leibes begraben." Ebenso Augustinus im dritten Buche des „Gottesstaates": „Die alten Römer begruben lebendig die über dem Vergehen der Unzucht betroffenen Vestalinnen. Ehebrecherische Frauen bestraften sie zwar, aber nicht mit dem Tod." Noch strenger als der Ehebruch wird also die Verletzung dieser dunklen und heiligen göttlichen Ehe, die das Keuschheitsgelübde darstellt, gestraft. Christliche Fürsten aber schützten die Keuschheit noch eifriger, denn bei uns gründet sie sich ja auf ein noch viel heiligeres Gelübde. Deshalb erließ der Kaiser Justinianus

die Bestimmung: „Wenn es jemand wagt, eine gottgeweihte Jungfrau zu entführen oder auch nur zur Ehe zu verlocken, so soll ihn dies das Leben kosten." Ebenso straft auch die Kirche unerbittlich Sünden dieser Art, während sie doch sonst dem reuigen Sünder, der büßt, so weit verzeiht, daß er nicht sterben muß. Deshalb hat auch der Papst Innozenz an den Bischof Victricius von Rouen die Verordnung erlassen, die man im XIII. Kapitel lesen kann: „Frauen, die sich geistig mit Christus vermählt und den Schleier genommen haben, dürfen, wenn sie sich später öffentlich verheiratet haben oder im geheimen verführt worden sind, zur Buße nicht zugelassen werden, außer wenn der, mit dem sie die Verbindung eingegangen hatten, nicht mehr am Leben ist." Selbst jene aber, die noch nicht wirklich eingekleidet worden sind, aber schon den Entschluß ausgesprochen haben, fromme Jungfrauen zu bleiben, ihre Gelübde dann aber nicht eingehalten, müssen eine gewisse Zeit lang büßen. Denn Gott hat ihr Gelübde schon gehört. Selbst ein unter Menschen geschlossener Vertrag soll ja durchaus eingehalten werden. Da darf doch ein Gelübde, das man Gott gegeben hat, gewiß nicht ohne die schwerste Strafe verletzt werden. Der Apostel Paulus sagt von den Frauen, die ihren Witwenstand verlassen: sie handeln böse, denn sie halten die Treue nicht. Ist das nicht noch viel mehr so bei Jungfrauen, die ihr Gelübde verletzen? Deshalb

schreibt auch der berühmte Pelagius der Tochter des Mauritius: „Die an Christus zur Ehebrecherin wird, ist verwerflicher als die, welche ihrem Manne die Treue bricht. Darum hat die römische Kirche erst vor kurzem mit Recht bestimmt, daß diejenigen Frauen, welche ihren gottgeweihten Leib durch Unkeuschheit beflecken, kaum der Buße mehr würdig zu achten seien." Wenn wir nun weiterhin nachlesen, wie sorgsam, innig, liebevoll die Kirchenlehrer nach dem Beispiel des Herrn und der Apostel sich um die Frauen, die sich Gott geschenkt haben, bemüht haben, dann müssen wir erkennen, daß sie mit einem Eifer ohne Grenze die Frömmigkeit der Frauen gepflegt haben, sie ermahnt, wo es notwendig war, in ihrem Berufe belehrt, unterrichtet, gestützt. Von allen den übrigen will ich schweigen, nur drei der bedeutendsten will ich anführen: Origines, Ambrosius und Hieronymus.

Origines, der größte Philosoph der Christenheit, hat sich selbst — die Kirchengeschichte berichtet davon — entmannt, um dann den gottgeweihten Frauen im Unterricht zur Seite stehen zu können, ohne daß die Verdächtigung einer unreinen Absicht ihm nahen könne.

Hieronymus — ein jeder weiß es — widmete aus Liebe zu Paula und Eustochium eine Fülle von frommen Schriften diesem Thema. In seiner Schrift über die Himmelfahrt der Mutter Gottes, die er eben auch für diese Frauen verfaßt hat, sagt er das selbst in dem Worte: „Weil ich aber,

durch meine große Liebe zu euch überwunden, nichts abschlagen kann, was ihr wünscht, so will ich den Versuch machen, euer Verlangen zu stillen." So handelt er, während er oft sehr bedeutenden, geehrten und würdig lebenden Lehrern, die ihm geschrieben hatten, nicht einmal eine kurze Antwort gegeben hat. Darauf bezieht sich die Bemerkung des heiligen Augustinus im zweiten Buche der „Retraktationen": „Ich habe an den Presbyter Hieronymus, während er in Betlehem sich aufhielt, zwei Schriften geschickt: eine über den Ursprung der Seele und eine zweite über den Satz des Apostels Jakobus: ‚So jemand das Gesetz hält und sündigt an einem, der ists ganz schuldig.' Über beide Schriften bat ich ihn um sein Urteil. In der ersten habe ich die Frage, die ich aufgeworfen, selbst ohne Lösung gelassen; in der zweiten habe ich meine Ansicht nicht verschwiegen, fragte aber bei ihm an, ob er sie billige. Er antwortete, daß er sich über meine Frage gefreut habe, daß er aber keine Zeit habe, sie zu beantworten. Ich aber wollte doch die Bücher nicht herausgeben, solange er lebte, weil ich hoffte, daß er mir doch irgendeinmal antworten würde und ich meine Meinung zusammen mit seiner Antwort werde herausgeben können. Allein er starb darüber, und erst dann habe ich meine Schriften veröffentlicht." Man sieht daraus, daß dieser bedeutende Mensch vergeblich gewartet hat, daß ihm Hieronymus auch nur eine Zeile antworte. Derselbe Mann aber

übersetzte und schrieb selbst für die beiden Frauen eine ganze Reihe großer Bücher in harter Mühsal und erwies ihnen so viel mehr Ehre als einem Bischof. Es mag sein, daß er um ihre Tugend so bemüht war und sich so sehr scheute etwas zu tun, was sie kränken könnte, weil er eben die Empfindlichkeit der Frauen kannte. Seine Liebe zu den Frauen erscheint manchmal so stark, daß man den Argwohn nicht lassen kann, er gehe in ihrem Preise etwas über die Aufrichtigkeit hinaus. Er selbst sagt einmal, als kenne er diesen seinen eigenen Fehler: „Die Liebe kennt keine Grenzen." In der Vorrede zum „Leben der heiligen Paula" spricht er: „Wenn alle meine Glieder sich in Zungen verwandelten und alle meine Gelenke reden könnten, ich könnte doch keine Worte finden, die Tugenden der heiligen, verehrungswürdigen Paula würdig zu preisen." Und mit diesen Worten wünscht er die Leser neugierig zu machen. Er hat auch Biographien heiliger Väter geschrieben, wie würdig sie der Verehrung waren und wie der Glanz ihrer Wunder die Welt überstrahlt, und diese Berichte enthalten viel Merkwürdigeres, aber keinen der Väter hat er so verherrlicht wie jene Witwe. In gleicher Art fängt sein Brief an die Jungfrau Demetrias mit einer solchen Lobpreisung an, daß man beinahe sagen könnte, es sei eine über alles Maß hinausgehende Schmeichelei: „Von allen Gegenständen," heißt es, „über welche ich von meiner frühesten Jugend

an bis zu meinem jetzigen Alter geschrieben habe oder habe schreiben lassen, ist keiner schwieriger als das gegenwärtige Werk. Denn ich schicke mich an, an Demetrias zu schreiben, die Jungfrau Christi, die an Edelmut und an Reichtum die Erste in Rom ist. Wenn ich ihre Tugenden preise, wie sies verdienen, wird man von mir sagen, ich sei ein Schmeichler." Für den frommen Mann war es eine süße Aufgabe, durch seine kunstreichen Worte das schwächere Geschlecht zum Dienst der Tugend zu ermahnen. Aber Taten gelten mehr als Worte, und deshalb bekümmerte er sich in solch inbrünstiger Liebe um die Frauen, daß man ihn, wie heilig er auch war, zu verdächtigen anfing. Er erzählt selbst davon in einem Briefe an Asella an jener Stelle, wo es von den falschen, verleumderischen Freunden heißt: „Mögen sie mich immerhin für einen Verbrecher halten, bedeckt mit allen Schandtaten; du aber tust wohl daran, wenn du, deinem Herzen folgend, auch die Schlechten für gut hältst. Denn es ist gefährlich, über den Knecht eines andern zu richten, und wer Gutes schlecht macht, dem wird nur schwer verziehen. Sie haben mir die Hände geküßt und mich mit ihrer giftigen Zunge verleumdet. Mit den Lippen bedauerten sie mich, im Herzen lachten sie. Sie mögen selbst sagen, ob sie jemals etwas anderes an mir gefunden, als was einem Christen sich ziemte. Was man mir zum Vorwurf macht, ist einzig und allein mein Geschlecht, und auch das

würde man mir nicht vorwerfen, wenn Paula nicht nach Jerusalem gekommen wäre." Und dann: „Ehe ich in das Haus der frommen Paula kam, war nur eine Stimme des Lobes über mich in der ganzen Stadt; ja, ich war nach dem Urteil aller würdig, das Amt des höchsten Priesters in der Kirche zu bekleiden. Aber seitdem ich anfing, sie nach dem Verdienst ihrer Frömmigkeit zu verehren und zu lieben, war ich auf einmal aller Tugenden bar." Und noch weiter: „Grüße Paula und Eustochium, die mein sind in Christo, man sage was man wolle."

Wir lesen ja auch, daß der Herr selbst die bekehrte Sünderin so gütig und vertraulich behandelt hat, daß der Pharisäer, bei dem er zu Gaste war, sich darüber wunderte und zu sich selbst sprach: „Wenn dieser ein Prophet wäre, wüßte er, wer und welch ein Weib das ist, die ihn anrühret." Es ist also gar nicht so staunenswert, daß die Heiligen, sozusagen die Glieder dessen, der das Haupt der Kirche ist, seinem Beispiele so sehr nacheiferten, daß sie, um verirrte Seelen zu retten, den eigenen guten Ruf opferten. Um diesem Schicksal zu entgehen, hat ja Origines, wie gesagt, sich nicht gescheut, seinen eigenen Leib zu verstümmeln, und sich entmannt. Die heiligen Väter haben ihre wundersame Milde zu den Frauen nicht nur dadurch erwiesen, daß sie sie belehrten, ihnen Unterricht gaben; sie haben sie so sehr zu trösten gewußt, daß auf recht heftige Weise ihre Liebe zutage trat und

es manchmal so aussieht, als hätten sie in maßlosem Mitleid, nur um die Weiber über ihren Schmerz wegzubringen, ihnen Dinge versprochen, die eigentlich mit der christlichen Lehre in Widerspruch stehen. Von solcher Art sind die Tröstungen, die der heilige Ambrosius den Schwestern des Kaisers Valentinian nach dessen Tod zu schreiben den Mut hatte. Er versprach ihnen, daß ihr Bruder in den Himmel kommen und die ewige Seligkeit erhalten werde, trotzdem er doch die Taufe gar nicht bekommen hatte. Und ein solches Versprechen steht meines Erachtens im Widerspruch sowohl mit der katholischen Lehre als auch mit dem Evangelium selbst. Immerhin, diese frommen Männer wußten, wie wohlgefällig vor Gott die Tugend des schwachen Geschlechtes ist, und deshalb handelten sie so.
Und wahrlich, so sehen wir, daß große Scharen von Jungfrauen dem Beispiel der Mutter Gottes folgen und Deinen heiligen Stand erwählen, der sie dem Unschuldslamme, wie geschrieben steht, auf Schritt und Tritt zu folgen heißt; nur wenige Männer aber sind so vollkommen, daß sie das dürfen. Es hat auch Frauen gegeben, die in inbrünstiger Liebe zu solcher Tugend Hand an sich selbst gelegt haben, um Gott so die äußerste körperliche Reinheit, die sie ihm gelobt haben, zu erhalten. Und solche Opfer sind nicht nur keinen Tadel wert, sondern die Kirche hat diese Frauen als Märtyrerinnen in hohen Ehren gehalten. Es kommt auch vor, daß Jungfrauen, die schon das

Ehegelöbnis geleistet haben, in Wirklichkeit ihrem Manne körperlich aber noch nicht angehört haben, manchmal ins Kloster gehen wollen, Gott zu ihrem Manne nehmen und ihren wirklichen Ehemann im Stiche lassen; auch das dürfen sie, während Männer solches Recht nicht haben. Dann hat es noch einige Frauen gegeben, die so eifrig waren in dem Bemühen, ihre Keuschheit zu bewahren, daß sie Männerkleider anlegten, trotzdem das gegen die Gebote der Schrift verstößt, die sich zu Mönchen zurückgezogen haben, wo dann die hervorleuchtende Tugend ihrer Natur sie würdig gemacht hat, den Sitz des Abtes einzunehmen. Das erfahren wir zum Beispiel von der heiligen Eugenia, welche mit Wissen des Bischofs Helenus, ja sogar auf seinen Auftrag, Männerkleider angezogen hat, dann von diesem Bischof die Taufe erhielt und in ein Mönchskloster aufgenommen worden ist.

Ich glaube, vielgeliebte Schwester im Herrn, daß ich die erste Deiner Fragen zur Genüge beantwortet habe. Ich meine, daß ich genug darüber gesagt habe, was die Grundformen Deines Ordens sind, und was die Schätzung, die er gerechterweise genießt. Und ich hoffe nun, daß Du die Pflichten Deines Amtes um so eifriger befolgst, da Du nun die Auszeichnung zu schätzen wissen wirst, die Du genießt. Nun will ich in einem zweiten Briefe Deiner andern Frage näher treten. Gott wird mir dazu die Kraft geben, wenn Dein eifriges Gebet mich am Leben erhält. Leb wohl.

ACHTER BRIEF

ABÄLARD AN HELOISE

NACHDEM ich nun, soweit es mir eben möglich war, den ersten Teil Deiner Bitte erfüllt habe, muß ich nun noch über das sprechen, was übrigbleibt, wenn ich Deinen Wunsch und den Deiner geistlichen Töchter erfüllen soll. Ihr wollt noch eine bestimmte Ordensregel von mir aufgesetzt haben, und ich soll sie euch aufgeschrieben schicken, damit ihr dann in dieser Schrift von Fall zu Fall nachsehen könnt, was ihr tun und was ihr lassen sollt, und so eine größere Sicherheit habt als die, die nur aus der Überlieferung kommt. Ich habe mir also den Plan gemacht, die Gewohnheiten zu prüfen, die Zeugnisse der Heiligen Schrift zu überlegen und dann der Ordnung gemäß aus alledem eine Regel zu formen. Ich will damit den Tempel Gottes, den ihr, wenn ich mich bildlich so ausdrücken darf, baut, gleichsam mit schönen Bildern ausschmükken und aus unzusammenhängenden Teilen ein Werk schaffen. Ich will so tun, wie es der Maler Zeuxis getan hat, und mit meinem bildlichen Tempel es so halten, wie er es bei seinem leibhaftigen getan hat. Wir lesen nämlich in den „Rhetoricis" des Cicero: „Die Bürger von Kroton beriefen den Zeuxis, um einen Tempel, der ihnen besonders heilig war, von ihm mit prächtigen Gemälden ausschmücken zu lassen.

Zu diesem Zweck wählte er sich aus der Bevölkerung die fünf schönsten Mädchen, die bei seiner Arbeit vor ihm standen und deren Schönheit ihm zum Muster diente." Dies ist aus zwei Gründen ganz wohl glaublich: einmal, weil dieser Maler nach der Mitteilung des genannten Schriftstellers eine besondere Geschicklichkeit darin hatte, Frauen zu malen; sodann auch weil weibliche Formen selbstverständlich einen feineren, lieblicheren Eindruck machen als männliche. Mehrere Mädchen aber, sagt der erwähnte Philosoph, habe er ausgewählt, weil er nicht glaubte, daß er eine finden werde, bei der alle Glieder gleich formvollendet wären, und daß die Natur eine einzige mit so reicher Schönheit ausgestattet habe, daß sie lauter gleich schöne Körperteile aufzuweisen habe. Die Natur, das war seine Meinung, bilde in der Körperwelt nichts durchaus und gleichmäßig Vollendetes, als fürchte sie, wenn sie alle Vorzüge auf einen Gegenstand vereinige, für die andern nichts mehr übrig zu haben. Auf die gleiche Art will auch ich tun, will die Schönheit der Seele nachzuzeichnen versuchen und die Vollkommenheit der Braut Christi schildern. Dann mögt ihr dieses mein Werk als einen Spiegel vor Augen haben und sehen, wie eine rechte Jungfrau des Herrn zu sein hat, und mögt in diesem Spiegel erkennen, was an euch schön und was an euch häßlich ist. Diese Regeln will ich aus den vielen Schriften der heiligen Väter zusammenstellen und auch

die gewohnten traditionellen Klosterregeln zur Grundlage nehmen. Ich will darüber nachdenken, was mir davon erinnerlich ist, und das Beste will ich dann hervorsuchen und so alles sammeln, was auf euer heiliges Amt sich bezieht. Ich werde da nicht nur auf jene Bestimmungen zurückgreifen, die nur für Nonnen sind, sondern auch auf jene, die für Mönche gefaßt sind. Ein Name und das gleiche Keuschheitsgelübde verbindet ja uns und euch, und deshalb gelten auch vielfach für euch dieselben Gesetze wie für uns. Aus alledem nun will ich das Passende wählen, gleichsam einen Blumenstrauß, mit dem ich eure keuschen Lilien noch ziere, und so werde ich mit einer tieferen Inbrunst daran gehen, die Braut Christi zu malen, als Zeuxis tun konnte, der ja nur ein profanes Bild schaffen wollte. Für ihn war es ausreichend, wenn er fünf Modelle hatte, aus denen er die Schönheit seines Bildes schaffen zu können vermeinte. Ich aber habe alle Schätze der Schriften der heiligen Väter zur Verfügung, und wenn mir nun auch noch Gott hilft, dann werde ich euch ein Werk übergeben dürfen, das höchst vollendet ist. Und ich hoffe, es bereitet euch aufs beste vor zu dem Schicksal und zu der innerlichen Vollkommenheit jener fünf weisen Jungfrauen, von denen im Evangelium die Rede ist, und die der Herr christlichen Jungfrauen als Beispiele gesetzt hat. Eure Gebete aber sollen mich unterstützen, damit dem Willen die Kraft zu solchem Werke nicht

fehle. Mit Christus grüße ich euch, ihr Bräute Christi . . . . . .

Es folgt nun eine unpersönlich gehaltene Ordensregel von der Art jener, die der daran Interessierte auch sonst vielfach zu finden weiß und die darum hier fortgelassen ist.

Gedruckt in der Spamerschen Buch-
druckerei zu Leipzig. Einband-
zeichnung von Emil Preetorius

rd und
10534

THE INSTITUTE OF MEDIAEVAL STUDIES
59 QUEEN'S PARK CRESCENT
TORONTO — 5, CANADA

10534.